

A photograph of a wooden dock on a pond. The dock is made of light-colored wooden planks and has a white plastic container on it. A blue kayak is tied to the dock. The water is covered in green algae. The background is a dense forest. The image is overlaid with white lines and shapes, including a large white circle at the top left, a white square at the top right, a white circle at the bottom right, and a white line connecting them. The text is overlaid on the image.

Merle Ibach

Postwachstum gestalten

Designethnografische Perspektiven
auf Prototypen des gesellschaftlichen
Wandels

[transcript] Design

Merle Ibach
Postwachstum gestalten

Merle Ibach ist Designethnografin mit einem interdisziplinären Fokus auf Gestaltung, Gesellschaft und Transformation. Sie forschte am Critical Media Lab Basel und promovierte an der Leuphana Universität Lüneburg.

Merle Ibach

Postwachstum gestalten

Designethnografische Perspektiven auf Prototypen
des gesellschaftlichen Wandels

[transcript]

Die Open-Access-Ausgabe wird publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de/> abrufbar.



Dieses Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz BY 4.0 lizenziert. Für die ausformulierten Lizenzbedingungen besuchen Sie bitte die URL <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>.

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

2026 © Merle Ibach

transcript Verlag | Hermannstraße 26 | D-33602 Bielefeld |
live@transcript-verlag.de

Umschlaggestaltung, -abbildung, Satz: Merle Ibach

Korrektorat: Anette Nagel

Druck: Druckhaus Bechstein GmbH, Wetzlar

<https://doi.org/10.14361/9783839471357>

Print-ISBN: 978-3-8376-7135-3 | PDF-ISBN: 978-3-8394-7135-7

Buchreihen-ISSN: 2702-8801 | Buchreihen-eISSN: 2702-881X

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

Kurzfassung	7
Danksagung	11

Einleitung	15
Welt im Wandel	16
Fragestellung	22
Das Motiv der Veränderung im Design	24
Forschungsstand	27
Positionalität	33
Aufbau der Arbeit	35

Methode	39
Praxeologisch forschen	40
Mein Van als Methode	43
Analysekategorien des forschenden Reisens	68
Praxeologische Leerstellen	73

Zukunft	93
Eine mögliche Zukunft	94
Prototypen einer Postwachstumsgesellschaft	105
Diskussion: Umbau einer spätmodernen Zukunft	129

Selbst	139
Die Figur des Selbst	140
Den eigenen Lebensraum gestalten	148
Einen Baum pflanzen	154
Linsen sortieren	161
Eine Vision zeichnen (Träumen)	166
Diskussion: Das spätmoderne Selbst als Gegenthese des Wandels	174

Machen	185
Das Machen in der Krise	186
Der Inselgarten – Kleine Welten machen	198
Der 3D-Drucker – Vermittler der Katastrophe	206
Die Komposttoilette – Ästhetik des Unfertigen	219
Diskussion: Sinnliche Wiederverunsicherung im Machen	223

Schluss	231
Zusammenfassung: Argumentation und Erkenntnisse	234
Reflexion	239
Grenzen der Untersuchung	242
Abschlussbetrachtung – Design als Vermittlerin einer Welt im Wandel	245
Beitrag zur Design(kultur)forschung und Ausblick	251
Ausblick	254

Quellenangaben	257
Abbildungsverzeichnis	269
Kenntlichmachung	271

Kurzfassung

Die vorliegende Dissertation untersucht urbane Zukunftslabore als Akteure einer ökosozialen Transformation, die eine Postwachstumsgesellschaft gestaltend vorantreiben. Im Fokus steht die Projektgemeinschaft *Wir Bauen Zukunft*, deren kreative und partizipative Praktiken sowie Netzwerke in einer ethnografischen Studie analysiert werden. Zentral ist die Frage, wie Transformation gestalterisch praktiziert und die Vision einer Postwachstumsgesellschaft in Prototypen materialisiert wird. Die Untersuchung erstreckt sich über vier Jahre und nutzt einen explorativen Ansatz, der es ermöglicht, unvorhergesehene Ereignisse einzubeziehen und zusätzliche Fragestellungen zu entwickeln. Der Einsatz eines ausgebauten Camper-Vans als Forschungsmethode eröffnet einen multiplen Erkenntniszugang und dient als erfinderische Methode, um die Postwachstumsdebatte räumlich und körperlich erfahrbar zu machen.

Die Ergebnisse der Untersuchung zeigen, dass Lebensentwürfe jenseits des Wachstums vermehrt im ländlichen Raum entstehen, geprägt von einem urbanen Lebensstil, digitaler Vernetzung und einem erhöhten Umweltbewusstsein. Trotz heterogener Ansätze teilen die untersuchten Projektgemeinschaften eine gemeinsame Vision einer Postwachstumsgesellschaft. Ihre gestalterischen Praktiken zielen darauf ab, nicht nur konkrete Gesellschaftsentwürfe zu schaffen, sondern auch angesichts multipler Krisen ein präreflexives Verständnis der gesellschaftlichen Verunsicherung zu entwickeln. Die Projektgemeinschaften machen das Design zur Vermittlerin des Wandels. Dabei erscheinen die von ihnen geschaffenen Prototypen, Modelle und Zeichnungen in ihrer spielerischen und amateurhaften Anmutung in einem starken Kontrast zur Komplexität der sprachlich formulierten Zukunftsvision. Diese Spannung zwischen der scheinbaren Einfachheit der Prototypen und der umfassenden Vision einer Postwachstumsgesellschaft spiegelt die Ambivalenz und die Herausforderungen wider, mit denen die Zukunftslabore konfrontiert sind.

Die Argumentation der Arbeit folgt dem ethnografischen Erkenntnisprozess und gliedert sich in drei Empiriekapitel: Im Kapitel *Zukunft* wird die Postwachstumsvision anhand verschiedener Beispiele aus dem gesammelten Material entfaltet, wobei die Vielschichtigkeit der Zukunftspraktiken sichtbar wird. Das Kapitel *Selbst* beleuchtet die Herausforderungen, die sich aus der Auseinandersetzung der Projektgemeinschaften mit spätmodernen Handlungsmustern ergeben, und zeichnet die Figur des

Selbst als Gegenthese zur Postwachstumsvision nach. Im Kapitel *Machen* werden drei Prototypen analysiert, um zu verstehen, wie die Gemeinschaften ihre Visionen praktisch verhandeln. In der Argumentation wird deutlich, dass die Postwachstumspraktiken weniger auf die Gestaltung einer neuen Gesellschaft abzielen, sondern vielmehr auf ein körperliches, sinnliches Verstehen und das Aushandeln einer kollektiven Vision. Durch den praktischen Umgang mit einfachen Werkzeugen wie Hammer, Säge, 3D-Drucker oder Buntstifte wird das Bestehende umgebaut. Damit wird auch die Zukunftsorientierung im Design neu geordnet. An die Stelle einer wachstumsorientierten Spätmoderne tritt eine Lowtech-DIY-Transformation, die Fortschritt von Wachstum entkoppelt.

Abstract (english)

This dissertation examines urban future labs as actors who promote a degrowth society as part of an eco-social transformation. I analyse the creative and participatory practices and networks of the project community *Wir Bauen Zukunft* (We Build Future), drawing on a four year ethnographic study. The study followed an exploratory approach to answer the research question: how do future labs design transformation and how do they materialise the vision of a degrowth society into prototypes? The conversion of a camper van and the following travel with it was a key element of my research method. This approach of an inventive method facilitated the incorporation of unforeseen events and the development of additional research questions. Thus, it was possible to open multiple forms and opportunities to access knowledge production and to make the degrowth debate spatially and physically tangible.

The study shows that social models beyond growth are increasingly emerging in rural areas, characterised by cosmopolitan lifestyle, digital connectivity and increased environmental awareness. Despite their heterogeneous approaches, the project communities I investigated share a common vision of a degrowth society. Their design practices aim not merely to create specific social blueprints but rather to develop a pre-reflexive understanding of social uncertainty in the face of multiple crises. Therefore, the future labs mobilise design as an agent of change. The prototypes, models and sketches they create appear playful and amateurish in contrast to the complexity of the vision of the future composed in the discourse. This tension between the apparent simplicity of the prototypes and the comprehensive vision of a degrowth society reflects the ambivalences and challenges faced by the project communities.

Following the exploratory research process, the dissertation is divided into three empirical chapters. In the chapter *Future*, I elaborate the degrowth vision using various examples from field observations, whereby the multiplicity of hands-on approaches in the degrowth debate becomes visible. The chapter on *the Self* sheds light on the project communities' social, political and economic challenges, which arise as a result of late-modern patterns of behaviour, based on micro-observations of a workshop, and depicts the figure of the self as an antithesis to the degrowth vision. In the chapter on *Making I* analyse three prototypes in order to demonstrate how the communities negotiate their challenges and visions in practice. Out of these empirical discussions it becomes clear that degrowth communities, rather than attempting to design a new society, prioritise the development of a mutual physical and sensory understanding and the negotiation of a collective vision. This also repositions the future orientation in design. Through the hands-on use of simple tools such as hammers, saws, 3D printers or coloured pencils, the future labs reorganise established social conditions: the knowledge orders of a growth-orientated late modernity are replaced by a low-tech DIY transformation that decouples progress from economic growth.

Danksagung

Diese Arbeit ist nur durch das Mitwirken von vielen tollen Menschen entstanden. Der Austausch mit ihnen hat meine Forschung bereichert und dazu beigetragen, dass meine Arbeit über den Horizont meiner ursprünglichen Vorstellungen hinausgewachsen ist. Ihnen gilt mein ganzer Dank.

Zuallererst möchte ich meinem Erstbetreuer Timon Beyes für seine Offenheit und Geduld danken. Er war bereit, mich als Doktorandin aufzunehmen, obwohl ich fachfremd war, und hat daher von Anfang an meinen Prozess durch das Dickicht der Wissenschaft begleitet. Auf langen Spaziergängen hat er mir geholfen, mich meinem Forschungsgegenstand zu nähern, ohne dabei seine eigenen Forschungsinteressen in den Vordergrund zu stellen. Seine Arbeiten zu Kreativität und sein soziologischer Blick haben meine Arbeit entscheidend beeinflusst. Insbesondere durch seine Inputs zu Methoden hat er mir Mut gemacht, mein eigenes methodisches Framework zu entwickeln.

Ebenso möchte ich meiner zweiten Betreuerin, Claudia Mareis, meinen besonderen Dank aussprechen. Ihre wissenschaftlichen Beiträge zur Designforschung haben mich erst dazu gebracht, in diesem Feld zu promovieren. Mit ihrer umfassenden Expertise zur Wissensgeschichte und Gestaltung hat sie mir und vielen anderen Nachwuchsforscher:innen im Design den Weg bereitet. In ihrem Kolloquium hat sie uns einen sicheren Raum geboten, in dem wir unsere wissenschaftliche Praxis entwickeln konnten. Ihre feinsinnige Kritik und ihre klugen Fragen haben nicht nur meine Arbeit, sondern auch meine persönliche Entwicklung geprägt.

Ein herzliches Dankeschön geht auch an meine Drittgutachterin, Sophie Prinz. Obwohl meine Arbeit bereits fortgeschritten war, hat sie sich bereit erklärt, noch aktiv in den Prozess miteinzusteigen. Ihr aufmerksamer Blick und ihre wissenschaftliche Expertise im Bereich Design und Praxistheorien haben meine Arbeit bereichert. Darüber hinaus hat sie mich dabei unterstützt, mich auch beruflich zu positionieren.

Weiter möchte ich mich bei Moritz Greiner-Petter bedanken, der nicht nur einer meiner wichtigsten Kritiker war, sondern vor allem ein sehr guter Freund und eine wichtige emotionale Stütze. Seine Geduld und Unterstützung beim Strukturieren meiner Gedanken

und Textskizzen waren entscheidend, dass dieser Text überhaupt entstehen konnte.

Wolfgang Jonas verdient meinen ausdrücklichen Dank. Gerade zu Beginn hat er mir durch sein rasches, präzises und häufig witziges Feedback geholfen, meine eigene Position in der Designforschung zu entwickeln. Gleichzeitig hat er mich daran erinnert, dass es auch ein Leben jenseits der Designforschung gibt.

Es gibt noch viele weitere Personen aus der Academia, denen ich danken möchte, da sie mich auf vielfältige Weise unterstützt und inspiriert haben, einige möchte ich namentlich erwähnen. Vorneweg gilt Lilo Viehweg (und dem gesamten PhD Colloquium) ein besonderer Dank für ihre ermutigenden Worte und ihre Unermüdlichkeit, mit der sich mich auf blinde Flecken meiner Forschung aufmerksam gemacht haben. Gleiches gilt für Johannes Bruder, Nicolaj van der Meulen, Aylin Yildirim Tschoepe, Paul Heinicker, Jennifer Crouch und Tom Critchley, ihre Beiträge reichten weit über formelle Diskussionen hinaus, und ihre Unterstützung war für mich von unschätzbarem Wert.

Ein großer Dank geht auch an diejenigen, die ich während meiner Forschungsresidenzen kennenlernen durfte, darunter Alex Wilkie, Kat Jungnickel, Michelle Christensen und Florian Conradi. Sie haben mir gezeigt, dass Wissenschaft immer auch politisch ist, und mir geholfen, mein Selbstverständnis als Designforscherin zu bilden.

Besondere Anerkennung geht an meine Familie, meine Eltern, Patrick Salz und meine Freunde. Sie haben mir das Vertrauen in mich zurückgegeben, wenn ich es verloren habe. Ihre emotionale Unterstützung und ihr bedingungsloser Beistand haben mir den nötigen Rückhalt gegeben und – noch wichtiger – die nötige Ablenkung.

Vieles wäre nicht möglich gewesen ohne die helfenden Hände und die technische Unterstützung von einigen lieben Menschen. Janick Schmid und Patrick Salz haben mich durch ihr technisches Know-how im Bereich 3D-Druck unterstützt, Maximilian Schob hat mir durch sein umfassendes Wissen und technisches Geschick im Erstellen von Karten geholfen, meine Argumente auch visuell sichtbar zu machen, meiner Schwester Lara Ibach gilt mein Dank für ihre tatkräftige Unterstützung beim Ausbau des Vans, außerdem

möchte ich mich bei meiner langjährigen Freundin Laura Koch bedanken, die mich überhaupt erst mit WBZ in Kontakt gebracht hat.

Ich möchte mich zudem bei den Projektgemeinschaften bedanken, die ich während meiner Feldforschung kennenlernen durfte. Sie haben mich offen aufgenommen und mir Einblicke in ihre Welten gewährt. Ein besonderer Dank geht hier an Aurèle Haupt von WBZ. Der Austausch mit ihm und anderen klugen Köpfen bei WBZ hat die Richtung meiner Arbeit maßgeblich beeinflusst. Ein weiterer Dank gilt all jenen Personen, die ich während meiner Forschungsreise kennenlernen durfte, darunter Timm Wille (OSEG), Frederik Fischer (Coconat), Laura Koch (Lebendiger Landbau), Juli Biemann und Olga Bünning (CoWorkLand), Britta Lüpke (Destinature), Ute Donath (Klimawerkstatt), Thomas Donnebrink (Hof Prädikow), Kornelius Maurath (Insel Weißensee), Daniel Domscheit-Berg (Verstehbahnhof), Leopold Tomaschek (Wanderlust), Marius Wittmann (Alte Mu) und viele andere.

Ein großer Dank gilt dem Schweizerischen Nationalfonds (SNF), dessen finanzielle Unterstützung es mir ermöglichte, mich tiefgehend mit meinem Thema auseinanderzusetzen, Feldforschung zu betreiben und Forschungsresidenzen wahrzunehmen.



Abb. 1: Holz auf meinem Balkon während des ersten Corona-Lockdowns April 2020.

Einleitung

Stille, Klatschen, Stille, Warten, noch längeres Warten, Handy an, Handy aus, Stille. Unruhe steigt in mir auf. Ich warte, ohne zu wissen worauf. Vielleicht, dass das so plötzlich, wie es gekommen ist, auch einfach wieder vorbeigeht. Oder dass noch etwas viel Schlimmeres passiert, dass das womöglich erst der Anfang ist. Auf meinem Balkon stehend, betrachte ich den fragilen Moment, wie er sich anfühlt, anhört, wie er aussieht. Es ist schwer zu sagen, was sich verändert hat. Die Menschen bewegen sich anders. Ab und an huscht jemand unten vor dem Haus vorbei. Es ist eher der anhaltende Stillstand, von dem die Bedrohung ausgeht. Stündlich neue Nachrichten und steigende Zahlen, draußen Stille. Eigentlich wäre ich jetzt nicht hier in Basel. Eigentlich hatte ich einen weiteren field trip für meine Doktorarbeit geplant. Eigentlich hatte ich untersuchen wollen, wie Projektgemeinschaften den ländlichen Raum nutzen, um als Reaktion auf den Klimawandel eine Zukunft des Weniger zu proben. Dann der plötzliche Stillstand, alle Termine wurden abgesagt, alle Pläne vorerst und auf unbestimmte Zeit pausiert. – Meine Hände erwachen zuerst aus dem dumpfen Gefühl der Schockstarre. Sie suchen nach etwas, an dem sie sich festhalten können, und finden ein Stück Holz. Schon lange wollte ich aus dem alten Lattenrost, der seit geraumer Zeit auf meinem Balkon lagert, etwas machen.

Welt im Wandel

Es ist Frühjahr 2020 und die erste Welle der Covid-19-Pandemie legt den Alltag in den Städten lahm. Mit einem Mal wird die Zerbrechlichkeit der Spätmoderne deutlich, wie fragil der eigene Körper, das Gesundheitssystem und die hochkomplexen, globalen Lieferketten sind und für wie selbstverständlich die Planbarkeit und das Funktionieren einer geölten Industriemoderne genommen wurde (Bayramoğlu/do Mar Castro Varela 2021). Es ist der kritische Moment, in dem die Verletzbarkeit einer menschengemachten Welt deutlich wird und in dem sich erahnen lässt, wie schnell die Krise kippen kann und zu einer Katastrophe wird. Die tatsächliche soziale Tragweite der Pandemie wird sich erst in den darauffolgenden Jahren entfalten. In immer weiteren Facetten werden die tatsächlichen Auswirkungen von struktureller Diskriminierung, sozialem Auseinanderdriften, einer ausgeprägten Zukunftsangst, der Vereinsamung junger Menschen und einer problematischen Grenzpolitik nach und nach aufgearbeitet.

Zu diesem Zeitpunkt aber, und auch noch in den kommenden zwei Jahren, werden zwischenmenschliche Kontakte auf ein Minimum reduziert, selbst der Blick weicht aus, als könnte schon der Augenkontakt krank machen. Durch die soziale und räumliche Begrenzung und im Abwenden des Blicks vom Außen richte ich zwangsläufig den Blick auf mich selbst. *Eingeschlossen* in meiner Wohnung und *ausgeschlossen* aus meinem Forschungsvorhaben fange ich an, aus Holzresten einen Stuhl zu bauen, verfolge, wie meine Freunde und Familie emsig mit Sauerteig experimentieren und ihre Gärten neu entdecken, und beobachte auf dem Weg zum Supermarkt die Entwicklung der Gabenzäune.¹ Das neue Interesse an niederschwelligem, sozialem Engagement, Handarbeit und DIY-Aktivitäten, das ich in meinem Umfeld, aber auch an mir selbst beobachte, ist eine Reaktion auf eine empfundene Ohnmacht, die durch die Pandemieerfahrung ausgelöst wird. Doch das breitere öffentliche Interesse am Selbermachen hatte schon vorher begonnen.

Das, was ich erst im Moment der Pandemie an mir selbst und in meinem Umfeld erlebe, der intrinsische Drang, etwas tun zu wollen, ist symptomatisch für eine gesellschaftliche Perspektivverschiebung. Bestehende Wissensordnungen, die die Basis eines westlichen Wohlstands und ihr hegemoniales Selbstverständnis begründen, werden angesichts sich akkumulierender Krisen instabil. Der Versuch, einer empfundenen Ohnmacht, die insbesondere von einer drohenden Klimakatastrophe ausgeht, Handlung entgegenzusetzen, ist in der Praxis von Projektgemeinschaften

¹ Das waren öffentliche Zäune, an die Menschen Kleidung, Lebensmittel oder Hygieneartikel hängten, damit Bedürftige sie abholen konnten.

in Ludwigslust-Parchim, Fürstenberg oder Prädikow bereits Alltag. Für sie ist nicht erst die Pandemie, sondern längst schon der Klimawandel ein real existierendes und lebensbedrohliches Szenario, das nicht getrennt werden kann von den Krisen der vergangenen Jahre oder einer zunehmenden geopolitischen Instabilität. Die Akkumulation von Krisennarrativen der letzten Jahre – namentlich die globale Finanz- und Wirtschaftskrise von 2007, die Flüchtlingskrise von 2015, die gegenwärtige Erfahrung der Covid-19-Pandemie seit 2020, die drohende Klimakrise, und aktuell ein innereuropäischer Krieg² – hat auch ein erhöhtes Bewusstsein für die Frage nach „einer möglichen Zukunft“ geschaffen. Zukunft bezeichnet nicht mehr nur das Kommende, sondern bestimmt den alltäglichen gesellschaftlichen Umgang mit Krisen.

Urbane Zukunftslabore im ländlichen Raum

In meiner Untersuchung habe ich mich vor allem mit Genossenschaften, Vereinen, Kollektiven und losen Netzwerken beschäftigt, die durch ihre Aktivitäten zu einer ökosozialen Transformation beitragen. Sie stehen den globalen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts, wie sie die UN bezeichnet³, entschlossen und tatkräftig gegenüber. Sie sind nicht zentral organisiert, staatlich initiiert oder Teil eines regulierten Netzwerks wie das FabLab-Movement⁴ und haben daher sehr individuelle Profile. Jeder Ort ist anders, hat einen anderen Fokus und organisiert sich auf eigene Weise. Dennoch fasse ich die heterogenen Projektgemeinschaften unter dem Arbeitsbegriff der Zukunftslabore zusammen. Mit dem Begriff des Zukunftslabors schließe ich an das Konzept der „Reallabore“ an (Schäpke et al. 2017; Cardullo et al. 2018). Den Ansatz, das Labor in die Welt zu bringen, um „reale Probleme“ mit Akteur:innen vor Ort zu lösen (Schäpke et al. 2017, 3), konzentriere ich mit der Bezeichnung „Zukunftslabor“ auf Fragen zukünftiger Lebensweisen. Denn was die Gemeinschaften vereint, ist ein ausgeprägtes ökologisches und soziales Bewusstsein, eine technische Affinität und die Vorstellung, durch eigenes Handeln zukunftsfähig zu werden und so eine Welt im Wandel mitzugestalten.

Mit dem Ziel einer Transformation spätmoderner Lebensweisen haben sich die Projektgemeinschaften vermehrt erst im städtischen Umfeld, dann auch ab den 2010er Jahren im ländlichen Raum niedergelassen (Dähner et al. 2019; Burke et al. 2019; Sipos/Franzl 2020). Als urbane Zukunftslabore fragen sie danach, wie eine gegenwärtige, wachstumsorientierte Gesellschaft zukunftsfähig werden kann. Diese Entwicklung sehen Burke et al. als eine Graswurzelbewegung ökosozial interessierter „Kundschafter

2 Die Auflistung der Krisenereignisse bezieht sich auf den Zeitpunkt der Abgabe der Dissertation im Frühjahr 2023. Seitdem sind viele weitere geopolitische Großereignisse hinzugekommen und hat sich eine angespannte Weltlage in unerwartetem Ausmaß weiter zugespitzt.

3 <https://sdgs.un.org/publications/21-issues-21st-century-result-unep-fore-sight-process-emerging-environmental-issues>, abgerufen am 19.12.2023.

4 Das Fablab-Movement geht auf eine Initiative des US-amerikanischen Informatikers Neil Gershenfeld zurück, der 2003 am The Center for Bits and Atoms des MIT einen Bausatz entwickelte: „including a computer-controlled laser, a 3-d printer, and large and small computer-controlled milling machines [...] All the tools were connected by custom software. These became known as 'fab labs' (for 'fabrication labs' or 'fabulous labs').“ (Gershenfeld 2012) Da alle Fab Labs gemeinsame Werkzeuge und Prozesse nutzen, hat das Programm ein globales, dezentrales Netzwerk aufgebaut. <https://live.FabLabs.io/>, abgerufen am 19.12.2023.

einer neuen Lebensweise“ (Burke et al. 2019). Die Visionen der urbanen Zukunftslabore werden oft bereits im gewählten Namen sichtbar und reichen von „Wir Bauen Zukunft“, „Open Eco Lab“ und „Eco Hacker Farm“ bis zu „Wandelgut“ und „Klimawerkstatt“. Während der insgesamt vier Jahre meiner Forschung habe ich elf Gemeinschaften besucht.⁵ Vier Projekte, denen ich während meiner Forschung begegnet bin, möchte ich exemplarisch vorstellen.

Wir Bauen Zukunft

Die Maker-Community Wir Bauen Zukunft (WBZ), die in dieser Untersuchung eine zentrale Rolle bekommt, ist genossenschaftlich organisiert und hat etwa 100 Mitglieder (Stand 2020). Sie bewirtschaftet ein Grundstück in Mecklenburg-Vorpommern, etwa eine Stunde von Hamburg und zwei Stunden von Berlin entfernt, das sie zum Experimentierraum erklärt hat. Ihr Ziel ist es, Lösungen zu entwickeln für eine nachhaltige, enkeltaugliche Zukunft. Dafür haben die Mitglieder einen Prinzipienkatalog aufgestellt, in dem Grundsätze wie „nachhaltiges Unternehmertum“, „Open Source“ oder „Enkeltauglichkeit“ festgelegt sind. Sie entwickeln und testen verschiedene Modelle zum Zusammenleben (Soziokratie), zum Wohnen (Jurten, Tiny Houses, Schlafkojen) und im Umgang mit Ressourcen (Energiekreisläufe, Showerloops, selbstwässernder Inselgarten, Waldgarten). Die Gemeinschaft möchte damit die Entwicklung der Region unterstützen, aber auch die Entwicklung von Städten und dem Leben in der Stadt positiv beeinflussen. Sie bietet daher viele offene Veranstaltungen und Workshops an, um den Austausch zu fördern, Wissen weiterzugeben oder mit Akteur:innen aus der Region weiterzuentwickeln.

Open Source Ecology Germany

Ähnliche Ansätze verfolgt die *Open Source Ecology Germany* (OSEG), ein Verein, der Open Source als Lebensweise versteht. Die OSEG ist ein wachsendes Netzwerk aus verschiedenen Open-Source-Hardware-Arbeitsgruppen. Ausgehend von der Entwicklung offener Landwirtschaftsmaschinen und einem modularen Prototyping Kit beschäftigt sich die OSEG mittlerweile eher mit dem Aufbau einer offenen Infrastruktur durch offene Repositorien für Baupläne oder einem DIN-Standard für Open-Source-Hardware. Die Mitglieder stellen Raum zum Experimentieren zur Verfügung. An mehreren Orten, unter anderem in Blievenstorf und Rahden, haben Mitglieder des Vereins sogenannte Open Eco Labs eröffnet, der Sitz des Vereins ist in Berlin.

⁵ Wir Bauen Zukunft eG, Nieklitz; Co-WorkLand eG; Klimawerkstatt, Werder; Verstehbahnhof eV, Fürstenberg; Lebendiger Landbau, Upahl; Coconat, Bad Belzig; Kuckucksmühle, Heiligen-grabe; Hof Prädikow eG, Prädikow; Alte Mu, Kiel; Destinature, Hitzacker; Open Source Ecology Germany e.V.



Abb. 2: Die Werkhalle von WBZ.



Abb. 3: Repair-Café in einem Ladenlokal in Berlin, hier hat die OSEG ihren Vereinsitz.

Verstehbahnhof

Ein weiterer Zukunftsort ist der *Verstehbahnhof* in Fürstenberg. Der offene Hacker- und Makerspace nutzt das Bahnhofsgebäude des intakten Bahnhofs Fürstenberg/Havel. In dem täglichen Begleitangebot der Werkstatt geht es vor allem darum, durch selbstständiges Machen mit den Themen Datensicherheit, Open Source und Umweltengagement in Berührung zu kommen. Außerdem gibt es eine umfassende Bibliothek zum Thema Hacking. Das Angebot richtet sich vor allem an Kinder und Jugendliche.

CoWorkLand

Das *CoWorkLand* wiederum ist eine Genossenschaft zur Förderung der Arbeit auf dem Land. Die Genossenschaft hat einen mobilen Container entwickelt, der mit Arbeitsplätzen und WLAN ausgestattet ist. Als Prototyp eines Coworking-Space kann er von Gemeinden angemietet werden, um zu testen, ob diese Arbeitsform bei den Bürger:innen der Region Anklang findet. Zusätzlich richtet die Genossenschaft Workshops in den Gemeinden aus, um mit den Bürger:innen zusammen und bedürfnisorientiert einen Coworking-Space zu entwickeln. 2019 wird das Projekt wissenschaftlich begleitet von der Heinrich-Böll-Stiftung.

Als *urbane Zukunftslabore im ländlichen Raum* sind die Projektgemeinschaften an der Entwicklung der Region interessiert und reagieren unmittelbar auf gegenwärtige regional- und klimapolitische Themen vor Ort, wie Leerstand, Abwanderung, schwach ausgebaute Infrastrukturen und Wirtschaft, die Auswirkungen des menschengemachten Klimawandels oder die Folgen geopolitischer Instabilität, wie Ressourcenverknappung, Migration und Inflation. Die Projekte sind keineswegs Aussteigerinitiativen, die dem modernen, städtischen Leben den Rücken gekehrt haben, sondern sind im besonderen Maße urban geprägt (Dähner et al. 2019, 6; Burke et al. 2019, 58 ff.). Sie kritisieren das wachstumsorientierte Handeln hochindustrialisierter Kulturen, sind aber dennoch vom Fortschritt überzeugt. Die Initiativen machen sich den Leerstand von Gebäuden im ländlichen Raum zunutze, den die Nachwendepolitik erzeugt hat (Burke et al. 2019, 67 ff.) und der heute den notwendigen bezahlbaren Freiraum bietet, um alternative, urbane Lebensweisen zu erproben, wie die Studie vom Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung zu „Urbanen Dörfern“ feststellt (Dähner et al. 2019, 20). So hat das Bewusstsein einer ungewissen Zukunft den Wunsch bestärkt, *etwas tun zu wollen*, selbstbestimmt und selbstwirksam zu handeln.

Die Zukunft zu entwerfen, sieht die Anthropologin Lucy Suchman (2011) nicht allein als eine Domäne der Gestaltung, sondern



Abb. 4: Ein Blick in die Werkstatt des Verstehbahnhofs Fürstenberg.



Abb. 5: Der CoWorkLand Container in der Gemeinde Schuby.

als den Ausdruck einer gesellschaftlichen Entwicklung, in der alle Lebensbereiche auf Zukunft ausgerichtet sind. Die gestalterischen-entwerfenden Praktiken treten aus den künstlerisch-gestalterischen Institutionen⁶ heraus und interferieren mit einem gesellschaftlichen Anforderungsprofil, das das Individuum in die Verantwortung nimmt. Daher entwickeln die Gemeinschaften innovative und kreative Modelle für Wohnen, Arbeiten und Zusammenleben, in deren Zentrum das Selbermachen steht. Beim Heimwerken auf dem Balkon, im Reparieren und Hacking von Open-Source-Infrastrukturen oder auch im Prototyping von regenerativen Kreislaufmodellen versuchen die Akteur:innen einer ökosozialen Transformation ihre eigene Verunsicherung zu stabilisieren. In dieser Arbeit soll es um diese Welt im Wandel gehen, genauer um die Gestaltung des Wandels, seine Akteur:innen und die Herausforderungen und Widersprüche, denen sie dabei begegnen.

Fragestellung

Mit dieser Arbeit gehe ich der Frage nach, wie Projektgemeinschaften die kollektive Vision einer gemeinwohlorientierten Postwachstumsgesellschaft, eine Zukunft des Weniger, in Prototypen materialisieren – was dabei passiert und wie es passiert. Mein Fokus liegt dabei auf dem ländlichen Raum Nordostdeutschlands. Es ist eine Region, die durch Leerstand, Abwanderung und eine problematische Nachwendepolitik geprägt ist, aber ebenso eigene kulturelle Wissenstraditionen besitzt. Hier interessieren mich insbesondere die Projektgemeinschaften, die sich seit den 2010er Jahren in dieser Gegend gründen, um durch Prototyping alternative Zukunftsvisionen zu erproben und auf eigene Initiative in die Entwicklung der Region einzubringen. Nachhaltigkeit und damit die Frage nach der eigenen Zukunftsfähigkeit ist eine der zentralen und handlungsweisenden Triebfedern. Die Gemeinschaften kritisieren das wachstumsorientierte Handeln hochindustrialisierter Kulturen und entwickeln selbstinitiiert Prototypen für eine alternative Wertschöpfung und des Miteinander-Wohnens, Arbeitens und Zusammenlebens. Es sind meist fortschrittsorientierte und digital informierte Modelle, mit denen gewohnte Muster des Zusammenlebens hinterfragt und umgebaut werden sollen.

Entlang einer mehrjährigen Feldstudie, die mich in die ländliche Gegend Nordostdeutschlands führte, in partizipativen Workshops und durch eigene praktische Versuche mit 3D-Druckern, in einer offenen Holzwerkstatt sowie beim Ausbau eines Camper-Vans, beobachte ich Akteur:innen der Transformation. In ihren

⁶ Im Sinne des Zukunftsmachens, Entwerfens und Planens ist „Design“ auch eine Praxis der Ingenieurwissenschaften und der Architektur. Sie sind hier mitgedacht. Explizit beziehe ich mich aber auf ein institutionalisiertes Design. Mit Institutionen sind nicht allein Bildungseinrichtungen (Universitäten und Hochschulen) gemeint, sondern auch weitere Orte, an denen künstlerisch-gestalterische Praktiken institutionalisiert und in eine gesellschaftlich anerkannte feste Form gebracht werden, wie Museen, Design-agenturen usw.

Aktivitäten – im Entwerfen, Planen, Erproben, Formgeben, Prototyping – verhandeln die Akteur:innen eine gegenwärtige und zukünftige Verunsicherung und geben ihr eine Materialität. Auf sie und ihre gestalterischen Praktiken richtet sich mein Erkenntnisinteresse. Sie nutzen das Motiv der Veränderung, das im Design liegt, um Verunsicherung planvoll zu steuern. Sie überführen mögliche Zukünfte einer Postwachstumsgesellschaft in ein Projekt und machen sie so greif- und handhabbar.

Die These, die ich daher aufstelle, ist, dass die Projektgemeinschaften die Verunsicherung einer Welt im Wandel durch das Moment der Veränderung im Design antizipieren. Damit reagieren die Projektgemeinschaften im Entwerfen ihrer Prototypen auf eine sich im permanenten Wandel befindende Welt und machen das Design zu einem Agenten des Wandels. Design und die damit assoziierten Konzepte wie Innovation, Kreativität, Projektorientiertheit und geplante Idiosynkrasie bilden hier den Methodenkoffer eines gesellschaftlichen Umdenkens. Im Prototyping der urbanen Zukunftslabore offenbart sich *die Figur des Selbst, die eine mögliche, zukünftige Gesellschaft im Machen verhandelt*. Es ist das Selbst, das als Akteur:in der Krise zur Gestalter:in des Wandels wird. Im Machen verhandelt es die eigene Verunsicherung, indem es auf der Suche nach einer möglichen und lebenswerten Zukunft die Vision einer Postwachstumsgesellschaft auf die Probe stellt. Zum besseren Verständnis möchte ich diese These kurz aufschlüsseln.

Der kollektiv empfundenen Unsicherheit, welche die Projektgemeinschaften aufgrund einer krisenhaften Gegenwart und krisenbesetzten Zukunft empfinden, versuchen sie durch Mittel der Gestaltung entgegenzuwirken bzw. einen Umgang mit ihr zu finden. Die Ursache für die gegenwärtigen und drohenden Katastrophen sehen sie in einer Gesellschaft, die auf ökonomisches Wachstum ausgerichtet ist, wie Andrea Vetter und Matthias Schmelzer (2021) einen Leitgedanken der Postwachstumsdebatte zusammenfassen. Daher versuchen die Projektgemeinschaften eine ungewisse (und ungewollte) gegenwärtige Situation durch kreative, gestalterische Praktiken des Selbermachens in eine bevorzugte, wünschenswerte Situation zu verändern. Diese Befähigung beschreibt Herbert Simon 1969 als das hoffnungsvolle und produktive Moment der Veränderung im Design. (Dies werde ich im folgenden Kapitel näher ausführen.) Das Machen von Zukünften ist, Pelle Ehn (2014), Susan Yelavich und Barbara Adams (2014), Mette Kjærsgaard (2016) sowie vielen weiteren Designtheoretiker:innen zufolge, ein wesentlicher Handlungs- und Erkenntnisbereich des

Designs. Hier wird die gestalterische Praxis des Selbermachen zu einer Vermittlerin und Ermöglicherin der gesellschaftlichen Transformation.

Ausgehend von dieser Beobachtung und meinem Forschungsinteresse stelle ich in dieser Arbeit die Fragen: *Was genau ist die Vision einer Postwachstumsgesellschaft? Worin materialisiert sich die ökosoziale Transformation, wie wird sie praktiziert? Auf welche Herausforderungen, Widerstände und auch Widersprüche trifft ihre Verhandlung? Welche Rolle spielt das Prototyping dabei? Wie verändert sich im Kontext der Postwachstumsdebatte die Praxis des Entwerfens? Wenn also das Selbermachen, als eine gestalterische Praxis, zur Vermittlerin des Wandels wird – was und wie wird damit verhandelt?* Die Fragestellung verorte ich in der Designkulturforschung, weshalb die Untersuchung des Aushandlungsprozesses nicht ungeachtet der sozialen, politischen, ökonomischen und ökologischen Bedingungen betrachtet werden kann. Was ich mit dieser Arbeit jedoch nicht letztendlich beantworten kann, ist die geopolitische Situierung der Projektgemeinschaften, warum sie sich etwa gerade im ländlichen Raum Nordostdeutschlands gegründet haben oder wie die geografische Verortung die Aktivitäten und Interessen der Gemeinschaften beeinflusst. Hier bietet die Untersuchung nur erste Ansätze.

Das Motiv der Veränderung im Design

Durch die Arbeit hinweg verfolge ich die Frage nach einem praktischen Handlungswissens über den Umbau der Zukunft, das sich angesichts einer Welt im Wandel selbst im Wandel befindet. Mein Erkenntnisinteresse richtet sich hier auf die zukunftsorientierten Postwachstumspraktiken der Projektgemeinschaften und darauf, wie eine gesellschaftliche Transformation „getan“ wird. Die Zukunftsorientierung ist ein im Design praktiziertes Selbstverständnis (Ehn et al. 2014; Yelavich/Adams 2014; Smith et al. 2016), verankert durch das *problem-solving* der Entwurfs- und Planungsforschung der 1960er Jahre (Mareis 2016b). Nach dem US-amerikanischen Sozialwissenschaftler Herbert Simon beschreibt das *problem-solving* die Fähigkeit, „eine Situation in eine bevorzugte zu verändern“⁷ (Simon [1969] 1996, 111). Darin liegt eine Zukunftsorientierung, die vermittelt, dass durch kreative, gestalterische, planerische Praktiken eine zukünftige (bessere) Gesellschaft entworfen und sogar zukünftige Probleme bereits in der Gegenwart gelöst werden können. Hier wird das Motiv der Veränderung deutlich, das nach wie vor das Selbstverständnis des Designs als Problemlöser prägt. Dabei liegt im Moment der Veränderung weit

7 Eigene Übersetzung, Originaltext:
„[Everyone designs who devises courses
of action aimed at] changing existing
situations into preferred ones.“

mehr als die Fähigkeit, Probleme zu lösen. Im Hinblick auf eine wünschenswerte Zukunft, eine geteilte Vorstellung davon, in welcher Welt man leben möchte, wird im Entwerfen die Gegenwart verändert.



Abb. 6: Design außerhalb seiner etablierten Institutionen: Die Präsentationsfolie zeigt ein Tiny House, das in der Landschaft steht und betitelt ist mit „Design“. Sie leitet unsere Workshopsession ein.

Design als eine eigenständige Wissenskultur, so Mareis (2011, 281), trägt zu der Überzeugung bei, dass radikale gesellschaftliche, politische, ökonomische, technologische Veränderungen intentional gesteuert und zukunftssträchtig gestaltet werden können. Im Motiv der Veränderung werden daher einerseits Machtdynamiken und Gesellschaftsverhältnisse verhandelt, andererseits offenbart sich darin ein Moment der Ungewissheit. Zwar ist Entwerfen von Gesellschaften und ihren kulturellen Imaginären der Versuch, Veränderung planvoll zu steuern, dabei aber zugleich flexibel auf Veränderung (ökologische wie ökonomische) reagieren zu können. Die Zukunftsorientierung des Designs beschränkt sich daher nicht allein auf die Gestaltwerdung von Objekten, sondern schließt sämtliche Ebenen des Tuns und Handelns mit ein. Dies ist auch die Grundlage für einen geöffneten Designbegriff, der sich von der Oberflächen- und Warenästhetik industrieller Produktion löst und stattdessen den Prozess ins Zentrum seines Selbstverständnisses stellt. Die Präsenz des Designs auch außerhalb seiner etablierten Institutionen spiegelt hier eine „Gesellschaft in beta“ (Corsín Jiménez 2017) wider, die davon ausgeht, dass sich eine spätmoderne Gesellschaft fortlaufend neu erfinden muss.

In der Spätmoderne⁸ gehört diese Anpassungsfähigkeit (Flexibilität und Agilität) zum gesellschaftlichen Anforderungspro-

8 Mit Spätmoderne beziehe ich mich auf eine Zeitspanne ab Mitte des 20. Jahrhunderts, die die gegenwärtige Ge-

fil. Die spätmoderne Ära des Neoliberalismus – gekennzeichnet durch die Deregulierung von Märkten, eine allmähliche Privatisierung von staatlichen Unternehmen und dem Sozialsystem, die Betonung von Wettbewerb und individuellen, unternehmerischen Praktiken sowie eine Privilegierung von Marktmechanismen und wirtschaftlichen Interessen über bürgerliche, soziale und ökologische Anliegen (Julier 2014, 241) – geht damit einher, begünstigt und fordert sogar, dass Designer:innen sich neu positionieren. Das wachsende Interesse am Design, parallel zur Entwicklung einer spätmodernen Gesellschaft, das Management-Etagen ebenso erobert wie Fragen nach der eigenen Lebensgestaltung, sieht der Soziologie Andreas Reckwitz als einen Ausdruck einer gesellschaftlichen Ästhetisierung (Reckwitz 2012, 20 ff.). Um in einem desorganisierten, ästhetischen Kapitalismus zu bestehen, müssen Designer:innen neue Fähigkeiten erlernen, neue Bedürfnisse und Wünsche schaffen und ihre Kreativität nutzen, um dynamische, effiziente und spielerische Arbeitsmodelle zu entwickeln. Das Design nutzt die Veränderungen, die der Neoliberalismus hervorruft, und normalisiert sie (Julier 2014, 241).

Das Motiv der Veränderung, das Design und Gesellschaft einer westlichen Spätmoderne bestimmt, wirkt sich auf sämtliche Lebensbereiche aus, von der Globalisierung von Produktionen und Warenströmen bis hin zu Transformationen im Privaten, dem Wohnen, der Arbeitsweise, dem Konsumverhalten. Es habe den Aufstieg des professionellen Designs als wesentliche Figur der Transformation festigt, so Lucy Suchman (2011, 15). Dass hier auf meinem Balkon ebenso wie in den Projektgemeinschaften gestalterische Praktiken des Prototyping produktiv gemacht werden, um auf eine gegenwärtige Krisenerfahrung und die damit verbundenen gesamtgesellschaftlichen Fragestellungen zu reagieren, scheint daher kein Zufall zu sein. Design, so die Designhistorikerin Alison Clarke, werde auch außerhalb der eigenen Disziplin als ein „Totem der Zukunft“ (Clarke 2016, 73) gesehen – also als eine Art mystisches Medium, das einen transzendenten Zugang zur Zukunft öffnet. Ihr zufolge ist das ein integraler Bestandteil der Geschichtsschreibung des Designs⁹ und epistemologisch in ihm verankert (ebd., 73).

In der Untersuchung der Projektgemeinschaften interessieren mich insbesondere die gestalterischen Momente des soziomateriellen Aushandelns, wodurch ich Aufschluss darüber bekommen möchte, wie eine gesellschaftliche Transformation praktiziert wird. Weniger interessiert mich, ihre kulturelle, politische oder ökonomische Berechtigung zu bewerten oder einen krisenhaften

sellschaft einschließt. Damit orientiere ich mich an einer gesellschaftsanalytischen Epochenbezeichnung, die unter anderem von den Soziologen Reckwitz und Rosa geprägt wurde (vgl. „Spätmoderne in der Krise“, Reckwitz/Rosa 2021). Sie verstehen die Gegenwart als Konsequenz einer industrialisierten, individualisierten, beschleunigten Moderne.

9 Die Designhistorikerin Alison Clarke (2016) beschreibt, wie das Design in den 1970er Jahren einen Bruch erlebt hat. In Reaktion auf die Hungersnot in der Sahelzone, den Vietnamkrieg, die Ölkrise erkannten Designer:innen wie Viktor Papanek (1971) oder Graham Caine (Kallipoliti 2012) ihre soziale und ökologische Verantwortung. Auch zuvor hatte es schon immer Kritik

am Konsumparadigma des Designs gegeben, doch die Ansätze eines Social Design oder Humanitarian Design reagieren direkt auf eine ökosoziale Krise und entdeckten nun anthropologische Ansätze für sich (Clarke 2016, 82). Das problem-solving der Planungs- und Entwurfsforschung, das Verändern einer Situation in eine bevorzugte, wurde mit Projekten wie Papaneks Tin-Can-Radio für das Lösen ökosozialer Probleme im eigenen Handlungsspielraum produktiv gemacht, um mit viel Kreativität, wenig Ressourcen und wenig Aufwand in eine „bessere Zukunft“ zu wirken. Das Tin-Can-Radio für „die Dritte Welt“ wurde als eine Lowtech-DIY-Lösung für seinen westlich-kolonialen Blick viel kritisiert (Clarke 2017, 45 ff.; Clarke 2021, 143). Dennoch ist es bezeichnend für ein wachsendes Interesse im Design an umwelt- und gesellschaftskritischen Fragestellungen und eine Haltung, die in das Selbstbild einer postindustriellen Gestaltung übergegangen ist.

Zustand und die empfundenen sozialen Unsicherheiten infrage zu stellen. Durch einen praxeologischen Zugang zur Postwachstumsdebatte möchte ich die eigentliche Praxis des Designs, das Designen (Entwerfen, Planen, Gestalten, Formgeben, Prototyping, Zukunftmachen), in den Mittelpunkt der Diskussion rücken. Damit lege ich den Fokus der Arbeit auf das eigentliche, gestaltungsinhärente Aushandeln von Veränderungen im Design, um dadurch einen erweiterten Zugang zu den sozialen Wissensordnungen zu bekommen. Damit verorte ich mein Forschungsinteresse an der Schnittstelle von Kulturwissenschaften, Designforschung, Soziologie und Anthropologie, vornehmlich in der Designkulturforschung. Dass dieses Vorgehen in seinem Erkenntnisinteresse an Grenzen stößt, werde ich im Laufe der Arbeit aufgreifen und selbstreflexiv verhandeln.

Forschungsstand

In dieser Arbeit beschäftige ich mich mit mehreren Praxis- und Diskursfeldern, denen ich in meiner Untersuchung begegnet bin und die ich in Beziehung zur Designkulturforschung einordnen möchte. Das sind vor allem die Praktiken und Diskurse der Postwachstumsdebatte, des Prototyping und des Selbermachens (DIY). Sie haben je einen eigenen Forschungsstand, den ich hier nicht vollständig abbilden kann. Für diese Arbeit ist vor allem die Schnittmenge der drei Felder und ihre Rezeption in der Designkulturforschung relevant, die ich im Folgenden überblicksweise zusammenfassen werde.

Designkulturforschung

Guy Julier formuliert in seiner Publikation „The Culture of Design“ (2014) die Notwendigkeit, die sozialen Bedingungen von Konsum und Produktion theoretisch im Design mitzureflectieren. Seit den 1980er Jahren hat sich die Domäne des Designs von der industriellen Herstellung funktionaler Konsumgüter um die Gestaltung von Schnittstellen, Dienstleistungen, Prozessen, Sicherheit und Nation Branding erweitert und zahlreiche neue Märkte erschlossen. Damit hat sich auch das Design-Verständnis von der industriellen Herstellung von Produkten hin zu einer Haltung kreativer und innovativer Denk- und Handlungsweisen erweitert (Manzini 2015). In der vielfältigen Bedeutung des Designbegriffs, aber auch in seiner fortlaufenden Neuschreibung spiegelt sich eine Vielfalt von kulturellen Praktiken und Kulturtechniken wider, die in der Produktion von Gütern und ihrem globalen Austausch gleichzeitig

praktiziert werden. Design scheint überall Anknüpfung zu finden, als Innovationsversprechen, als Formgebung von Konsumgütern, als Gesellschaftsentwurf¹⁰.

Die Erforschung von Designkulturen ist demnach eine Analyse der Gesellschaft, in der die komplexe Verflechtung von Markt, Produktion, Gesellschaft, Macht und Fortschritt gemeinsam betrachtet und durch die Brille des Designs untersucht wird. Hier gehe ich von einem erweiterten Designverständnis aus, dessen theoretische Konzepte und Praktiken des Entwerfens, Planens und Formgebens auch jenseits einer professionellen Designpraxis und ihrer Institutionen wie Kunsthochschulen oder Designagenturen zentrale Zugänge bilden, um gegenwärtige Transformationsbestrebungen zu verstehen und zu untersuchen. Design, in der Mannigfaltigkeit seiner Diskurse und Praktiken, verstehe ich wechselseitig konstitutiv mit gesellschaftlichen Entwicklungen, weshalb ich die Befragung sozialer Phänomene nach ihren gebauten (Um)Welten und ihren soziomateriellen Beziehungen als einen Gegenstand der Kultur- und Sozialwissenschaften verorte.

Das Wissensfeld der Designkulturforschung ist jedoch sehr heterogen. Im deutschsprachigen Raum gibt es disziplinäre Überschneidungen mit der Designtheorie und Designgeschichte, aber auch mit der Kulturosoziologie des Designs und der Wissenschafts- und Technikforschung. Ebenso gibt es starke Schnittmengen mit den Design Culture Studies, den Design Studies, der Design History und Design Anthropology, aber auch mit den Material Studies und Cultural Studies. Außerdem nimmt die Designkulturforschung Bezug auf die Science and Technology Studies (STS), Studien zur Human-Computer Interaction (HCI) und auf Critical Media Studies. Die sehr unterschiedlichen Perspektiven auf das Verhältnis von Design und Gesellschaft möchte ich hier anhand von drei disziplinären Zugängen beispielhaft darstellen.

In den Kulturwissenschaften etwa zeigt Yana Milev die Bestrebung, den Designbegriff von einer kommerziellen Bedeutung zu lösen und ihn auf seine grundlegenden „etymologischen und phänomenologischen Bedeutungsursprünge“ (Milev 2013, 15) zurückzuführen. Dadurch soll ein „elementares Verständnis von Design als Modus der Kulturproduktion“ (ebd., 16) geschaffen werden. Für das Verständnis von Designkultur wählt Milev einen semiotischen Zugang und bezieht sich auf poststrukturalistische Ansichten von Eco, Derrida, Baudrillard und Geertz. Als „sprachliche Codierung und die Grundlage sprachlichen Tauschs, somit der Kultur-, sprich Sinnproduktion schlechthin“ (ebd., 19) bezeichnet Milev mit „Design“ jede Art kultureller Bedeutungsträger.

¹⁰ Man könnte sogar fragen, ob eine Verortung von Design überhaupt noch sinnvoll oder bereits obsolet geworden ist, da im gegenwärtigen Diskurs des Anthropozän, der Vorstellung einer menschengemachten Welt, die „Gestaltbarkeit der Welt“ epistemische Grundvoraussetzung geworden ist (Colomina/Wigley 2016; Latour 2005; Escobar 2018; Suchman 2011).

Auch Prinz und Moebius teilen in „Das Design der Gesellschaft“ (2012) einen eher grundlegenden Begriff von Design. Für sie sind es Gegenstände des Alltags, die kulturelle Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsweisen prägen¹¹. Sie kritisieren jedoch Milevs Perspektive. Schrift, Symbol, Geste, Bild – sprachliche Operationen, durch die sich Kulturen bewegen und organisieren (Milev 2013, 18) – würden dadurch zu „passiven Trägern sozialkultureller Bedeutung dechiffriert“ (Moebius/Prinz 2012, 12). Dadurch werde die „praxiskonstitutive Materialität der Artefaktwelt“ (ebd., 13) ignoriert, also die Vorstellung, dass von Dingen selbst eine Handlungsaktivität ausgeht. Prinz und Moebius zufolge liegt darin aber die „eigenlogische Aktivität des Designs, d. h. dessen sinnliche Qualitäten, sowie praxis- und wissenskonstitutive Funktion“ (ebd., 13). Sie wählen hier einen praxeologischen Ansatz, um das Wechselverhältnis von Design und Gesellschaft zu untersuchen. Für sie ist Designkultur das Resultat einer Designpraxis, die fortlaufend neu hergestellt, aktualisiert und stabilisiert werden muss.

In ähnlicher Weise, wie Prinz und Moebius die Designkultur als Wechselverhältnis zwischen Artefakt und Gesellschaft fassen, versteht auch Julier das Konzept der Designkultur. Allerdings versucht Julier die „Designkultur“ aus der Designtheorie selbst herauszuentwickeln. In Abgrenzung zu den Design Studies, die aus dem Wunsch entwickelt wurden, den Designprozess um philosophische und historische Perspektiven zu erweitern, geht es ihm um eine intensive Auseinandersetzung mit den gegenwärtigen Manifestationen des Designs (Julier et al. 2019, 1). Der Schwerpunkt der Design Culture Studies liegt daher auf dem Designobjekt und der Wechselbeziehung multipler Akteure in Designpraxis, Designproduktion und Alltag (ebd., 2).

Designkulturforschung, so ließe sich die Schnittmenge dieser drei Perspektiven womöglich zusammenfassen, vereint grundsätzliche sozialkonstruktivistische Fragen zur Gesellschaftsproduktion mit einer Zeitdiagnose zur gesellschaftlichen Ästhetisierung, globaler Konsumkultur und ihren möglichen Gegenbewegungen. So rückt der Design-Begriff weg von seinen häufig allein ästhetischen Qualitäten, hin zu Fragen sozialer Wirksamkeit (Janda 2018). Hieran anschließend verstehe ich die Untersuchung von Designkulturen des Selbermachens in ihren vielfältigen Bedeutungen vor allem als eine Gesellschaftsanalyse, in der die komplexe Verflechtung von Markt, Produktion und Kultur betrachtet wird. Der Blick auf die Postwachstumsdebatte durch das Design erweitert das Forschungsfeld um das Aushandeln gesellschaftlicher Visionen und deren materielle Bedingungen. De-

11 Als „eine strukturierte und strukturierende Struktur, da es durch die existierenden kulturellen Praktiken und semantischen Zusammenhänge determiniert wird, aber gleichzeitig aufgrund seiner materiellen und ästhetischen Gestalt auch neue Praktiken und Gebrauchsweisen evozieren kann“ (Moebius/Prinz 2012, 15).

signforschung, insbesondere der deutschsprachige Designdiskurs, bekommt durch die Betrachtung der Postwachstumsdebatte eine erweiterte Perspektive außerhalb seiner dominanten Institutionen, Diskurs- und Handlungsfelder.

Postwachstum

Einschlägige Beiträge haben sich insbesondere mit Postwachstum als Kritik einer kapitalistischen Gesellschaft auseinandergesetzt. Die Wiederaufnahme der Umwelt- und Postwachstumsdebatten der 1970er Jahre wurde begleitet vom Ausbau digitaler Infrastrukturen und einem weltweiten Zugang zum Internet. Durch die Vernetzung und Möglichkeiten digitaler Produktion bekamen die Ansätze neue Aktualität. Nach D'Alisa et al. (2015) sind Konzepte des Postwachstums heute nicht mehr allein darauf beschränkt, auf eine existenzielle Bedrohung durch begrenzte Ressourcen aufmerksam zu machen. Sie lehnen die Vorstellung entschieden ab, dass durch nachhaltige, regenerative Energiegewinnung auch zukünftig ein Wachstum der Wirtschaft möglich sei, und formulieren mit der Postwachstumsgesellschaft einen Gegenentwurf (D'Alisa et al. 2015; Kallis et al. 2022; Helfrich 2014; Vetter/Schmelzer 2020).

Angeführt durch Vertreter:innen der Sozial- und Kulturwissenschaften, fand die Gesellschaftskritik des Postwachstums ihren Weg in einen akademischen Diskurs (Baier et al. 2016; Demaria et al. 2013; Helfrich 2014; D'Alisa et al. 2015; Schneider et al. 2010; Adloff/Caillé 2022; Lange et al. 2020; Schmelzer/Vetter 2021). Baier et al. (2016) rahmen die Postwachstumsdebatte innerhalb eines übergeordneten Programms, *die Welt zu reparieren*, so der Titel ihres Sammelbands. Sie problematisieren einen Wachstumsimperativ, den sie zugleich als kulturelles, politisches und wirtschaftliches Problem verstehen. In der Postwachstumsökonomie sehen sie den entscheidenden Schlüssel, ohne den eine gesellschaftliche Transformation nicht möglich sei (Paech 2016, 287). Die Verzahnung von sozial- und kulturwissenschaftlichen, politischen und aktivistischen Ansätzen erweitern Lange et al. (2020) durch eine humangeografische Perspektive. Der Sammelband „Postwachstumsgeographien – Raumbezüge diverser und alternativer Ökonomien“ (2020) befasst sich mit den Räumen, der Institutionalisierung und Skalierung der Postwachstumsdebatte.

Die hier benannten Beiträge geben Einblick in eine aktiv geführte Auseinandersetzung mit den Bedingungen einer gegenwärtigen und zukünftigen Gesellschaft¹². Sie versammeln diverse Perspektiven und stellen Bezüge zu unterschiedlichen

12 Vertreter:innen wie auch Kritiker:innen sehen im Degrowth Movement

vor allem die Anliegen des Globalen Nordens vertreten: „Die Degrowth-Bewegung basiert auf der Kritik am Wirtschaftswachstum als oberstem Ziel und Schiedsrichter dessen, was die Gesellschaften tun. [...] während Degrowth für den Norden in Ordnung ist, braucht der Süden Entwicklung“, wie der kolumbianische Designtheoretiker Arturo Escobar schreibt (2018, 145, 150). Allerdings kritisiert Escobar die Degrowth-Bewegung bzw. das Commoning nicht im Allgemeinen. Stattdessen verortet er die Bewegungen in ihrer lokalen Relevanz und versteht sie als einen Beitrag zu den weltweit aufkommenden „Transition Discourses“. Sie markieren einen kulturellen Wandel von einer „hegemony of modernity's one world“ hin zu einem „pluriverse of socio-natural configurations“ (Escobar 2018, 4).

wissenschaftlichen Disziplinen her, wie etwa Raumsoziologie, Humangeografie oder Transformation Studies. Was in den Ausführungen häufig zu kurz kommt, ist eine Perspektive auf das Praktizieren der Transformation. Zwar werden viele Projekte anschaulich vorgestellt, die eigentlichen Praktiken und das Verhandeln der Postwachstumsdiskurse werden aber nur angedeutet. Diese Arbeit soll einen Beitrag leisten, um auch den praktischen Aspekt der Transformationsbewegungen mit in die Diskussionen einzubeziehen. Dafür argumentiere ich aus dem Design heraus. Im Entwerfen von Prototypen entstehen Zukunftsvisionen. Historisch verankert ist das eine Praxis, die dem Finden einer bestmöglichen Form und damit dem Optimieren des gegenwärtigen Zustands dient. Im Kontext der Postwachstumsdebatte, in dem sowohl Objekte, Raumordnungen als auch soziale Beziehungen erprobt werden, steht das Fortschrittsparadigma des Prototyping jedoch in Frage.

Prototyping

Die Erforschung der reziproken Beziehung von *Prototyping und Gesellschaft* ist ein eigenes Forschungsfeld (Wilkie 2010; Farías/Wilkie 2016; Corsín Jiménez 2017; Corsín Jiménez/Estalella 2017; Kimbell/Bailey 2017; Hunt 2017; Dickel 2019). Es versteht Prototyping als kulturelle Praxis (Corsín Jiménez 2017, 382), die emblematisch ist für den gegenwärtigen Zustand einer kapitalistischen Spätmoderne (Kimbell/Bailey 2017, 218). So ist das Materialisieren eines Entwurfs notwendig, um weitere Investitionen abzuschätzen. Gleichzeitig ist der *unfinished-state* des Provisoriums auch eine Regierungstechnik, die spätmodernen Paradigmen von stetiger Optimierung durch Instabilität folgt (ebd., 217). Für den Sozialanthropologen Alberto Corsín Jiménez liegt das am Einbezug des Scheiterns als eine legitime Form der Erkenntnis (Corsín Jiménez 2014, 381). Er beobachtet einen gesellschaftlichen Wandel, in dem ebenso technologische Artefakte *geprototyped* werden, wie auch das soziale Miteinander Ergebnis eines sozialen Engineering ist (ebd., 382). Ein Prototyping von Gesellschaft bedeutet für ihn zwar eine Destabilisierung, ein ständiges „in beta“ (Corsín Jiménez 2014, 385), aber gleichzeitig auch eine Öffnung der Wissensproduktion jenseits etablierter Institutionen (Corsín Jiménez 2014, 382).

Die Praxis des Prototyping innerhalb der Postwachstumsdebatte ist eng verknüpft mit *rapid prototyping tools*, wie 3D-Druckern, CNC-Fräsen und Lasercuttern (Gershenfeld 2012), und einer ideellen Verortung im „Silicon Valley Modell“ (Foster/Boeva 2018). Das technopositivistische Narrativ der „Digital Fabrication Revo-

lution“, insbesondere geprägt durch den Begründer der Fablab-Bewegung Neil Gershenfeld, beschreibt das Maker Movement als eine Graswurzelbewegung, die im kreativen und innovativen Umfeld des Silicon Valley entstanden ist und sich von dort aus um den ganzen Globus verbreitet hat (Gershenfeld 2012; Troxler 2013). Besonders weit verbreitet ist die Darstellung des *Making* als „eine technologisch inspirierte Wiederbelebung der DIY-Kultur“¹³, die von einem globalen Netzwerk aus „idealistisch motivierten und unternehmerisch denkenden Machern“ (Richterich/Wenz 2017, 9) getragen wird. Dennoch ist das Prototyping einer Postwachstums-gesellschaft weder ein klar bestimmbares Set an Routinen, noch ist es eine professionelle Praxis.

13 Eigene Übersetzung, Originaltext: „a technologically inspired revival of DIY culture“.

Selbermachen

Gegen eine einseitige Darstellung des DIY, die die soziale Vielfalt und kulturgeschichtliche Bedeutung des Selbermachens ignoriert, stellt sich eine kritische Forschung in den Sozial- und Kulturwissenschaften (Day 2017; Langreiter/Löffler 2017; Voges 2017; Cramer 2019; Foster/Boeva 2018; Kreis 2020; Sipos/Franzl 2020). Sie nimmt das Maker Movement genauer in den Blick und verfolgt dessen gegenkulturelle Aktivitäten, das Unterwandern institutioneller und gouvernementaler Hegemonien (Cramer 2019) und ihre lokalen und historischen Verankerungen (Foster/Boeva 2018). Die Diskussion um die praktische Vielfalt von Maker Communities ist erst seit kurzem präsent, wird aber ständig um interkulturelle und kritische Perspektiven erweitert (Day 2017). Hierin zeigt sich eine Kritik am dominanten, westlichen Narrativ eines technooptimistischen, weißen, männlichen Makers und die Absicht, die darin enthaltenen problematischen Machtstrukturen sichtbar zu machen (Jungnickel 2018; Foster/Boeva 2018; Richterich/Wenz 2017; Kohtala et al. 2020). Richterich und Wenz (2017, 10) kritisieren etwa, wie die Tradition des Strickens als weibliches Lowtech-Handwerk abgewertet oder in der Forschung erst gar nicht berücksichtigt wird.

Ein wichtiges Argument ist daher das Aufzeigen lokaler, situierter Vielfalt. In der Bundesrepublik Deutschland beschreibt das Selbermachen zunächst eine Notwendigkeit, Dinge selbst herstellen zu müssen. Die Notwendigkeit entstand aus einem Mangel an Ressourcen nach dem Zweiten Weltkrieg. In der Zeit des Wirtschaftswunders erlebt das Selbermachen einen Bedeutungswandel. Das Heimwerken wird durch den neuen Wohlstand, durch Eigenheim und Freizeit zur beliebten Freizeitaktivität und Ausdruck einer schnell wachsenden Konsumkultur (Voges 2017). Durch die Einflüsse der US-amerikanischen Counterculture

Movements der 1960/70er Jahre bekommt das Selbermachen, nun Do-it-yourself, eine politische Dimension. Es entstehen Jugendzentren, Kinderläden, offene Werkstätten, die Selbermachen als ein allgemeingültiges, soziales und pädagogisches Programm verstehen (Sipos/Franzl 2020, 114). Eine Entwicklung von *Selbermachen* zu *Heimwerken* zu *DIY* zu *Making* kann jedoch nicht linear oder als Abfolge von Bedeutungsumbrüchen gelesen werden, eher ist es ein Ausdifferenzieren sozialer Praktiken. Auch ist es keine einheitliche globale Entwicklung. Allein in der anderen Hälfte Deutschlands, der DDR, war das Selbermachen keine konsumimplizite Freizeitaktivität, sondern eine staatlich geforderte Notwendigkeit (Pfützner 2016; Gronert 2018). Das „offene Prinzip“ wurde zum Leitbild einer „Neuen ökonomischen Politik“ (Gronert 2018, 4) erhoben.

Making, DIY, Selbermachen kann im lokalen Kontext ganz unterschiedliche Spielarten meinen, die nach lokalen Bedürfnissen ausgerichtet sind, wie etwa Jugaad (Rai 2015), Slöjd (Foster/Boeva 2018), Gambiarra (Bandoni 2016), Shanzhai (Braybrooke 2019), Heimwerken (Voges 2017), Selbermachen (Langreiter/Löffler 2017; Voges 2017; Kreis 2020) DIY (Sipos/Franzl 2020). Das Selbermachen, in der Vielfalt seiner historischen und lokalen Bedeutungen, spiegelt eine Geschichte des Konsums wider und ist damit bedeutend in der Entwicklung von Designkulturen¹⁴. Während das Selbermachen (DIY) in den Kulturwissenschaften, den Science-and-Technology Studies, den Critical Media Studies und auch in den Human-Computer-Interaction Studies ein vielbesprochenes Feld ist, wird das Selbermachen im Designdiskurs jedoch als amateurhaftes und diffuses Design (Manzini 2015, 44) marginalisiert oder als Ausdruck eines kreativen Aktivismus (Thorpe 2011; Julier 2013; Markussen 2013) ausgeklammert.¹⁵ Im Kontext der Postwachstumsdebatte, die eine Abkehr von Wirtschaftswachstum und Konsumkultur fordert, tritt das Selbermachen nun als grundlegende Designpraxis der Postwachstumsgesellschaft zutage.

Positionalität

Während der vier Jahre meines Forschungsprojekts ist mein grundsätzliches Forschungsinteresse das gleiche geblieben. Durch die Pandemieerfahrung hat sich allerdings mein Blick gewandelt. Während der Pandemie erlebte ich gleichermaßen einen Wandel gesellschaftlicher Wissensordnungen und eine Resituierung meiner Forschung. Nicht nur zeitlich musste ich meine geplante Feldforschung neu organisieren, auch verschob sich mein

14 Design(kultur) versteht Julier im Ineinandergreifen von gestalterischen Fähigkeiten, von technologischen und materiellen Bedingungen und ökonomischen Anforderungen. Er rückt die Mensch-Objekt-Beziehung ins Zentrum der Analyse, um daraus die größeren gesellschaftlichen Zusammenhänge zu diskutieren. Es geht ihm um ein „deep understanding of design objects and interrelationships with the multiple actors engaged in their shaping and reproduction“ (Julier 2014, 1). Er zieht damit Verbindungen zwischen Forschungsbereichen, die bisher eher isoliert voneinander standen, wie das Design von Fertigungstechniken in den Ingenieurwissenschaften (z. B. Bonvoisin 2016), den anthropologischen Studien zum Handwerk (z. B. Ingold 2013), den sozialkonstruktivistischen Designdiskursen der STS oder HCI (z. B. Jungnickel 2018) und den empirischen Analysen der Kreativindustrie (z. B. Reckwitz 2012, Krämer 2014).

15 Thorpe, Markussen und Julier unterscheiden zwischen einem zivilen Aktivismus, der sich gestalterischer Praktiken bedient, und einem Designaktivismus. Für Thorpe (2011) ist Designaktivismus die „cause-oriented production“ von kritischen Artefakten innerhalb einer sozialen Bewegung: Designer:innen verwenden konventionelle aktivistische Formate wie den Protestmarsch, den Boykott, Gemeinschaftsaktionen oder den politischen Widerstand und ergänzen sie durch ihre „professionellen Fähigkeiten“ als Gestalter:innen, wie das Erstellen von Plakaten, Kampagnen oder Bauen von Baumhäusern. Für Markussen (2013) geht es im Verständnis des Designaktivismus sogar um den „design act“, der gerade nicht mit der Blaupause einer

erkenntnistheoretisches Verständnis, was *das Forschungsfeld* ist. Bisher hatte ich es als etwas betrachtet, das außerhalb von mir lag, das ich geografisch woanders und sozial als etwas anderes verortete. Auf meinem Balkon sitzend löste sich die Kontur meines ursprünglich skizzierten Forschungsgegenstandes allmählich auf. Eingeschlossen zu sein auf meinem Balkon bedeutete *für mich zunächst*, ausgeschlossen zu sein von meiner Forschung. In dem Moment gesellschaftlicher Verunsicherung wurde mein geplantes Forschungsvorhaben aufgerüttelt. Sowohl mein Forschungsgegenstand (die ländlichen Projektgemeinschaften) als auch meine Forschungsmethode (teilnehmende Beobachtung) verloren mit einem Mal ihre strukturierenden Paradigmen, das *going native* einer teilnehmenden Beobachtung, so wie es Ingold (2013) anregt, folgte in Zeiten von *social distancing* keiner Blaupause mehr. Nun, mit der Säge in der Hand, begann ich, meine eigene Positionalität zu reflektieren. Ich verstand, dass ich durch mein unbeholfenes DIY-Prototyping, durch das ich mit dem Feld ein implizites Wahrnehmungs- und Praxiswissen teilte (Göbel/Prinz 2015, 12 f.), bereits „im Feld“ war.

Mein Interesse an dem Thema der ökosozialen Transformation und insbesondere diesen Projekten ist nicht nur durch eine geografische Nähe zu meinem Wohnort entstanden, sondern ist in besonderem Maße durch eine biografische Nähe begründet. Ich bin in den 1990er Jahren im sozialen und politischen Spannungsraum eines wiedervereinten Deutschlands zwischen Westberlin und dem Havelland in Brandenburg aufgewachsen. Mittwochs trafen sich die Männer aus der Siedlung, in der wir wohnten, in

soziopolitischen Praxis (wie Boykott, Streik oder Protest) zu erklären ist, sondern als eigenständige ästhetische Praxis verstanden werden soll. Eine ähnliche Auffassung vertritt auch Julier (2013), der im „design activism“ eine eigene internationale Bewegung sieht, die parallel zu anderen sozialen Bewegungen verläuft und sich durch ihr „entanglement with the realpolitik of its actions“ (Julier 2013, 226) auszeichnet. Worin sie sich daher einig sind, ist die Betonung einer ganz eigenen, designspezifischen Art und Weise, in die Gesellschaft zu intervenieren (Markussen 2013, 18; Julier 2013, 226; Thorpe 2011, 6). Für Markussen liegt in dem „designerly way“ die Fähigkeit, Emotionen und das Verhalten von Menschen zu erschließen. Damit geht er, ebenso wie Thorpe und Julier, von einer bestimmten Art und Weise aus, wie Designer:innen denken und handeln würden, und grenzt eine professionelle Designpraxis von einem amateurhaften Selbermachen ab.

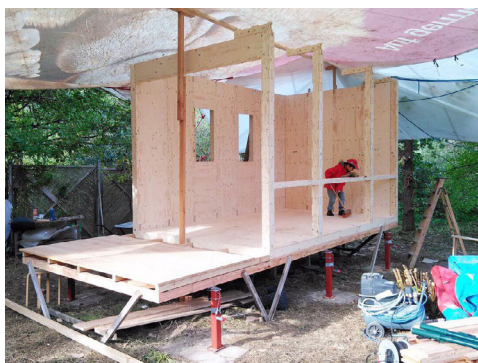


Abb. 7/8: Das linke Bild zeigt den Zusammenbau eines ersten Prototyps für ein CNC-gefrästes Tiny House bei WBZ. Auf dem rechten Bild dokumentiere ich zeitgleich die neu erlernte Steckverbindung für das Grundgestell meines Stuhls, den ich während des Lockdowns baue.

einem der kleinen Schuppen, tranken zusammen Bier und rauchten. Der Geruch von Bier und Zigaretten prägte sich mir genauso ein wie das Geräusch der Betonplatten – *de-dng, de-dng, de-dng* –, sobald wir mit dem Auto über die Berliner Grenze nach Brandenburg fuhren. Vor allem aber konnten unsere Nachbarn nahezu alles, vom Bäumefällen bis Dachdecken und Imkern – und sie waren eigentlich immer zu Hause. Die Unterschiede wurden nie explizit thematisiert, dennoch konnte ich als Kind deutlich spüren, dass hier zwei Kulturen aufeinandertrafen. Der kulturelle Eintopf, in den Eltern, Lehrer:innen und Staat uns Nachwendekinder geworfen hatten, beschäftigte mich von da an unbewusst immer wieder.

Auch wenn die West-Ost-Differenzen der Nachwendezeit kein explizit geführter Diskurs im Feld waren, so ist eine Verortung meiner Person aus zwei Gründen für diese Untersuchung relevant. Zum einen ist es der Blick, mit dem ich auf das Feld schaue und der wesentlich geprägt ist von der Erfahrung eines westdeutsch sozialisierten Kindes im Osten eines wiedervereinten Deutschlands. In dieser Arbeit versuche ich daher eine gesamtdeutsche Perspektive einzunehmen und die kulturellen Einflüsse der DDR auf die Entwicklungen im Design ebenso mit einzubeziehen wie die weitaus dominantere westdeutsche Perspektive auf Designkulturen. Zum anderen ist es die persönliche Nähe zu den Initiativen. Zum Studium in Berlin und Potsdam blieb ich in der Gegend und war somit nah dran, als sich nach und nach Kunst- und Musikfestivals in Potsdam und der Uckermark etablierten und Brandenburg auf die kulturelle Landkarte einer jungen Generation brachten. Und auch wenn die Abwanderung aus den Gegenden der ehemaligen DDR anhielt, gab es immer mehr Bekannte, die nach dem Studium in Berlin anfangen, „aufs Land“ zu ziehen, oder es sich zumindest vorstellen konnten. Über sie bin ich in Berührung gekommen mit Initiativen, die mein Interesse an Zukunftsfragen, Digitalisierung und Umweltthemen teilten. Damit hat sich mir eine unerwartete Welt der urbanen Zukunftslabore abseits der großen Städte eröffnet. Die biografische Nähe birgt aber auch die Gefahr einer Verzerrung des Blicks, weshalb ich immer wieder versuchen werde, mich selbst im Feld zu verorten und meine eigene Positionalität mitzureflektieren.

Aufbau der Arbeit

Die vorliegende Arbeit ist in drei empirische Kapitel aufgeteilt, die von einer methodologischen Verortung und einer Abschlussbetrachtung gerahmt werden. Zunächst werde ich im ersten Teil mein *methodisches Vorgehen* beschreiben. Dabei werde ich einen

praxeologischen Forschungsansatz formulieren, der davon ausgeht, dass das Soziale aus den Praktiken heraus gebildet und stabilisiert wird. Bei der Betrachtung gestalterischer Praktiken und dem Entwerfen möglicher Zukünfte wird es gerade das Destabilisieren von Gewohnheiten sein, worin die gesellschaftliche Transformation sichtbar wird. Ein besonderer Fokus wird daher auf dem Stören und Verunsichern der Routinen liegen und darauf, wie die Brüche des Gewohnten materiell Ausdruck finden. Im zweiten Teil werde ich in den drei Hauptkapiteln jeweils einen Themenbereich meiner Untersuchung in den Blick nehmen und damit die Frage auslegen, wie eine ökosoziale Transformation gestalterisch praktiziert wird und wie die Projektgemeinschaften ihre Vision einer Postwachstumsgesellschaft in Prototypen materialisieren.

Im *Kapitel Zukunft* werde ich die Vision der Postwachstumsgesellschaft nachzeichnen. Anhand von Beispielen aus dem Feld werde ich aufzeigen, was für eine Zukunft es ist, die sich die Projektgemeinschaften vorstellen, wenn sie von einer ökosozialen Transformation, einer Zukunft des Weniger oder dem Umbau der Spätmoderne sprechen. Mit ihren Prototypen verfolgen sie Ansätze für eine Wertschöpfung jenseits von Wachstum und lösen die etablierten Kategorien von Stadt und Land, von Arbeit und Urlaub und schließlich auch von Gegenwart und Zukunft auf.

Im *Kapitel Selbst* werde ich anhand der Beobachtungen eines Workshops die Herausforderungen herausarbeiten, die sich im Umbau einer spätmodernen Gesellschaft ergeben. Durch das Entwerfen des eigenen Lebensraums, das Pflanzen von Bäumen und das Erlernen von Kreativitätstechniken werden die Teilnehmenden zu Gestalter:innen des Wandels. Sie versuchen, sich in den Umbau der Spätmoderne einzubringen und gegenwärtige Krisen im Selbermachen zu bewältigen, stabilisieren dabei aber ein wachstumsorientiertes Anforderungsprofil der Moderne, von dem sie sich eigentlich lösen wollen.

Im *Kapitel Machen* werde ich beide Perspektiven, die Zukunft und das Selbst, zusammenführen. Ich werde diskutieren, wie die Projektgemeinschaften versuchen, die Vision einer Postwachstumszukunft – als das, was wünschenswert ist – und die Figur des Selbst – als die Herausforderung und Ursache multipler Krisen – im Bau von Prototypen auszuhandeln. Dabei werde ich untersuchen, wie die Akteur:innen im Inselgarten kleine Welten schaffen, wie sie den 3D-Drucker zum Vermittler der Krise machen und wie sie mit der Komposttoilette eine Ästhetik des Unfertigen erproben.

Im letzten Teil der Arbeit werde ich meine Erkenntnisse zusammenfassen und die Rahmung schließen. In einer Abschluss-

betrachtung werde ich die aufgestellte These, dass Projektgemeinschaften im Prototyping eine Welt im Wandel antizipieren, wieder aufgreifen und anhand der Untersuchungsergebnisse neu einordnen. Dafür werde ich die Argumentation resümieren und zeigen, wie die Empiriekapitel zur Beantwortung der Forschungsfrage führen. Die empirischen Ergebnisse werden jedoch zeigen, dass die Akteur:innen eher versuchen, die Gegenwart zu verstehen, anstatt planvoll in die Zukunft zu steuern. Anschließend werde ich mein Vorgehen und meine gewählten Ansätze reflektieren und die Grenzen der Arbeit aufzeigen. Zum Schluss werde ich den Beitrag meiner Arbeit für die Forschung benennen und Ansätze für weitere Untersuchungen aufzeigen.

Praxeologisch forschen	40
<hr/>	
Mein Van als Methode	43
Multisited Research	44
Denken in Dingen	48
Dazwischen: ein körperlich-materieller Erkenntnisprozess	52
Offene Suchbewegung	54
Mein Van: ethnografisches Werkzeug, epistemisches Ding	60
Mein Van als Methode	61
<hr/>	
Analysekategorien des forschenden Reisens	68
Brüche materieller Ordnungen	69
Brüche gewohnter Routinen	70
Brüche von Sinn- und Bedeutungszusammenhängen	71
Zukunft selbst machen: Brüche soziomateriell verhandeln	72
<hr/>	
Praxeologische Leerstellen	73

Methode

In diesem Kapitel gebe ich einen Überblick über meinen methodischen Ansatz, mit dem ich mir die Postwachstumspraktiken der urbanen Zukunftslabore im ländlichen Raum empirisch erschlossen habe. (1) Mein Vorgehen folgt einem praxeologischen Programm, in das ich zunächst einführe. Die praxeologische Erkundung hat mich mit diversen Aktivitäten der Projektgemeinschaften in Berührung gebracht und einen Zugang ermöglicht, der auch implizite Wissensordnungen einbezieht. (2) Anhand von Auszügen meiner Feldnotizen beschreibe ich anschließend mein Vorgehen. In der teilhabenden Beobachtung, dem Bewegen im Feld, aber auch in meinen eigenen praktischen Versuchen hat mein Camper-Van eine zentrale, erkenntnisleitende Funktion eingenommen, den ich daher als meine Methode auslege. (3) Aus dem Material heraus leite ich anschließend die Analysekategorien ab, mit denen ich mir den Gegenstand praxeologisch erschlossen habe und die die Arbeit strukturieren. (4) Allerdings schließt eine praxeologische Perspektive auch wichtige Aspekte aus, die für ein umfangreiches Verständnis der Postwachstumspraktiken notwendig sind. Daher werde ich abschließend auf die Leerstellen dieses Ansatzes eingehen und eine gemeinsame Analyse von Praktiken und Diskursen vorschlagen.

Praxeologisch forschen

In diesem Abschnitt führe ich aus, wie ich selbst vorgegangen bin, um mich der Praxis einer zukünftigen Postwachstumsgesellschaft „praktisch“ zu nähern. Einen vielversprechenden Ansatz für eine Auseinandersetzung mit den „konkreten Daseinsbedingungen“ (Prinz 2016, 181) zu dem Wechselverhältnis von Design und Gesellschaft ermöglichen mir die Praxistheorien. Sie betonen die Körperlichkeit des Sozialen und verstehen kulturelles Wissen als etwas, was fortlaufend (re)produziert werden muss.

Gleich zu Beginn möchte ich festhalten, dass ich mit praxeologischem Forschen keine konkrete Methode meine, ebenso wie „die Praxistheorie“ keine einheitliche Theorie ist.¹ Vielmehr ist sie ein „facettenreiches Bündel von Analyseansätzen“ (Reckwitz 2003, 282). Praxistheorien vereinen Reckwitz zufolge jedoch zwei Grundüberlegungen. Zum einen ist es eine wechselseitige Verschränkung von Empirie und Theorie. Zum anderen ist es die Annahme, dass eine Praktik die kleinste Einheit des Sozialen darstellt, also das, woraus das soziale Miteinander, Gemeinschaften, Kollektive, Kulturen sich formen und fortlaufend aktualisieren. Damit kritisieren Praxistheorien die Entkörperlichung des Sozialen in einigen sozial- und kulturtheoretischen Ansätzen (ebd., 291) und reagieren auf eine mögliche Überdehnung der Sinnkonstruktion im Diskurs (Schmidt 2011).

Im Gegensatz zu einer Diskursanalyse, die das soziale Miteinander als eine Konsequenz eines sprachlich geführten Diskurses argumentiert, ist es die Auffassung der Praxistheorien, dass es erst Praktiken und ihren körperlichen Vollzug braucht, um überhaupt einen Diskurs bilden zu können. „Mit Praktiken ist das Tun, Sprechen, Fühlen und Denken gemeint, das wir notwendigerweise mit anderen teilen. Dass wir es mit anderen gemeinsam haben, ist Voraussetzung dafür, dass wir die Welt verstehen, uns sinnvoll darin bewegen und handeln können.“ (Schäfer 2016, 12) Für den Sozialwissenschaftler Hilmar Schäfer sind Praktiken Träger von kollektiv geteilten Wissensordnungen, kulturellen Codes, symbolischen Ordnungen, Sinn- und Zeichensystemen. Aus praxeologischer Sicht sind Diskurse daher nichts anderes als „artefaktgestützte Aktivitäten der Produktion und Rezeption von Äußerungen“ (Reckwitz 2016, 54).² Sie werden erst dadurch möglich, dass sie von Körpern, aber auch von Gegenständen oder mithilfe von Werkzeugen praktisch und immer wieder aufs Neue aufgeführt und getragen werden (Shove/Pantzar 2016).

Mit dem Diskurs und der Praxis treffen zwei analytische Perspektiven aufeinander, die sich einen gegenseitigen Mangel im

1 Der Versuch einer Vereinheitlichung bzw. eines einheitlichen Forschungsprogramms findet sich explizit in der Ausrufung eines „Practice Turn“ (Schatzki et al. 2001) oder dem gemeinsamen Projekt „Praxistheorie“ (Reckwitz 2003). Implizit können aber einige Vertreter:innen als „Advokaten“ gelesen werden (Seitz 2017).

2 Wie Prinz (2016) weiter deutlich macht, versteht auch Foucault in „Archäologie des Wissens“ (1981) Gemälde nicht nur als Dokumente, „deren verborgene Sinnschichten durch hermeneutische Tiefenbohrungen ans Licht zu bringen wären“ (Prinz 2016, 184), sondern als materielle Monumente, die die

Position ihrer Betrachtung bestimmen, oder auch als visuelle Formationen, die ihre eigene Materialität und Oberflächlichkeit betonen. Anstatt in abstrakten Sinnsystemen oder Normen verorten Vertreter:innen der Praxistheorien das Soziale eben in Praktiken, die eingebettet sind in einen „nexus of doing and sayings“ (Schatzki 2002, 76). „So müssen auch Texte als Dokumente gelesen werden, die auf eine körperlich-materiale Praxis jenseits ihrer selbst verweisen“ (Reckwitz 2016, 60), z. B. unter dem Aspekt der Herstellung als eine Praktik des Schreibens oder im Aspekt der Rezeption als eine Praktik des Lesens.

- 3 Die Praxistheorie als soziologisches Forschungsprogramm im deutschsprachigen Raum wurde insbesondere von Andreas Reckwitz besprochen und anschlussfähig gemacht, weshalb ich mich vor allem auf seine Ausführungen beziehe. Einen praxeologischen Ansatz, mit dem die Wechselbeziehung von Design und Gesellschaft untersucht werden kann, hat Guy Julier auch in der Designforschung als erkenntnisgewinnend benannt (Julier 2012; 2019, 227 ff.). Julier beschreibt etwa, wie soziale Gruppen durch gestaltete Objekte konstituiert werden. Er verortet die Suche nach dem Sozialen, und damit die Emergenz der Praxistheorien, in der Querverbindung zwischen diskursiven Ordnungen und ihrer materiellen Einbettung (Julier et al. 2019, 231).

Erkenntnisgewinn vorwerfen. Aus praxeologischer Sicht weist die Diskursanalyse die methodische Schwierigkeit auf, dass sie den Kontext, in den der Diskurs eingebettet ist, nicht in die Analyse miteinbezieht. Aus diskursanalytischer Sicht wiederum hat die Analyse von Praktiken ein Zugänglichkeitsproblem, wenn es um historische, vergangene Praktiken geht, da sie nicht mehr unmittelbar empirisch beobachtbar sind (Reckwitz 2016, 57). Ein gegenseitiges Ausspielen von Diskurs- oder Praktikenanalyse hält Reckwitz allerdings für wenig fruchtbar. Er sieht sie als „forschungspragmatische Ansätze“ (ebd., 55) im Umgang mit empirischem Material, die als „zwei Seiten des gleichen sozial- und kulturwissenschaftlichen Analyseprojekts“ (ebd., 51) wahrgenommen werden können. Beide – Diskurs- und Praktikenanalyse – kommen im Konzept der Wissensordnung zusammen, also darin, wie die soziale Welt durch „kollektive Formen des Verstehens und Bedeutens“ (Reckwitz 2003, 287) strukturiert wird.³

So möchte ich das praxeologische Forschen als einen tastenden Erkenntnisprozess verstehen, in dem Beobachtung und Reflexion Hand in Hand gehen, der „sich fortlaufend verunsichern, irritieren und revidieren lässt“ (Schmidt 2012, 31) und der erst im Tun neue Sichtweisen offenbart. Die Fragen *Wie vollzieht sich eine Handlung?* und *Wie wird darüber gesprochen?* wären damit zwei Seiten einer gemeinsamen Analyse, die zum Ziel hat, die Trennung von Empirie und Theorie zu destabilisieren (Schmidt 2011). Für die Analyse meines Untersuchungsgegenstands bedeutet das Folgende: Ich begreife das Selbermachen von Zukünftigen zunächst als einen Praktikenkomplex, in dem die Aktivitäten und Themen der Projektgemeinschaften verhandelt werden. Die Katastrophennarrative, die Diskurse einer Postwachstumsgesellschaft und die Zukunftsvisionen einer Gesellschaft des Weniger erstrecken sich über architektonische Ordnungen, gestaltete Artefakte, technische Geräte ebenso wie über Software oder Kreativitätstechniken hinweg, werden durch sie gestützt und weiterentwickelt. Für die Analyse des Zusammenspiels aus Artefakten, Routinen und Themen möchte ich daher zunächst die materielle Frage stellen nach dem, was da ist.

Für das Verständnis von Praktiken nennt Reckwitz zwei wesentliche Strukturmerkmale: erstens ihre Materialität und zweitens ihre implizite Logik (Reckwitz 2003, 294). Körperbewegungen, Interaktionen von Akteuren und Artefakten können durch unmittelbare Beobachtung, durch visuelle und auditive Wahrnehmung erschlossen werden. Das ist zum Beispiel in der teilnehmenden Beobachtung oder Arbeit im Feld der Fall. Ein impli-

zites, praktisches Wissen ist hingegen schwieriger zu greifen. Es muss indirekt über getätigte Aussagen erschlossen werden, etwa in einem Interview, um daraus auf eine implizite Sinnstruktur zu schließen, die den Akteuren möglicherweise selbst verschlossen bleibt.⁴ Die gemeinsame Betrachtung von gestalteten Artefakten und geteilten Vorstellungen, von Materiellem und Immateriellem und die Betonung ihrer gegenseitigen Bedingtheit macht eine praxeologische Analyse aber auch sehr komplex. Zwar möchte ich ihre Verwobenheit anerkennen, aber ohne dass die Komplexität zu einer „Unfassbarkeit“ führt. Etwas wahrzunehmen schließt auch immer ein, etwas anderes nicht wahrzunehmen, um „im amorphen Rauschen eines Sichtfeldes überhaupt etwas identifizieren zu können“ (Prinz 2016, 182), wie Prinz den kognitiven Selektionsprozess beschreibt.

In einzelnen Studien lenke ich daher meinen Fokus auf eben die von Reckwitz herausgestellten Strukturmerkmale und frage nach der Materialität der Projektgemeinschaften, nach ihren verkörperten Routinen und nach ihren Sinn- und Bedeutungszusammenhängen. Somit ziehe ich unterschiedliche material-empirische Analyseachsen durch meinen Gegenstand. Über ein praktisches Verständnis und das Auslegen der Artefakte und den Umgang mit ihnen möchte ich mir die Postwachstumspraktiken der urbanen Zukunftslabore schrittweise erschließen.⁵ Damit versuche ich zu verstehen, wie sich das Machen von Zukünften vollzieht und insbesondere, wie eine Postwachstumszukunft in den Projektgemeinschaften verhandelt wird. Die epistemologische Herausforderung liegt hier vor allem darin, dass Zukunft ein Phänomen ist, das sich durch seine Abwesenheit auszeichnet. Zukunft kommt immer erst noch, wie die Zukunftsforscher Benjamin Bühler und Stefan Willer betonen (2016, 9). Vorstellungen möglicher Zukünfte materialisieren sich jedoch in Entwürfen, Skizzen oder Prototypen (ebd., 13). Sie werden dadurch spekulier- und beobachtbar.

Was heißt es nun, praxeologisch zu forschen? Es geht mir vor allem darum, Diskurse und Praktiken als zwei Seiten eines gemeinsamen Analyseprojekts zu sehen. Ich werde mit der Argumentation aus den Praktiken heraus starten und zunächst nach der praktischen Verankerung des Sozialen fragen. Daher werde ich auslegen, wer und was am Werden einer zukünftigen Postwachstumsgesellschaft beteiligt ist. Um mit der Komplexität des Vorhabens umzugehen, habe ich mir den Gegenstand schrittweise empirisch erarbeitet. Meine methodischen Ansätze und den daraus resultierenden Erkenntnisrahmen werde ich im Folgenden darlegen.

4 Das „praktische Wissen“ umfasst ein interpretatives Verstehen der Situation, ein methodisches Wissen, mit der Situation umzugehen, und ein emotionales Wissen, eine Praktik „richtig“ durchzuführen. Vor allem aber ist es ein Wissen, das kaum verbalisiert wird und daher nur schwer in Diskursen auffindbar ist.

5 Praktiken werden erst durch materielle Instanzen ermöglicht, durch den eigenen Körper, aber auch durch Gegenstände oder mithilfe von Werkzeugen. Durch ihren sinnhaften Gebrauch kann eine Praktik entstehen, durchgeführt oder reproduziert werden. Das Objekt hat dabei „the tendency to disappear while I am using it.“ (Knorr-Cetina 2000, 187) Sein sinnhafter Gebrauch ist jedoch nicht allein durch den Gegenstand bestimmt, sondern beruht auf einem impliziten Wissen, einem Know-how, mit dem Ding umzugehen oder in einer Situation wie dem Begrüßen eine bestimmte Körperbewegung zu vollführen. Entscheidend ist, dass das „Wissen, wie etwas funktioniert“ oder wie eine zwischenmenschliche Situation abzulaufen hat, im Feld der Praxistheorien nicht als ein theoretisches Denken der Praxis vorausgesetzt wird, sondern ein wesentlicher Bestandteil der Praxis ist und als „praktisches Wissen“ jedes Mal neu aufgeführt werden muss (Schatzki et al. 2001).

Mein Van als Methode

Zunächst hatte ich mich für die Feldforschung an Vorgehensweisen einer eher klassischen, teilnehmenden Beobachtung gehalten, in der ich als Forscherin ein Feld betrete und es zu meinem Untersuchungsgegenstand mache (Emerson et al. 2011). Durch die Pandemie, die genau in meinen Untersuchungszeitraum fiel, hat sich aber der Blick auf das Feld und damit auf meinen Untersuchungsgegenstand sowie meine eigene Rolle als Forscherin geändert. Die Pandemie – eine Krisenerfahrung, die mich und das Feld in ähnlicher Weise berührt und geprägt hat – hat mir die Fragilität gesellschaftlicher Verhältnisse sowie die Bedeutung einer übersituativen, translokalen Kollektivität vor Augen geführt. Praktiken des Selbermachens, wie ich sie eingangs auf meinem Balkon beschrieben habe, stehen nicht nur in Verbindung mit vergangenen und zukünftigen Praktiken, sondern sind auch stets mit parallel stattfindenden verbunden. Einerseits teilte ich, auch wenn nicht immer vor Ort, mit meinem Feld einen gemeinsamen Sinn- und Erfahrungsraum. Andererseits war es auch ein gemeinsamer Erfahrungsraum, der die unterschiedlichen Orte meiner *multisited research* untereinander verband. Die Praktiken des Selbermachens rückten somit ins Zentrum meiner Untersuchung, quasi als Schlüsselpraxis der Postwachstumstransformation.

Während meiner frühen Recherche zu Open-Source-Hardware-Netzwerken und Maker-Initiativen macht mich eine Freundin auf *Wir Bauen Zukunft* aufmerksam. Auf der Website der Gemeinschaft finde ich eine Infografik, die meine Aufmerksamkeit erweckt. Sie beschreibt die Werte und Prinzipien der Gemeinschaft. Grüne Sechsecke, die an Bienenwaben erinnern, zeigen die Begriffe: *Kreislaufwirtschaft, nachhaltiges Design und Bauen, verantwortungsvolle Koexistenz, nachhaltiges Unternehmertum, Open Source, Permakultur-Design und Experiment*. Es ist eine Auflistung von Konzepten, die jedes für sich einen aktivistischen Grundton beinhaltet und ein deutliches, aber informelles Set an Praktiken umfasst.⁶ Die Grafik liest sich wie eine Checkliste der Maker-Bewegung, wie ich ihr in der Auseinandersetzung mit den Postwachstumspraktiken immer wieder begegnen werde.

Die Selbstbeschreibung der Gemeinschaft zeigt gleichermaßen eine naturnahe wie auch techno-positivistische Haltung, die stark vom Blick auf die Zukunft geprägt ist. Die Verschränkung der Themen lässt bereits hier erahnen, welche Agenda sich hinter dem Namen *Wir Bauen Zukunft* verbirgt. Hier wird Zukunft nicht nur entworfen, geplant, visioniert, sondern hier soll Zukunft „gebaut“ werden. Es geht ums Anpacken, Ausprobieren und um kon-

6 Im Zuge der Überarbeitung der Website wurde diese Grafik entfernt, da eine Festschreibung von teils widersprüchlichen Werten immer wieder zu Auseinandersetzungen geführt hat, Gesprächsnotiz Aurèle, Nieklitz, Juni 2022. Nun heißt es deskriptiver: „Wir sind eine Gruppe von Individuen und Organisationen, die gemeinsam neue Wege des Lernens, Schaffens und Lebens erkunden und gestalten wollen. Unser Netzwerk erweitert sich stetig. Wir vereinen Kenntnisse aus den



Abb. 9: Diagramm mit Werten und Prinzipien auf der Website von WBZ (2020).

krete Lösungsvorschläge.⁷ In den progressiven Aktivitäten und in der Vielfalt der Ansätze beschreibt die Grafik den Wunsch nach einer globalen Transformation auf selbstbestimmte Weise. Es geht darum, *es selbst zu machen*, einen ökosozialen Wandel durch das eigene Handeln selbst zu erwirken. Der konzeptuelle Toolbox-Charakter, dem ich in der Projektbeschreibung und dem Diagramm von WBZ begegne, lässt mich aufhorchen. Hierin liegt eine klare Agenda, die sich strukturierend auf das Miteinander auswirkt. Ich möchte die Gemeinschaft und ihre Welt kennenlernen und selbst erfahren, was tatsächlich vor Ort geschieht und wie sich eine solche DIY-Transformation praktisch vollzieht.

Multisited Research

Ausgehend von den Notizen, die ich während meiner ersten Wochen bei WBZ angefertigt, und den Gesprächen, die ich geführt habe, versuche ich mir ein Bild von der Gemeinschaft zu machen. Ich versuche mir in einer Skizze zu verbildlichen, wer die Gemeinschaft ist, wer alles dazugehört, wie ihr soziales Gefüge aussieht und wie es ausgehend von meinem Standpunkt geografisch verortet ist. Während ich auf einer Bank in der Sonne vor dem Haupthaus von WBZ sitze, plane ich einen Trip, für den ich nacheinander zu verschiedenen Orten fahre, die Macher:innen der Projekte besuche und kennenlernen. Mein Vorhaben, dem Netzwerk von WBZ über die Grenzen des Grundstücks hinaus zu folgen, erscheint mir mit dem Blick auf meine Zeichnung offensichtlich: Ich steige einfach in mein Auto und fahre dorthin. Als ich aber versuche, im Internet herauszufinden, wo *dorthin* ist, muss ich feststellen, dass nicht jedes Projekt eine konkrete Adresse besitzt und, da viele der Initiativen von Freiwilligen geführt werden, ich womöglich nicht immer jemanden antreffen werde. Hier offenbart sich gleich zu Beginn eine Qualität der kollektiven Zukunftsvision,

Bereichen (soziales) Unternehmertum, Betriebswirtschaft, Organisationsentwicklung, Gemeinschaftsbildung, Architektur, Seminarkonzeption und -moderation, Pädagogik, Gastronomie, Marketing / Kommunikation, Permakultur und nachhaltiger Landwirtschaft, Tischlerei, Zimmerei, nachhaltiges und energieeffizientes Bauen sowie erneuerbaren Energien.“ (<https://wirbauenzukunft.de/crew/>, abgerufen am 11.1.2024)

7 „Wir Bauen Zukunft“, der Name, den sich die Projektgemeinschaft gegeben hat, ist also eine direkte Handlungsaufforderung zur gesellschaftlichen Teilhabe durch Bauen. Damit unterscheidet es sich von rein aktivistischen, politischen Maßnahmen wie Protest oder Boykott und stellt den Entwurf ins Zentrum gesellschaftlicher Teilhabe und Selbstwirksamkeit.

die in ihrer Projektorientiertheit und einem teils spekulativen Charakter liegt.

Ich beginne damit, die Projekte zu kontaktieren. Mit meiner Kontaktaufnahme per Mail muss ich mein bis dahin eher intuitives Vorhaben konkretisieren, schließlich muss ich irgendwie mein Anliegen kommunizieren. Vor allem muss ich aber eine Route und einen Zeitplan festlegen, um abzuschätzen, in welchem Zeitraum ich mich etwa wo befinden werde. Es braucht einen konkreten Forschungsplan. Ich lege eine grobe Route fest und stelle einen einfachen Fragenkatalog zusammen, auf den ich bei Bedarf zurückgreifen kann. Mein bis zu diesem Zeitpunkt feldgeleitetes Folgen bekommt mit einem Mal einen konkreten Rahmen und ich gerate in einen inneren Konflikt zwischen Planbarkeit und Offenheit.

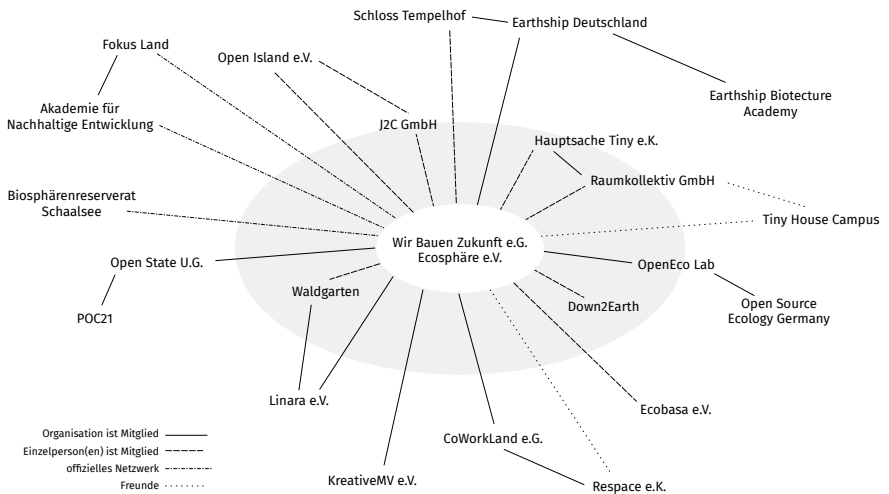


Abb. 10: Aus Gesprächen und Notizen versuche ich das soziale Gefüge von WBZ zu kartieren.

Die Soziologin und Ethnografin Christine Hine beobachtet, dass Forscher:innen dazu neigen, für ihre Untersuchungen Ansätze zu wählen, die vermeintliche Eindeutigkeit und Klarheit erzeugen: „Unsere methodischen Instinkte sind darauf ausgerichtet, Komplexität zu bereinigen und geradlinige, lineare Geschichten zu erzählen, und so neigen wir dazu, Beschreibungen auszuschließen, die den Erfahrungen von Unordnung, Ambivalenz, Unbestimmtheit und Vielfältigkeit verpflichtet sind.“⁴⁸ (Hine 2007, 663) So geht es auch mir. Einerseits erscheint es mir notwendig, einen Plan und damit eine konkrete Vorstellung von meinem *field trip* zu bekommen, andererseits schränkt der zeitliche Rahmen und das Formulieren meines Anliegens auch von vornherein meinen Blick

8 Eigene Übersetzung, Originaltext: „Our methodological instincts are to clean up complexity and tell straightforward linear stories, and thus we tend to exclude descriptions that are faithful to experiences of mess, ambivalence, elusiveness and multiplicity.“

ein. Allein die Überlegung, welcher Spur ich folgen, also welche Abbiegung vom Gelände aus ich nehmen soll, stellt mich vor eine Entscheidung, die mich verunsichert.

Am Tag meiner Abfahrt, am 17. September 2019, schreibe ich in mein Notizbuch:

13:00 Es ist ein regnerischer Tag. Die Planung für meine bevorstehende Reise ist noch nicht wirklich abgeschlossen. [...] Noch weiß ich nicht, wo ich am Abend schlafen werde, ob ich etwas vergessen habe und ob mein Vorhaben überhaupt zu etwas führen wird. Ich versuche mich von diesen Zweifeln freizumachen, indem ich mich an mein ursprüngliches Vorhaben erinnere, einen kleinen Roadtrip zu machen und mir einfach interessante Orte anzusehen, ohne Ziel und Verpflichtung.

15:00 Als ich zum Interview mit Aurèle in die Werkhalle fahren möchte, kommt gerade Jannis im Seminarhaus an. Er studiert an der Leuphana und überlegt hier ein Praktikum zu machen. Er ist mit dem Fahrrad gekommen, das aber einen Platten hat, jetzt ist er spät dran und nass. Ich biete ihm an, dass ich ihn später zurück nach Lüneburg bringen kann. Damit hätte sich dann auch mein erstes Etappenziel von selbst ergeben.

16:00 Das Gespräch mit Aurèle läuft gut, aber wir sind beide ein wenig „drüber“. Er hat gerade viel zu arbeiten und zu organisieren. Eigentlich hatte er in den kommenden Tagen vorgehabt, die letzten Teile für den CNC-gefrästen Tiny-House-Prototyp anfertigen zu lassen. Ich erprobe das erste Mal meine Fragen und frage mich, ob sie sinnvoll gestellt sind und ob sich aus den Antworten überhaupt irgendetwas ablesen lässt.

Anfänglich hatte ich mir aus organisations- und kommunikationsstrategischen Gründen einen Plan zurechtgelegt. Statt dadurch aber einen hilfreichen Überblick zu bekommen und die Komplexität des Vorhabens zu reduzieren, verunsicherte mich der Plan eher durch seine Forderung nach Ergebnissen und Eindeutigkeit. Wie Kimbell und Bailey im Prototyping beobachten, bedeutet das Konkretwerden einer Idee (indem sie materialisiert wird und Entscheidungen getroffen werden) gleichzeitig andere Möglichkeiten auszulassen (Kimbell/Bailey 2017). So ist es auch mit der Entscheidung, welchen Weg ich nehmen soll. Ich möchte sie jedoch gerade nicht von einem geplanten Ziel aus treffen, sondern versuchen, sie von meiner aktuellen Situation bestimmen zu lassen. Bereits am ersten Tag verabschiedete ich mich schon von der eigenen Planung. Ich bin keine Beobachterin mehr, sondern interveniere bzw. *ver-nähe* als Reisende eigenständig Orte miteinander (Marcus 1995,

108). Hine sieht im Loslassen von Vorstellungen und im Anpassen des Forschungsvorhabens ein wichtiges Öffnen gegenüber den Unberechenbarkeiten des Feldes, so würde die Ethnografin dem Feld erlauben, zumindest einen Teil ihrer Forschungsagenda mitzubestimmen (Hine 2000, 5). Es ist daher nicht verwunderlich, dass sich schon bald auch mein zuvor aufgestellter Fragenkatalog beginnt aufzulösen. Die Antworten lassen keine Vergleichbarkeit mehr zu, dafür bekommt er aber eine neue Qualität.

1	40 + 22
2	ca. 40 Erwachsene, 20-30 Kinder (werden 40 Parzellen)
3	60 Vereinsmitglieder (Genossenschaft + Außerhalb)
4	40 (aktive Vereinsmitglieder) + 200 (Beteiligte)
5	5 (im Vertrag mit Besitzer) + 2-4 (regelmäßig Arbeitende)
6	9 (Gründungsmitglieder) + 15 (regelmäßig Anwesende)
7	6 Kernteam + 170 Mitarbeitende
8	1 + 3 (Mitarbeitende, Zimmerer, Elektrik, Gas-Wasser)
9	70
10	33 (Vorstand, Aufsichtsrat, GenossInnen) + ca. 5-10 (Praktika, WerkstudentInnen, ...)
11	256 Vereinsmitglieder, 180 aktiv (in Projekt je 5 Projektmitglieder muss 1 Vereinsmitglied sein),
12	20 (Genossenschaft + Verein), +10 (Projektler)

Abb. 11: Die Antworten auf eine vermeintlich einfache Frage: Wie viele Beteiligte hat das Projekt?

Meine Fragen hatte ich versucht ganz allgemein zu formulieren. Wie viele Beteiligte hat das Projekt? Wie finanziert ihr euch? Welche Themen sind euch wichtig? An welchen Projekten arbeitet ihr? Dass selbst die scheinbar grundlegendsten Fragen nicht konkret beantwortet werden können, zieht sich eigentlich durch alle Gespräche hindurch. Die Frage nach Beteiligung etwa fächert sich auf in diejenigen, die zahlende Mitglieder im Verein sind, die aber nicht zwangsläufig zur Genossenschaft gehören. Dann gibt es die, die sich freiwillig engagieren, aber weder Vereinsmitglieder noch Genossenschaftsmitglieder sind. Zählen Kinder, die regelmäßig die Werkstätten benutzen oder an Workshopangeboten teilnehmen, ebenfalls? Sind die Beteiligten jene, die vor Ort schaffen, oder jene, die zahlen? Immer mehr und mehr differenziert sich mein Fragebogen aus.

Für den Anthropologen George Marcus liegt die Qualität von *fieldwork*, die sich über mehrere Orte erstreckt, nicht darin, einfach das Feld zu erweitern, um lediglich weitere Perspektiven hinzuzufügen oder gar um Orte miteinander zu vergleichen (Marcus 1995, 102). Er warnt davor, eine Ethnografie über mehrere Standorte hinweg lediglich als eine Anreicherung von zusätzlichen Per-

spektiven zu verstehen (ebd., 101). Stattdessen solle eine *multisited ethnography* einen neuen Untersuchungsgegenstand abbilden, der sich im und am Feld entwickelt (ebd.). Die Bewegung zwischen den Orten sei daher auch eine Praxis der Konstruktion (ebd., 106). Indem ich einem komplexen, kulturellen Phänomen (der DIY-Postwachstumsgesellschaft) in verschiedene Umgebungen folge, vernähe ich Orte kultureller Produktion miteinander, die zuvor nicht offensichtlich miteinander in Beziehung standen. Dadurch ergibt sich Marcus zufolge eine eigene, empirisch begründete neue soziale Landschaft (ebd., 108).

Mit seiner Forderung, die Bewegung einer *multisited ethnography* als einen eigenen Erkenntnisprozess zu verstehen, schließt Marcus (1995) an Latours und Woolgars Laborforschung (1986) und Haraways Cyborg-Manifest ([1991] 2006) an.⁹ Damit bereitet er unter anderem den Weg für die *mobility studies* (Jungnickel 2014), die in meine Überlegung zum Van als Methode einspielen. Der wesentliche Paradigmenwechsel im Ansatz der *multisited ethnography* liegt darin, dass „das Feld“ nicht entdeckt, sondern als etwas verstanden wird, was der/die Forscher:in selbst konstruiert (Lyman/Wakeford 1999, 360; Hine 2007, 663; Marcus 1995; Mol 1999). Die *multisited ethnography* löst sich also zum einen davon, dass einzelne sites als getrennt voneinander betrachtet werden. Stattdessen werden sie durch die Bewegung miteinander verbunden und bilden eine gemeinsame Landschaft kultureller Produktion. Zum anderen entsteht „das Feld“ selbst erst mit der Forschungsbewegung – „die Forschung verändert ihre Form, während sie durchgeführt wird“¹⁰ (Jungnickel 2014, 650) – und öffnet so die Forschung gegenüber den Unberechenbarkeiten des Feldes (Hine 2000, 5). Für mich ergibt sich daraus eine offene Suchbewegung.¹¹ Mit meinem Van folge ich ausgehend von WBZ der kollektiven Praxis einer DIY-Postwachstumsgesellschaft, was mir jedoch erst später in der Reflexion klar wird.

Denken in Dingen

Im vorangegangenen Kapitel habe ich unter anderem einen Einblick in mein Untersuchungsmaterial gegeben, in meine Forschungsbewegung und Überlegungen. In den Studien habe ich nicht nur beobachtet, wie Gemeinschaften technische Geräte nutzen (etwa wie Aurèle eine CNC-Fräse verwendet, um Teile für sein Tiny House zu fräsen), sondern während meiner Beschäftigung sind auch wiederum neue Objekte entstanden. Das sind neben den offensichtlichen Dingen, wie 3D-gedruckte Prototypen oder Bauteile für ein Tiny House, auch die unscheinbaren Erzeugnisse,

9 Diese Verortung nimmt Marcus selbst vor (Marcus 1995, 103).

10 Eigene Übersetzung, Originaltext: „the research changes shape in the cause of doing it“.

11 So oszillierte ich zwischen dem Wunsch, Situationen passieren zu lassen, und der Notwendigkeit, mich festzulegen. Ich formulierte einen Ausblick, etwas, was noch nicht da ist, um mit anderen in einen produktiven Austausch zu kommen. Ich legte mir ein Konzept und einen Fragebogen zurecht, ohne zu wissen, was mich tatsächlich erwarten würde. Ich stellte Thesen auf, um sie dann doch fortlaufend wieder zu verwerfen und neu zu bilden. Und ohne es zu merken, befand ich mich genau im praktischen Spannungsfeld der Postwachstums-Transformation: Es war das praktische Wissen, durch ein hypothetisches Versprechen in eine mögliche Zukunft Handlungsräume

zu schaffen, was auch das komplexe Gefüge WBZ im Vibrieren hielt.

wie schematische Skizzen des Wandaufbaus oder meine eigenen Kritzeleien, die nötig waren, um die Funktionsweise eines 3D-Druckers zu verstehen und Fehler zu beheben.

Aus der Absicht heraus, Wissen zu produzieren, untersuchen Forscher:innen nicht nur Objekte, sondern erzeugen im Prozess der Forschung auch selbst welche (Jungnickel 2018, 493). Ethnograf:innen versuchen etwa mithilfe unterschiedlicher Medien wie Feldnotizen, Interviews oder Fotos, ihre Beobachtungen zu dokumentieren. Es können aber auch Notizen und Kritzeleien sein, die während des Schreibens entstehen und die das *Theoretisieren* (Schmidt 2016) erst ermöglichen. Daher beschreiben Methoden nicht nur soziale Realitäten, so Law, sondern sind auch an ihrer Entstehung beteiligt. Als epistemische Objekte strukturieren die Medien und Werkzeuge das Denken (Rheinberger 1997; Ewenstein/Whyte 2009) und werfen durch ihre Unvollständigkeit Fragen auf, die sich wiederum zu Pfaden für weitere Untersuchungen entwickeln (Ewenstein/Whyte 2009, 12). Erkennen ist so gesehen ein körperlich-materieller Prozess, in dem Dinge und Gedanken in enger Wechselbeziehung gemeinsam entstehen. Voraussetzung dafür ist es, die Unordnung des Sozialen, ihre Ambiguität und Vielfältigkeit anzuerkennen (Law 2004).

Sowohl Jungnickel als auch Schmidt betonen die Körperlichkeit in der Erkenntnisproduktion. Damit ist die Präsenz des Körpers in der Forschung gemeint – der Vollzug von körperlichen Handlungen, die zum Erkenntnisgewinn notwendig sind – und der Körper als ein Instrument zum Erkennen und Prüfen der Fragestellung.¹² In der Beschreibung einer Praxis des Theoretisierens¹³ legt Schmidt daher eine ganze Liste mit Praktiken vor, die zum Theoretisieren gehören: „sammeln, dokumentieren, following, mapping, lokalisieren, globalisieren, kartographieren, inventarisieren, ordnen, typisieren, unterscheiden, klassifizieren, abstrahieren, generalisieren, systematisieren, universalisieren, zeigen, beschreiben, revidieren und weiter schreiben“ (Schmidt 2016, 259). Anhand dieser Liste wird deutlich, wie vielfältig und feingliedrig die „Operationen“ des Theorie-Schreibens aussehen können und wie uneindeutig sie allein dem Theoretisieren zugeschrieben werden können. Genauso gut könnten sie (in Teilen) auch eine gestalterische Praktiken beschreiben. Hinzu kommen daher noch die technischen Hilfsmittel, die Skizzen, Notizen, Rohschriften, die die Text-Werdung begleiten, und der eigene Körper, der sie in eine sinnvolle Beziehung setzt. Sie alle sind notwendig, um der Unordnung des Sozialen, mit ihren „Kontingenzen, Widersprüchen, Inkommensurabilitäten, Instabilitäten, Unstimmigkeiten,

12 Für Jungnickel, die sich in einer Arbeit zu Patenten mit viktorianischer Fahrradbekleidung für Frauen beschäftigt hat, liegt in der Körperlichkeit vor allem ein feministisches Argument: Die „Black Box“ der Patente öffnet sie, indem sie sie mit ihrem eigenen Körper immer wieder auf Richtigkeit überprüft (Jungnickel 2018, 498). Beim Öffnen der Black Box offenbaren sich die unerzählten Geschichten der Erfinder:innen, die einen vielfältigeren Blick auf die Moderne vermitteln.

13 doing theory: Schmidt meint damit die schriftliche Fixierung theoretischen Denkens in der Wissenschaft, nimmt das Wissen vorwiegend sprachliche Formen an, etwa als Aufsätze oder Konferenzbeiträge (Schmidt 2016, 251). Theoretisieren – und damit Schreiben – ist ein „praktischer, körperlich, materiell- und artefaktvermittelter Aktivitätsmodus des Denkens, das heißt des Konzipierens, Gliederns, Strukturierens, Erkennens etc.“ (Schmidt 2016, 252). Damit weist er zum einen die verbreitete Gegenüberstellung von Denken und Tun zurück, aber auch die Annahme, dass Theoretisieren ein zielgerichteter Prozess ist. Stattdessen

Paradoxien und Zusammenbrüchen [...] immer wieder neu und immer wieder anders gerecht zu werden“ (ebd., 259). In ähnlicher Weise möchte ich auch meiner empirischen Beobachtung begegnen. Meinen Untersuchungsgegenstand möchte ich anhand seiner Artefakte beschreiben und untersuchen, wie sie durch körperliche Praktiken in eine sinnvolle Beziehung gebracht werden.

betont Schmidt dessen Kontingenz. (Theorie)Schreiben ist vielmehr ein alternierender und „stets reversibler Übergang von empirischen und analytisch-theoretischen Operationen“ (Schmidt 2016, 295).



Abb. 12: Über mein Handy tracke ich meine Bewegung. Gelegentlich kommt es zu Unterbrechungen in der Netzabdeckung. Auf der Karte entstehen dann Glitches, sichtbar als gerade Direktverbindungen.

Die Feldnotizen, die während meiner Untersuchung entstanden waren – teils in meinem Notizheft, teils in einem digitalen Dokument, teils in einer Notiz-App, teils lose auf kleinen Zetteln –, sowie die vielen Fotos und Skizzen, die ich angefertigt hatte, sammelte ich zunächst lose in einem Karton und auf einer Festplatte, unschlüssig, was weiter mit ihnen geschehen sollte. Um die unstrukturierten Forschungsdaten auszuwerten und mich einer möglichen, interpretativen Ordnung zu nähern, kodierte ich sie schließlich, und zwar so, wie ich als Gestalterin an das Ordnen und Strukturieren von Wissen herangehe. Zunächst layoutete ich das Material und suchte nach einer sinnvollen, visuellen Anordnung von Bildern, Skizzen und Textfragmenten. Dafür iterierte ich unterschiedliche Ordnungsschemata, in denen ich die Materialien miteinander in Beziehung setzte. So sind sowohl lineare

Mit diesem Vorgehen betone ich die körperlich-materiellen Aspekte einer gestalterischen Wissensproduktion. Und auch wenn die Interpretation der entstandenen Ordnungen nach wie vor mir als Forscherin überlassen ist und sich auch nicht groß unterscheidet von einem rein sprachlichen Kodieren, so ist es doch gerade die Implizitheit eines solchen gestalterischen Vorgehens, das der Designforschung ihren vermeintlichen Sonderstatus verleiht. Hierauf möchte ich im Folgenden meinen Blick richten und meine Forschungsbewegung wissenstheoretisch einordnen.

Dazwischen: ein körperlich-materieller Erkenntnisprozess

In meinen bisherigen Ausführungen zum praxeologischen Forschen benenne ich unter anderem Gegensatzpaare, die die Argumentation in ein „Entweder-oder“ trennen. So steht zum Beispiel die Makroperspektive einer diskursanalytischen Designtheorie gegenüber einer Mikroperspektive empirischer Untersuchungen von Designpraktiken. Ähnlich steht auch in den DIY-Praktiken der Projektgemeinschaften der erhoffte Ausgleich zwischen Hand- und Kopfarbeit im Zentrum der Aufmerksamkeit. Die Dichotomien, die Gegenüberstellungen von Theorie vs. Empirie, Praktiken vs. Diskurs, Design vs. Forschung, sind jedoch nicht per se gegeben. Stattdessen sind sie, wie Mareis deutlich macht, „ein momentanes Resultat kontingenter historischer Entwicklungen und Diskurse“ (Mareis 2016b, 96). Das heißt, gerade dadurch, dass diese Gegensätze immer wieder benannt werden, sie immer wieder rezipiert und für Argumentationen der Abgrenzung stark gemacht werden, verfestigen sie sich. Sie werden weitergeführt und schaffen ihre eigene Legitimation.

Dieses Problem trennt auch innerhalb der Entwurfsforschung die Disziplin in zwei Pole, die sich je für eine Seite – eine praxisgeleitete Designforschung (Markussen 2013) oder eine theorieinformierte Designforschung (Clarke 2017) – starkmachen. Doch auch von außen wird die Designforschung bei dem Versuch, sich in einem wissenschaftlichen Umfeld zu etablieren und zu positionieren, gerne als „epistemologischer Sonderfall“ abgetan, wie Mareis (2016b, 95) problematisiert. Der immanente Praxisbezug wird der Designforschung beim Ringen um wissenschaftliche Anerkennung als vortheoretische, erkenntnistheoretische Beliebigkeit ausgelegt (Mareis 2010, 17). Indem eine epistemologische Abwertung der Praxis stattfindet, wird eine Trennung zwischen Praxis und Theorie jedoch fortgeführt.

Dabei bedeutet, wie Mareis (2016b) weiter deutlich macht, eine Beschäftigung mit Geschichte und Theorien nicht automatisch eine Abwendung von Empirie und Praxis. Diskurse – und wie bereits festgestellt damit auch Praktiken – entstehen erst durch eine konstitutive Wechselbeziehung zwischen Sprechen und Handeln, zwischen Sprache und Objekt, zwischen dem Mentalen und dem Körperlichen. Das Bewusstsein für die eigene Praxis könnte daher andersherum gerade eine Stärke der Entwurfsforschung im Erkenntnisgewinn bedeuten – dadurch, dass sie sich der Trennung von vornherein entzieht und Hilfsmittel wie Skizzen oder Prototypen als bewussten und notwendigen Teil der Wissensproduktion anerkennt und sich zunutze macht.

Wie Schmidt (2011) in der Rezeption von Bourdieus Praxeographie bemerkt, bedeutet eine begriffliche Bestimmung der Praktiken und ihre Abgrenzung nur eine weitere Gegenüberstellung von der empirischen Analyse der Praxis und der kausalargumentierenden Scholastik. Weshalb er für einen epistemologischen Zugang über die Praxis ein „negatives Argument“ formuliert: „Praxeologie und Praxeographie sind vielmehr negative soziologische Analyse- und Erkenntnisverfahren, die an den Differenzen zwischen theoretischen Praktiken und theoretisierten Praktiken, zwischen theoretischem Gegenstandsbezug und der Logik der Praktiken des Objektbereiches ansetzen.“ (Ebd. 105) Schmidt fordert hier stattdessen die Beziehung zu reflektieren, die zwischen Praktiken des Forschens und den beforschten Praktiken besteht.

Mit dieser Arbeit, die mir eine wissenschaftliche Qualifikation bestätigen soll und mit der ich zur Entwurfsforschung beitragen möchte; mit der ich Erkenntnis durch eine explorative Forschungspraxis über eine Designkultur erlangen möchte; die sich ebenso im Feld bewegt wie auch im theoretischen Diskurs; die sich durch eigene Versuche, aber auch Beobachtungen arbeitet; mit dieser Arbeit bewege ich mich zwischen und jenseits der polarisierenden Gegensätze der Wissenschaft. Ich positioniere mich dazwischen als Forscherin, als Designerin und Makerin, als Wissenschaftlerin, als Praktikerin, als Theoretikerin. Diese Gleichzeitigkeit soll aber nicht zu epistemologischer Unschärfe oder Beliebigkeit führen, sondern einen reflexiven Prozess ermöglichen, um so die Praxis des Kritisierens und die kritisierte Praxis einander anzunähern.¹⁴ Daraus ergibt sich für mich eine Forschungsbewegung, die sich auf die Offenheit des Feldes einlässt.

Mein körperlich-materieller Erkenntnisprozess, der begleitet wird von Skizzen, von Fotos, von Kritzeleien, stellt im Grunde genommen einen kreativen Schaffensprozess dar. In dieser Rezep-

14 Weiter dazu: Schmidt (2011) zur Sozialforschung im außerwissenschaftlichen Kontext des Finanzwesens; Seitz' (2017) Beobachtung einer Design-Thinking-Agentur, die sich Methoden aus Gestaltung und Sozialforschung zunutze macht; Marres' (2012) Untersuchungen sozialer Experimente für

tionsweise entspricht er eher der typischen Darstellung eines Entwurfsprozesses, wie ihn etwa Schön (1984), Cross (1982), Bonsiepe (2009) und Manzini (2015) beschreiben. Aus dieser Beobachtung heraus stellt sich mir die Frage, wer die Forschenden und wer die Gestaltenden sein sollen, und sogar darüber hinaus, ob Forschung eine allein wissenschaftliche Praxis ist. Die Betonung eines speziellen Entwurfswissens, eines spezifischen *designerly knowing* (Cross 1982; Markkussen 2013), verliert hier an Besonderheit. Denn ebenso wie das Entwerfen, das sich durch seine kreative Praxis (Skizzen anfertigen, Modelle entwerfen, Prototypen bauen) auszeichnet, ist an sich jede Form der Wissensproduktion ein „praktischer, körperlich, materiell- und artefaktvermittelter Aktivitätsmodus des Denkens“ (Schmidt 2016, 252).

So gesehen unterscheiden sich Theorie-Schreiben, Entwerfen, Forschen im Feld oder die Arbeit im Labor vor allem in der Wahl der Mittel – wobei auch diese Abgrenzung beim näheren Hinsehen an Schärfe verliert. In der empirischen Sozialforschung können Bilder ebenso als visuelle Argumente gelten (Pink 2021), wie auch Texte wiederum in der praktischen Designforschung zu einer sinnlich-situativen Fixierung beitragen können (Krämer 2014).

Offene Suchbewegung

Bis hierhin habe ich deutlich gemacht, wie ich dem Feld begegnet bin und es mir schrittweise erschlossen habe, wie sich dabei meine anfänglichen Überlegungen immer weiter verändert und ausdifferenziert haben und wie die Designforschung einen möglichen Verständnisrahmen bietet, um unterschiedliche Wissenschaftsfelder zu transzendieren.

Mit meiner offenen Suchbewegung zwischen den Standorten, in der ich der Vision einer Postwachstumstransformation durch Nordostdeutschland folge, öffne ich einerseits die geschlossenen Welten der Gemeinschaften und konstruiere andererseits eine soziale Landschaft kultureller Produktion anhand wiederkehrender Objekte, Themen und Personen über ihre bestehenden sozialen Beziehungen hinaus, wie Marcus eine *multisited research* fasst (1995). Die Suchbewegung, die zwischen den *sites* und abseits meines vorformulierten Forschungsinteresses liegt, macht die eigentliche Unberechenbarkeit des Feldes erst sichtbar. Ich möchte daher einen Teil meiner Feldnotizen zwar gekürzt, aber in ihrer Rohheit wiedergeben. In ihnen zeigt sich meine eigene produktive Ungewissheit und es deutet sich an, wie sich nach und nach in der Feldbeobachtung die kollektive Vision der Projektgemeinschaften herausformt (im Text farbig hervorgehoben).

ein nachhaltiges Leben, in denen sie feststellt, dass dabei eine Vielzahl von Aktanten beteiligt sind, „from journalists to mothers, engineers and policy-makers, as well as artists“ (ebd., 77). Sie können als Form der Sozialforschung außerhalb der Universitäten und des Wissenschaftskontexts gesehen werden.

Auszüge aus den Feldnotizen

Auf dem Weg von Lüneburg nach Norden, wo ich das **CoWorkLand** besuchen möchte, mache ich spontan einen Halt in Hamburg. Derzeit zeigt das Hamburger Museum für Gewerbe und Kunst eine **Ausstellung zum Social Design**. Ausgestellt werden Projekte, die ein soziales Engagement durch Kreativität zeigen. Neben Videos von einem Urban Think Tank in Kenia und einem Keramik-Workshop mit Menschen, die an Persönlichkeitsstörung erkrankt sind, ist auch ein **3D-Drucker** ausgestellt. Von einem Lichtspot erhellt, steht er auf einem Podest. Abends fahre ich nach Grönwald zu einem **Campingplatz an der Ostsee**. Ceylan und Aurèle haben von den **Tiny Houses** geschwärmt, die dort stehen sollen. Mich erinnern sie eher an Bungalows und ich frage mich, ob es da überhaupt einen Unterschied gibt.

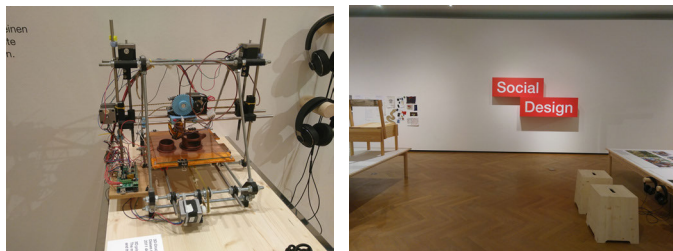


Abb. 14/15: Der 3D-Drucker im Museum. Auf dem Schild heißt es: 3D-Drucker. Dieses selbstgebaute Modell „Mendel Prusa“ war 2011 die erste Maschine des FabLab St. Pauli.

Es ist Mitte September und nachts wird es mittlerweile recht kalt in meinem Van. Ich habe kaum geschlafen und fahre schon am nächsten Morgen weiter nach Kiel. Dort besorge ich mir eine **Wärmflasche** und besuche die **Alte Mu**. Sie ist nicht direkt mit WBZ verbunden, teilt aber gleiche Interessen, hat ebenfalls einen **Permakulturgarten**, eine **offene Werkstatt**, eine **Stadtimkerei**, ein **Fahrradkino**, ein **FabLab** und engagiert sich bei **Fridays for Future** und **Extinction Rebellion**. Hier treffe ich Marius. Er ist mein ehemaliger Mitbewohner aus Moabit. Inzwischen arbeitet er hier im projekteigenen Planungsbüro für **urbane Transformation**. Es ist ein riesiger Zufall, dass wir uns hier wieder treffen. Nach einem Studienpraktikum hat er die Leitung des C20 übernommen, einem **Coworking-Space** in der Alten Mu, der zum **Experimentieren und Forschen** gedacht ist.



Abb. 16: Die mobile Spülbar wird zu Events wie Klimastreik oder Straßenfesten mitgenommen.

Später fahre ich noch weiter nach Sörup. In einem **kleinen Gemeindezentrum**, das in den 1990er Jahren gebaut wurde, findet ein **partizipativer Workshop** vom CoWorkLand statt. In einem kargen Raum mit Neonlicht und Deckenpaneelen treffe ich eine Gruppe der hier ansässigen Einwohner:innen an und Olga wieder. Ich hatte sie bereits beim Vernetzungstreffen bei WBZ kennengelernt. Gerade versuchen sie durch **Prototyping** herauszubekommen, wie der ideale Wunsch-Coworking-Space für Sörup aussehen könnte. Olga erzählt mir von dem **CoWorkLand Container**, der gerade in der Nähe in Schuby steht. Es ist ein mobiler Coworking-Space, der alle paar Wochen seinen Standort wechselt. Ich beschliesse einen Abstecher zu machen.



Abb. 17/18: Partizipatives Prototyping: ein Cowork Space für Sörup + Der CoworkLand Container in Schuby mit einem Ausgang aus Paletten.

Es ist immer noch grau und regnet, wie schon den ganzen Tag. In Fürstenberg möchte ich Daniel vom **Verstehbahnhof** treffen. Auf dem Weg durch die Ostprignitz (Naturreservat Stechlin), zwischen Rheinsberg und Fürstenberg befinde ich mich auf einer asphaltierten Straße. Sie führt schnurgerade durch **karge Moorlandschaft**. Alle paar Meter steht am Straßenrand ein Schild, das vor Minen warnt. Es hat etwas Beklemmendes, hier lang zu fahren. Mit meinem alten Auto und ohne mein Handy (seit ein paar Tagen funktioniert es nicht mehr), lediglich mit einem **Straßenatlas auf dem Schoß**, habe ich das Gefühl, eine Zeitreise durch eine verbotene Zone zu machen.

Schließlich treffe ich Daniel und er gibt mir eine ausführliche Führung durch die Räume und Einblicke in die aktuellen Projekte des Verstehbahnhofs. Er erzählt von **DIY-Schadstoffsensoren**, die er hier mit Kindern gebaut hat und die sie in der Stadt verteilt haben, um die **Umweltverschmutzung** zu messen. Er findet es wichtig, Kinder schon früh für **Cybersicherheit** zu sensibilisieren, und baut daher mit ihnen **Server „from scratch“**. Daniel hat mir angeboten, auf seinem Dachboden zu schlafen, da würden öfter mal Leute unterkommen, weshalb ich dort neben Fitnessgeräten auch ein gemütliches Matratzenlager vorfinde. Am Morgen frühstücken wir bei Daniel in der Küche. **Während wir uns unterhalten, repariert er mein Handy.**



Abb. 19: Regal im Maker- und Hackerspace des Verstehbahnhofs.

Am Nachmittag bin ich mit Timm verabredet von der **Open Source Ecology Germany** (OSEG). Im Grunde genommen hat die OSEG keinen festen Standort, es ist ein Netzwerk. Als Verein aber haben sie einen Geschäftssitz und der ist hier in Berlin-Charlottenburg. Die OSEG arbeitet an einem gemeinsamen Projekt mit WBZ, in dem sie **Open Eco Labs** aufbauen wollen. Erste Standorte gibt es bereits in Blievenstorf, Rahden, Leipzig. Immer wieder verschiebt Timm kurzfristig unser Treffen. In der freigewordenen Zeit mache ich einen kurzen Abstecher zum **Future Fiction Forum**, einem **Urban-Gardening-Projekt**, an dem Robin von WBZ mitgewirkt hat. Am nächsten Tag treffe ich Timm dann doch. Er hat sein Büro zum **Repair-Café** geöffnet.



Abb. 20: Eine 3D-gedruckte Struktur, in der Pflanzen vertikal an der Hauswand des temporären Future Fiction Forum wachsen können.

Die Auszüge aus meinen Feldnotizen vermitteln einen Eindruck davon, wie breit und heterogen meine Begegnungen waren. Das lag vor allem daran, dass ich mobil war und immer wieder spontane Abstecher machen konnte, wenn etwas Interessantes auf dem Weg lag oder ich den Hinweisen folgte, die mir unterwegs mitgegeben wurden. Mit meinem Van als Transportmittel, als Schutz gegen die Kälte, als Raum zum Reflektieren, als Einladung, Leute mitzunehmen, erfuhr ich mir ein Feld. Dabei bewegte ich mich immer weiter in die Peripherie meines Ausgangspunkts WBZ. Ich traf auf Projekte, die gar nicht mehr in direkter Beziehung zu WBZ standen, die über gleiche Themen oder gemeinsame Netzwerke (wie *Extinction Rebellion*, *offene Werkstätten* o. ä.) dennoch miteinander verbunden waren. Mit dem Van fuhr ich auf endlosen Kilometern Landstraße durch ein Land mit Geschichte und immer wieder verwob sich das Feld mit meinem eigenen Leben. Ich begegnete Menschen, die ich eigentlich aus anderen Zusammenhängen kannte. Viele Projekte und Netzwerke überschritten sich, manche waren flüchtig, Praktiken wurden zu Knotenpunkten. Mein ganzes Denken und Handeln waren so sehr thematisch vom Feld geprägt, dass meine Aufmerksamkeit von selbst Beziehungen herstellte. Mit der Zeit verdichtete sich die Postwachstumsvision und mit ihr eine Art Baukasten an Themen und Praktiken, die sich an eine postmaterielle, konsumkritische Wertschöpfung richten. Die folgende Auflistung setzt sich aus Begriffen zusammen, die ich in meinen zuvor beschriebenen Feldnotizen festgehalten hatte.

Baukasten für eine Postwachstumsgesellschaft

3D-Drucker
Coworking (auf dem Land)
Cybersicherheit
Experimentieren und Forschen
Extinction Rebellion
Fahrradkino
FabLab
Fridays for Future
offene Werkstatt
Open Eco Labs
partizipativer Workshop
Permakulturgarten
Prototyping
Repair-Café
Reparieren
DIY-Schadstoffsensoren

Server „from scratch“
Stadtimkerei
Tiny Houses
Umweltverschmutzung
Urban Gardening
urbane Transformation

Es ist eine Art Baukasten, der unmittelbare Lösungen bereithält, um in den Arbeitsalltag und in die sozial verankerten Logiken von Wachstum und Konsum einzuwirken. Durch Coworking auf dem Land werden etwa Arbeitsweg und die Wahl des Wohnorts neu gesetzt, durch das Reparieren von technischen Geräten oder einen Permakulturgarten entsteht ein neues Verhältnis zwischen Produktion und Konsum und durch Urban Gardening und partizipative Workshops wird soziale Teilhabe gefördert. Dafür werden etablierte Routinen und bekannte Muster aufgebrochen. Das, was sich hier in unterschiedlicher Gestalt beginnt herauszuformen, ist die gemeinsame, suchende Praxis einer nachhaltigen, gemeinwohlorientierten Gesellschaft des Weniger. (Ausführlicher werde ich sie dann im Kapitel *Zukunft* beschreiben.) Hinzu kommt eine affektive Qualität meiner Beobachtungen, die ich aus meinen Feldnotizen ziehe. Sie bezieht sich auf die Orte, ihre geografische Verortung, ihre Namen und die atmosphärischen Eindrücke der Umgebung. Sie vermitteln den Eindruck eines ländlichen Raums zwischen Vision und Ernüchterung.

Atmosphärisches

Campingplatz an der Ostsee
Wärmflasche
kleines Gemeindezentrum
karge Moorlandschaft
Straßenatlas auf dem Schoß

Orte

Alte Mu, Kiel
Ausstellung zum Social Design, Hamburg HMGK
CoWorkLand, Sörup und Schuby
Future Fiction Forum, Berlin
Open Source Ecology Germany, Berlin/ Blievenstorf/Rahden/Leipzig
Verstehbahnhof, Fürstenberg

Anstatt also die Orte, wie zunächst überlegt, einfach abzufahren und meine Fragen zu stellen, ließ ich mich auf Einladungen ein,

besuchte eine Ausstellung zum Social Design, machte Abstecher zum CoWorkLand Container, zu einem Prototyping Workshop oder zum Fiction Forum. Ohne zuvor diese Besuche geplant oder im Kontext meiner Forschung eingebettet zu haben, wurden sie Teil meiner offenen Suchbewegung. Und hier passierte das, was ich zuvor bereits angedeutet hatte: Nicht nur bin ich in Bewegung, sondern das Feld ist es auch. Oder andersherum ist es die Bewegung des Feldes, der ich folge, was mich in Bewegung versetzt.¹⁵ Einerseits habe ich mich den Ungewissheiten und Unberechenbarkeiten des Feldes hingegeben, mich auf die Unordnung des Feldes eingelassen und bin seinen Bewegungen gefolgt. Andererseits wurde ich nun selbst aktiv, intervenierte ins Feld und trug die Ideen weiter.

Mein Van: ethnografisches Werkzeug, epistemisches Ding

Aus meiner Beschäftigung mit unterschiedlichen Aspekten der Postwachstumsdebatte heraus haben sich immer wieder neue Fragestellungen ergeben, die mein Forschungsinteresse weiter vertieft und zu weiteren Beobachtungsstudien geführt haben. Dabei bin ich einer Suchbewegung gefolgt, die sich durch Materialien, ebenso wie durch Diskurse und das Feld arbeitet. Über eine Vielzahl an Orten hinweg folgte meine Forschung der Idee der selbstgemachten Postwachstumszukunft. Dabei passte ich mich fortlaufend an die Veränderungen des Feldes an und ließ mich von ihm leiten. Sowohl Untersuchungsgegenstand als auch Frageformten sich mit der Reise.

Zu Beginn meiner eigenen, offenen Suchbewegung hatte ich mir einen Fiat Scudo besorgt, einen kleinen weißen Kastenwagen, wie er häufig von Handwerker:innen auf Montage verwendet wird, um mich frei im Feld bewegen zu können. (Im Weiteren werde ich ihn mit Van bezeichnen.) Ich baute die Ladefläche des Vans aus, installierte ein Regal und baute eine Konstruktion aus Holz, mit der ich einfach ein Bett aufbauen, es aber auch wieder vollständig verstauen konnte. Ich nähte faltbare Matratzen und färbte Stoff dunkelgrün, um daraus Vorhänge zu nähen. Diese Entscheidung war nicht mit einer expliziten Erkenntnisabsicht verknüpft, sondern erschien mir zunächst praktikabel – ähnlich wie es praktikabel ist, Beobachtungen und Gedanken unmittelbar in Feldnotizen festzuhalten oder Skizzen und Diagramme anzufertigen, um Zusammenhänge erkennen zu können. Der Van diente mir dazu, mobil zu sein, Sachen zu transportieren und um zeitweise darin zu wohnen.

15 In den Praxistheorien und weiteren Ansätzen poststrukturalistischer, materialistischer Kultur- und Sozialwissenschaften, insbesondere in Ansätzen der ANT (Akteur-Netzwerk-Theorie) und der Assemblageforschung, wird Sozialität als etwas beschrieben, das getan (praktiziert, körperlich vollzogen) werden muss (Fariás/Bender 2010). Bewegung ist in diesem Verständnis kein zeitliches, sondern zunächst ein materielles, körperliches Ereignis, eine Orientierung im Raum, die sich in den Relationen zwischen den Dingen und ihrer Umwelt abspielt.

Über vier Jahre war der Van ein wesentlicher, alltäglicher Bestandteil meiner Forschungspraxis. Trotzdem, oder gerade deshalb, blieb er von mir in seinem epistemischen Wert weitestgehend unbeachtet. Durch seine Alltäglichkeit fand er kaum Erwähnung. Seine Bedeutung wurde mir erst später in der Reflexion bewusst. Die Art und Weise, wie ich ein Feld betrete und verlasse, wie ich dorthin finde und wie ich zurückgelange, war eine Entscheidung, die ich getroffen hatte. „Ethnograph:innen tauchen nicht einfach auf und verlassen die Standorte wie von Geisterhand.“¹⁶ (Jungnickel 2014, 641) Damit verdeutlicht Jungnickel ein wichtiges Moment in der Feldforschung, der offensichtlich scheint, aber zu gerne in der Erzählung ausgespart wird. Dass die Wahl auf einen Camper-Van fiel, den ich selbst ausbaute, war daher nicht rein zufällig, sondern Reaktion auf meinen Untersuchungsgegenstand.

Zum einen konnte ich so auch Orte im ländlichen Raum erreichen, die oft schwer zugänglich sind, da sie keinen Anschluss an den öffentlichen Nahverkehr haben. Zum anderen ist ein ausgebauter Camper-Van ein verbreiteter Topos eines „alternativen Lebensstils“ und steht für (Bewegungs-)Freiheit. Er bildet daher häufig den Fuhrpark von ländlichen Projektgemeinschaften. Mit dem Van hatte ich daher eine Erfahrung, die die Communities und ich teilten. Mir das Vanlife bewusst zu machen und meine Aufmerksamkeit darauf zu lenken, in welcher Art und Weise sich der Körper an die sich verändernden Bedingungen anpasst, öffnete mir einen Zugang zu der sonst als selbstverständlich angenommenen Erfahrung (Kusenbach 2003). Zwar bezieht sich Kusenbach in ihrer Studie zur „Street phenomenology“ (2003) auf das Laufen zu Fuß, das Vanlife ist in diesem Kontext aber eine ähnlich alltägliche und routinierte Praxis. Sie näher in den Blick zu nehmen macht deutlich, wie Menschen sich im Alltag zurechtfinden und handeln (Jungnickel 2014, 641).

Mein Van als Methode

Als ein „kritisches Werkzeug, um Einsichten zu entwickeln“¹⁷ (Jungnickel 2014, 652), brachte mich der Van an unerwartete Orte und konfrontierte mich mit unerwarteten Situationen. Er verschaffte mir Zugang zu verwandten sozialen Gruppen, regte neue Denkweisen an und wirkte so auf meine Forschung ein. Der Van war nicht nur ein entscheidendes Hilfsmittel, ein ethnografisches Werkzeug, um meinem Untersuchungsgegenstand und meiner Forschungsfrage gerecht zu werden (Schmidt 2016, 259), sondern hat darüber hinaus eine eigene epistemische Rolle eingenommen: „Dorthin zu kommen wird zu einer Art und Weise des Verstehens“¹⁸

16 Eigene Übersetzung, Originaltext: „Ethnographers do not simply turn up and leave sites as is by magic“.

17 Eigene Übersetzung, Originaltext: „critical tool for developing insights“.

18 Eigene Übersetzung, Originaltext: „Getting there becomes a way of knowing“.

(Jungnickel 2014, 643). Der Van wurde damit zur „erfinderischen Methode“¹⁹ (Lury/Wakeford 2012) meiner explorativen Suchbewegung. Mit ihm konnte ich mich frei im Feld, aber auch zwischen den Dichotomien der Wissenschaften bewegen.

Hier zeigt sich bereits die Verbindung aus ethnografischer und praxisbasierter Forschung, die mein methodisches Vorgehen prägt und sich an Celia Lurys und Nina Wakefords „Inventive Methods“ (2012) orientiert. In der Beziehung zwischen dem Adressieren einer Methode zu einem spezifischen Problem und dem, wie die Verwendung der Methode das Problem verändert, also eine Antwortbarkeit in ein Problem eingeführt wird, sehen Lury und Wakeford das Potenzial von erfindungsreichen Methoden. Zum besseren Verständnis möchte ich das kurz ausführen: Die meisten Projektgemeinschaften befinden sich in ländlicher Gegend, mit wenig bis keiner Verbindung zu öffentlichem Nahverkehr. Daher sind die Mitglieder darauf angewiesen, selbst mobil zu sein, weshalb viele selbstausgebaute Transporter besitzen, die ihnen gleichzeitig als temporäre Unterkünfte dienen. Mir einen Van zu besorgen, ihn selbst umzubauen und in ein mobile home zu verwandeln, war daher zunächst vor allem eine praktische Entscheidung, um mir einen Zugang ins Feld zu ermöglichen. Er ermöglichte mir, über mehrere Orte hinweg der Idee einer DIY-Transformation zu folgen, aber dabei auch Teil einer sozialen Landschaft zu werden und sie mitzugestalten. Der Van war somit vor allem ein wichtiges Werkzeug, um wesentliche Einblicke zu gewinnen, steuerte aber auch meine Bewegung im Feld und ermöglichte es mir, mich zwischen empirischer Feldforschung, einer eigenen gestalterischen Praxis und diskursanalytischer Reflexion zu bewegen. Das möchte ich an den folgenden drei Betrachtungen explizit machen.

(1) Ich habe mir einen Van besorgt und ihn für meine Zwecke ausgebaut, damit bewege ich mich zwischen Praktiken und Diskursen.

Meine Anschaffung war motiviert von meiner Beschäftigung mit den Projektgemeinschaften. Während der Covid-19-Pandemie haben Tiny Houses an Attraktivität und Aufmerksamkeit gewonnen. In diesem Zuge wurde auch das Selbstausbauen von Vans medial präsenter.²⁰ Auf Fotos und in Berichten wurden immer wieder Camper-Vans oder andere individuelle, hybride Wohnmobile sichtbar. In ihnen überlagern sich mehrere Imaginären der Tiny House Movement: der eskapistische Wunsch raus aus der Stadt, der Digital Nomad, der von überall arbeiten kann, Urlaub machen trotz Covid-Beschränkungen und, verstärkt durch die Klimakri-

19 Eigene Übersetzung, Originaltext: „inventive method“. Aus dem Wissensverstandnis heraus, dass Wissen immer konstruiert ist, hat sich insbesondere in den Sozialwissenschaften ein neues Methodenverständnis entwickelt, wie die „inventive methods“ (Lury/Wakeford 2012), die das Konstruieren der Forschung betonen und daher gerade die Erfindung des Problems zur Methode machen, oder die „non-representational methods“ (Vannini 2015), die ihre eigene Performativität zur Grundlage der Wissensproduktion erklären.

20 Insbesondere durch Social Media (Instagram, Pinterest), aber auch Dokumentationen auf Netflix und Arte, oder im Radio in Sendungen auf Deutschlandfunk oder in Podcasts.

se, reduktionistische Lifestylereads. Daraus hat sich ein breites DIY-Fachwissen entwickelt, das bewusst öffentliche Kanäle nutzt, um sich zu vernetzen. Mir stand daher eine breite Palette an Anleitungen, Videos und Tipps zur Verfügung, auf die ich meine Entwürfe aufbauen konnte. Trotzdem musste ich herausfinden, wie ich wohnen möchte und worauf ich verzichten kann.

Während des mehrwöchigen Sägens, Schraubens und Klebens, Ausprobierens und Neuberechnens passte ich meine Skizzen und meinen eigenen Anspruch fortlaufend an. Die Entscheidungen meines Ausbaus traf ich schließlich situativ und durch ein körperliches Abtasten und Prüfen. Im ständigen Kontakt mit dem Material und im Bewusstsein meines eigenen Könnens traf ich Entscheidungen, wie groß das Bett sein musste, welcher Abdunklungsgrad der Fenster mir den nötigen Rückzug geben konnte, aber noch im Straßenverkehr vertretbar war.



Abb. 21/22/23: Planung und Umbau an der HGK Basel, 2019.

Im ständigen Kontakt mit dem Material positionierte ich mich aber auch gegenüber laufenden Diskussionen innerhalb der DIY-Van-Community: *Isolieren oder nicht Isolieren?* ist nicht nur eine praktische Entscheidung zwischen Komfort und Aufwand. Viel grundlegender werden damit nah am Problem umweltethische Debatten geführt, die zeigen, wie ambivalent der Anspruch auf Nachhaltigkeit in der Realpolitik ist. Mit der Frage nach dem Isolieren sind wesentliche Themen zum Energieverbrauch und Umweltverträglichkeit verbunden, ebenso wie Langlebigkeit, Korrosionsschutz, Rückbaufähigkeit usw. Fragen nach Nachhaltigkeit, Postwachstumsstrategien und Kreislaufwirtschaft werden hier nah am Fall veranschaulicht.²¹ Durch meine Entscheidungen zum Ausbau habe ich daher nicht nur für mich eine persönliche Entscheidung getroffen, wie ich gerne wohnen möchte, sondern mich auch praktisch im Diskurs positioniert. Mit dem Ausbau des Vans habe ich eine erste Annäherung der theoretischen Praktiken des Kritisiertens an die kritisierten Praktiken unternommen (Schmidt 2011, 100).

21 Die Fragen der Community in den Kommentarspalten sind etwa: Woher kommen die Materialien? Welchen tatsächlichen Zugang habe ich zu Alternativen? Wie viel sichtbarer und versteckter Abfall entsteht? Lohnt sich für den Wunsch nach umweltverträglichen Materialien eine Tabula rasa? Oder ist das In-situ-Wiederverwerten vielleicht besser?

(2) Der Van hat es mir ermöglicht, mobil zu sein und mich so zwischen Theorie und Empirie zu bewegen.

Ich habe meine Wohnung, meinen Schreibtisch und meine alltäglichen Arbeitsroutinen des Lesens und Schreibens getauscht gegen ein temporäres Leben im Van und eine explorative Suchbewegung im Feld. Mit dem forschenden Reisen wollte ich, im Sinne Ingolds (2013), nicht Wissen über etwas, sondern durch etwas erlangen.

Vorrangig habe ich mich auf Landstraßen bewegt. Der Blick auf die Felder und die stundenlange Fahrt durch die baumgesäumten Alleen standen im starken Kontrast zur horizontlosen Stadt. Mein urban geprägter Blick verklärte das Panorama als „endlich raus ins Grüne, Natur pur“. Bald aber wich der Schleier und offenbarte hektarweise Monokulturen, die hocheffizient Energie produzieren. Riesige Ackerflächen zeugten von den ehemaligen LPGs (Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften) der DDR-Agrarpolitik. Die Gegend war dünn besiedelt, viele Dörfer waren verlassen, selten kam ich an einer Bushaltestelle vorbei. Zu sehen, was an meiner Windschutzscheibe vorbeiglitt, machte die Motivation für „eine andere Zukunft“ spürbar. Wie Ingold bemerkt, bleibt zwar das, was in den Köpfen der Beteiligten passiert, verschlossen, aber kann durch ein „Wissen von innen heraus“²² (Ingold 2013, 5) nachvollzogen werden.

22 Eigene Übersetzung, Originaltext: „knowing from the inside“.



Abb. 24/25: Perspektiven durch die Frontschutzscheibe in die Allee; Schlaf- und Arbeitsplatz; beim Warten auf die Elbfähre von Mecklenburg-Vorpommern nach Niedersachsen.

Auf meiner forschenden Reise besuchte ich mehrere Gemeinschaften. Sie alle verband, dass sie sich auf kreative Weise mit der Frage einer ökosozialen Zukunft beschäftigten und sich selbst in der Verantwortung sahen, diese zu gestalten. Einige der Destinationen besuchte ich, da ich sie als Mitglieder von überregionalen Verbänden und Interessensnetzwerken (Kreativorte Brandenburg, Offene Werkstätten, Raumpioniere usw.) gefunden hatte. Andere besuchte ich eher spontan, weil sie auf dem Weg lagen, ich dorthin mitgenommen wurde, oder auf Empfehlung. Damit vernetzte ich Orte der kulturellen Produktion, die bisher nicht offensichtlich miteinander verbunden waren (Marcus 1995, 93). Ich konstruierte eine „soziale Landschaft“ (Lyman/Wakeford 1999, 360)²³ der urbanen Zukunftslabore im ländlichen Raum. Ich positionierte daher nicht nur mich empirisch im Feld, sondern situierte auch die Frage im sozioökonomischen Kontext der strukturschwachen Region einer hochentwickelten Industrienation.²⁴

Ingold warnt davor, die teilnehmende Beobachtung als ein Verfahren der Datenerhebung misszuverstehen (Ingold 2013, 5). Er vertritt die Auffassung, dass wir als teilnehmende Beobachter:innen nur dadurch verstehen können, wenn wir tatsächlich ein Teil von dem beobachteten Feld werden. Das bedeutet für mich, meine Perspektive anzupassen und mich für die Unvorhersehbarkeit des Feldes zu öffnen. So erlaubt die Ethnografin, wie Hine (2000) schreibt, dass zumindest ein Teil der Forschungsagenda durch das Feld bestimmt wird. Im Feld zeigte der Van, dass ich *dazugehöre* – dass ich über einen gewissen Erfahrungshorizont verfüge (das Selberausbauen) und dass ich aufgeschlossen bin gegenüber einer neuen Denkweise (etwa einem nomadischen Lebensstil, Verzicht auf Komfort oder das Leben in Gemeinschaft).

23 Wie Lyman und Wakeford (1999, 360) dargelegt haben, ist das Feld etwas, was Forscher:innen „eher konstruieren als entdecken“ (Originaltext: „construct rather than discover“). Dazu gehört es, Entscheidungen zu treffen, was zum Feld dazugehört und was ich ausschließe (ebd., 651).

24 Gemeint sind hier die schlecht ausgebauten Infrastrukturen wie Netzabdeckung, öffentlicher Nahverkehr, teilweise Strom und Abwasser. Womit ich eine vorherrschende neoliberale Perspektive des Bunds auf die (soziale) Landschaft Nordostdeutschlands aufgreife, die in der wirtschaftlichen Schwäche der Region einen Mangel sieht. (https://www.kreative-mv.de/wp-content/uploads/2020/11/Standortoffensive_KKW_Strategiekonzept_West-MV.pdf)

„Von anderen zu lernen“, wie Ingold (2013, 2) einen wichtigen Aspekt des forschenden Reisens beschreibt, bedeutet für mich gleichermaßen, meine eigenen Routinen und Vorannahmen aufzubrechen und mich mit meinem Umfeld neu zu synchronisieren. Durch den Van war diese gemeinsame Erfahrung von Zeitlichkeit möglich, die zum einen bedeutete, örtlich flexibel zu sein, dabei aber zeitlich verbunden zu bleiben und per Messenger, Mail oder Telefon immer in Kontakt zu stehen.

(3) Mit dem Van habe ich aber nicht nur mich transportiert, sondern auch meine Werkzeuge (Laptop, Kamera, Notizbücher) und Materialien, die ich über längere Zeit und an unterschiedlichen Orten gesammelt habe. Er wurde so zum epistemischen Ding, mit dem ich mich zwischen Design und Forschung bewegen konnte.

Die Sozialwissenschaftlerin Jennifer Whyte und ihr Kollege Boris Ewenstein (2009) beobachten in ihrer Untersuchung eines Architekturbüros, wie Wissenspraktiken im Design durch unterschiedliche, multidimensionale Objekte strukturiert werden. Das sind vor allem Architekturpläne und Zeichnungen. Sie beobachten, wie im Verlauf des Prozesses und in Gesprächen die Zeichnungen ergänzt werden durch Anmerkungen und Skizzen. Daraus schließen sie, dass Objekte eine epistemische Rolle im Entwerfen übernehmen können. Der Van kann in ähnlicher Weise wie die Skizzen als ein epistemisches Gefüge begriffen werden.

Zum einen ist er ein materieller Träger von Wissen. Er transportiert es in Form von Büchern, Notizen und Datenträgern. Er trägt aber auch mein Erfahrungswissen, materialisiert im Innenausbau (Law 2006)²⁵. Dabei hat er nicht nur Materialien geografisch verschoben, sondern auch Wissen über längere Strecken bewegt. Dadurch, dass ich auf meiner Reise mehrere Orte miteinander verbunden habe, habe ich mit dem Van Wissen in Bewegung gesetzt und weitergetragen. In Latours Verständnis eines „unveränderlichen mobilen Objekts“²⁶ (Latour 2017) trug der Van (wortwörtlich) zur Verbreitung von Wissen bei. Er trägt mein Erfahrungswissen in Form des Ausbaus und hat materielles Wissen in Form von Büchern, Daten und Werkstoffen über größere Distanzen transportiert und verbreitet.

Zum anderen ist es die oben beschriebene offene Suchbewegung, die meinen Van zu einem epistemischen Ding (Rheinberger 2001) macht. Er hat meine Bewegung im Feld gelenkt. Dabei unterscheidet sich mein exploratives Navigieren auf der Straße von einer Projektgemeinschaft zur nächsten nicht wesentlich von

25 Wissen nimmt immer auch materielle Formen an (Law 2006, 431).

26 Eigene Übersetzung, Originaltext: „immutable mobiles“.

dem, was zu meiner eigenen Positionierung und zur Situierung der Frage führt. Meinen Van als Methode zu begreifen heißt, ihm die erkenntnisgewinnende Fähigkeit eines *ethnographic tool* zuzuschreiben, ähnlich wie auch Feldnotizen gleichermaßen Instrumente und auch Konfiguratoren und Träger von Wissen sind.



Abb. 26/27: Transport von Fahrrad, Wohnraum, Baumaterialien.

Aus der historischen Entwicklung der Beziehung zwischen Design und Wissenschaft heraus und im Zuge eines postulierten „Design Turn“ (Schäffner 2014) in den Kulturwissenschaften stellt Mareis die programmatische These auf, dass es weniger darum geht, „Design als eine wissenschaftliche Praxis oder Disziplin fassbar zu machen, vielmehr soll umgekehrt wissenschaftliche Praxis als eine Designtätigkeit erkannt werden.“ (Mareis 2010, 14) Als Forscherin konstruiere ich meinen Gegenstand und handle durch meine Theoretisierung dessen Form aus. Ich werde selbst zur Gestalterin, die ein Feld entwirft. Das disziplinübergreifende Potenzial, mit dem im Design Wissen produziert und vermittelt wird, könnte somit ein generelles Umdenken für die nach wie vor bestehende Trennung zwischen Geistes, Natur- und Ingenieurwissenschaft bedeuten (ebd., 25).

Durch das eigene Praktizieren, wie den Van auszubauen, unterwegs zu sein und mit verschiedenen Materialien zu werkeln, habe ich überhaupt erst ein tiefgreifendes und umfassendes Verständnis für die Projektgemeinschaften und ihre Postwachstumspraktiken gewonnen. Das fortlaufende Repositionieren meines Körpers und die Selbstreflexion meiner Wahrnehmung, Situierung und Positionalität waren Teil eines konstanten und fortwährenden Erkenntnisprozesses. Ich bewegte mich zwischen und jenseits der Dichotomien der Wissenschaft und innerhalb einer sozialen Umwelt, die geprägt ist von Unordnung, Ambiguitäten und Paradoxien. Für die Bewegung „dazwischen“ habe ich hier ein

praxeologisch-gestalterisches Argument entwickelt, das meinen Van als gestaltetes Objekt und ebenso als erfinderische Methode begreift.²⁷ Meine forschende Praxis ist damit ebenso eine gestalterische Praxis.

Analysekategorien des forschenden Reisens

Das *forschende Reisen* mit dem Van hat eine unerwartet kritische Rolle in meiner Forschung eingenommen. Er hat es mir ermöglicht, mich für Unvorhersehbares zu öffnen und der Idee der selbstgebaute, zukünftigen Postwachstumsgesellschaft über mehrere Stationen hinweg zu folgen. So konnte ich zum einen meine Fragestellung empirisch im ambivalenten Kontext der strukturschwachen Region einer hochentwickelten Industrienation situieren. Meinen Untersuchungsgegenstand auf multiple Weise mit meinem Van zu erfahren, hat zum anderen meine Aufmerksamkeit auf die Körperlichkeit und Performanz des Vorgehens gelenkt (Beyes/Steyaert 2011). Daraus habe ich das praxeologisch-gestalterische Argument eines forschenden Reisens formuliert, indem ich vor allem den Erkenntnisgewinn durch das Tun herausgestellt habe. Damit meine ich kein vortheoretisches oder präreflexives Handeln, sondern im Sinne eines *doing theory*, „die Theorieproduktion ständig und auf produktive Weise empirisch zu verunsichern und voranzutreiben“ (Schmidt 2011, 100). Hier komplementieren sich forschende und entwerfende Praktiken.

Während der Feldforschung bin ich diversen Aktivitäten (Market Gardening, Urban Permaculture, Umweltaktivismus, Tiny Living, Open-Source-Hardware) und Organisationsformen (Werkstatt, Lebensgemeinschaft, virtuelles Netzwerk, Bauernhof-Festival, Retreat-Angebot) begegnet. Sie vereinte eine gemeinsame Einstellung gegenüber sozialen und ökologischen Zukunftsthemen und auch ein ähnlicher Umgang mit Krisen. Ausgehend von dem Gedanken der Teilhabe (an der Gemeinschaft, an der Umwelt, an der Zukunft) wird in den Projektgemeinschaften jeder Bereich des Lebens zum Experiment gemacht. Zusätzlich zu den Gesprächen, die ich geführt habe, wurde dieser Eindruck gestützt durch explizite Objekte und Projekte, die zwar in unterschiedlicher Erscheinung, aber auffällig häufig anzutreffen waren. So gab es bestimmte Bücher (wie etwa „Welt reparieren“ von Baier et al. 2016), die sich immer wieder in den Regalen fanden, bestimmte Geräte (3D-Drucker), die zur Verfügung standen, Projekte (Tiny Houses, Urban Gardening, Hochbeete), mit denen sich die Gemeinschaften beschäftigten, oder Symboliken und Statements in Form von Stickern, die eine bestimmte Zugehörigkeit angedeutet haben. Mit

²⁷ Damit folge ich der Überlegung, dass in der Praxis des Gestaltens ein eigenes Erfahrungswissen liegt, das es von Natur, aber auch geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen unterscheidet. Während Schön in seiner Arbeit zum Reflective Practitioner (1984) darin noch ein Argument gegen das Design als ernst zu nehmende Forschungs- und Wissenspraxis sah, da eine praktische Designforschung ihre Forschungsbedingungen auch immer verändern könne (Schön 1984, 68 f.), scheint diese Auffassung heute gar nicht mehr so schlüssig. So haben die Arbeiten von Latour (2005), Knorr-Cetina (2000), Ingold (2010) usw. deutlich gemacht, dass Forschung immer konstruiert ist und dabei immer auch Situationen verändert.

den Werkzeugen und neu geschaffenen Orten wurden gewohnte Praktiken verändert, umgelernt und neu erfunden.

Brüche materieller Ordnungen

Zunächst habe ich mir in meiner Untersuchung die Frage nach der Materialität der Postwachstumsgesellschaft gestellt, wer und was sind die Akteure – menschlich, nichtmenschlich, physisch, virtuell –, die die kollektive Zukunftsvision bilden. Dem zugrunde liegt der Gedanke, dass auch Wissensordnungen materiell hergestellt werden und physische Repräsentationen finden. Mit der Frage nach der Materialität beziehe ich mich auf die Artefakte, Körper und gebauten Strukturen, die visuell, auditiv, haptisch wahrgenommen werden können. Sie sind die Akteure eines soziomateriellen Gefüges. Einige Objekte sind klar als materielle Objekte erkenn- und abgrenzbar, wie Werkzeuge, Dokumente, Konsumgüter. Schwerer wird es bei virtuellen Darstellungen wie Video-Tutorials oder Internetplattformen, die nicht direkt angefasst werden können. Sie verweisen lediglich auf ihre materielle Bedingung, in Form von elektronischen Signalen, Computerplatinen, Kabel und andere technische Infrastrukturen. Ähnlich schwierig ist das Begreifen von Prototypen, Skizzen oder Modellen, die während des Entwurfsprozesses erst entstehen. Sie dienen dem Erkenntnisgewinn und „stehen für etwas“. Doch auch wenn sie teilweise schwierig einzufangen sind, sind sie als Dinge der ästhetischen Wahrnehmung die „Ankerpunkte für flüchtige Erfahrungen“ (Bosch 2012, 59).

Meine Feldforschung hat mich zu sehr unterschiedlichen Formen von Gemeinschaften geführt. Von einer Genossenschaft, die ein Grundstück als Experimentierraum betreibt, auf dem aber niemand wohnt, weiter zu einer Werkstatt, die Teil einer Wohngenossenschaft ist, weiter zu einem Hackerspace in einem Bahnhof, weiter zu einem temporären Festival bis hin zu einem Open-Source-Netzwerk, deren Mitglieder eigentlich nur virtuell zusammenkommen. Auch in ihren Aktivitäten näherten sie sich auf unterschiedliche Weise der gemeinsamen Idee einer Postwachstumsgesellschaft. Einige erbauten konkrete Modelle, als Projekte waren sie aber vor allem selbst gesellschaftliche Prototypen. Mit dem Blick auf die Artefakte und räumlichen Ordnungen der Projekte materialisierte sich mit der Zeit die gemeinsame Vision einer Zukunft jenseits von Wachstum heraus.

Wie ich feststellen konnte, war es dennoch gar nicht so eindeutig, was ein Makerspace, ein Kreativort oder ein Zukunftslabor genau ist, was sie ausmacht oder was sie von anderen Gemein-

schaften, etwa Landkommunen, unterscheidet. Das ist umso bemerkenswerter, da es in der Literatur hingegen eine erstaunlich klare Vorstellung davon gibt, was Maker-Praktiken (insbesondere im Prototyping) sein und wie sie aussehen sollen. Daher habe ich während meiner Feldforschung unterschiedliche Projektgemeinschaften besucht und Interviews geführt. Es ging mir darum, mit den Aktivitäten und Visionen direkt in Kontakt zu kommen. Praxeologisch motiviert, war es mir dabei wichtig, die Äußerungen, die Selbstzuschreibungen und Visionen in ihrem sozialen und kulturellen Kontext zu erleben und zu sehen, wie sie durch Artefakte materiell produziert und gestützt werden.

Brüche gewohnter Routinen

Um jenseits der etablierten Eigenzuschreibung etwas über das Selbermachen von Zukünften der Projektgemeinschaften zu erfahren, habe ich eine Gemeinschaft über längere Zeit begleitet. Über den gesamten Forschungszeitraum von vier Jahren habe ich die Community *Wir Bauen Zukunft* mehrmals vor Ort besucht und bin auch sonst online über die Chatgruppen in Kontakt geblieben. Vor Ort habe ich Gemeinschaftsaktivitäten begleitet, war eingebunden in den Alltag (Kochen, Käse machen, Gärtnern und Reflexionsgespräche) und habe an Workshops teilgenommen. Hier kam ich mit unterschiedlichsten Formen von Postwachstumspraktiken in Berührung. Gerade das Selbermachen zeichnete sich aber als eine verbindende Kernkompetenz der Gemeinschaft aus.

Im Alltag der Projektgemeinschaften gab es neben den expliziten Wissensordnungen – also dem, was explizit geäußert wird in Form von Anleitungen, Webseiten, Gesprächen oder Stickern – auch implizite Wissensordnungen. Sie zu beobachten erfordert ein kollektives, präreflexives Verstehen einer Situation, da sie nicht direkt geäußert werden. Gerade weil es verkörperte Handlungen sind, die sich dem Bewusstsein entziehen, sind sie schwer zu fassen. Sie zeigen sich indirekt in routinisierten Handlungen und gemeinschaftlichen Aktivitäten und unterlaufen eine Trennung von mentaler und körperlicher Arbeit (Suchman 2000, 29). Reckwitz (2016, 56) zufolge können sie im Grunde genommen nur durch Beobachtung oder explizite Aussagen „indirekt erschlossen“ werden.

Während meiner Zeit vor Ort stellte ich mir unter anderem die Fragen, was hier die Routinen einer Postwachstumsgesellschaft eigentlich sind, wo ich sie finden kann, wie und wo sie stattfinden. Als Praktiken sind sie sozial verankert, müssen aber immer wieder neu aufgeführt werden, um das soziomaterielle Gefüge zu sta-

28 Da niemand dauerhaft vor Ort lebte und Leute vorrangig zu Workshops oder Projekttreffen vorbeikamen, herrschte ein reges Kommen und Gehen. Das wurde verstärkt durch spontane Besucher:innen auf der Durchreise, die manchmal mehrere Tage blieben.

bilisieren. Anstatt aber selektiv ausgewählte Aktivitäten wie das Arbeiten in einer Werkstatt zu beobachten, interessierten mich die generellen Tätigkeiten und alltäglichen Handlungen, die die Gemeinschaften prägen. Auffällig war, dass es etwa bis auf das gemeinsame Essen und morgendliche Check-in-Runden keine wirkliche Alltäglichkeit und damit auch kaum Routinen am Platz gab.²⁸ In ihrer permanenten Neuverortung, etwa durch neue Leute am Platz oder eine neue Vereinbarung im Zusammenleben, wurden die bestehenden Routinen der Gemeinschaft fortlaufend verunsichert.

Brüche von Sinn- und Bedeutungszusammenhängen

Zuletzt stellte ich mir die Frage, wie die kollektive Vision entsteht, die die Akteur:innen, Artefakte und Orte miteinander verbindet, sie als „Gefüge“ zusammenhält und den Projekten ein gemeinsames Verständnis gibt. Wie sich etwa „Maker“ ihr „Maker Movement“ vorstellen, sich selbst „als Maker“ beschreiben oder darstellen, geschieht dabei durch Praktiken des Werdens und der Repräsentation. Im Machen (DIY Making) werden „Subjekte, Objekte, Zusammenhänge auf bestimmte, regulierte Weise dargestellt werden“ (Reckwitz 2016, 62). So sind kulturelle Codes wie Sticker oder Palettenmöbel Teil eines gemeinsamen kulturellen Imaginären und werden in diesem sozialen Umfeld immer wieder reproduziert, werden in Vorträgen gezeigt und auf Webseiten abgebildet. Als artefaktgestützte Produktion und Rezeption von Äußerungen (ebd., 54) bilden sie diskursive Aussagesysteme, durch die Praktiken mit kulturell codierten Absichten aufgeladen werden, wie einem „nachhaltigen Handeln“, dem Teilen von Ressourcen oder sich Peer-to-Peer oder Open Source zu organisieren.

Geteilte Sinn-Bedeutungszusammenhänge bringen Menschen in einer Gemeinschaft zusammen und verbinden Artefakte zu Artefaktssystemen miteinander. Sie bestimmen ihren sinngemäßen Gebrauch, etwa wie 3D-Drucker zum Machen von Zukünften verwendet oder beim Bauen von Komposttoiletten Postwachstumzukünfte verhandelt werden. Durch die Verunsicherung etablierter Sinn- und Bedeutungszusammenhänge im Machen versuchen die Projektgemeinschaften soziale, kulturelle, politische, geografische, biografische, ökologische Grenzen neu zu verorten. Durch die neuen soziomateriellen Setzungen suchen sie nach neuen Wissensordnungen, um so auf eine alternative Zukunft einzuwirken. Aus einem praxeologischen Verständnis heraus werden Diskurse, Narrative oder geteilte Zukunftsvisionen, Imaginären

erst durch den Umgang mit Artefakten oder innerhalb architektonischer Ordnungen gebildet.

Zukunft selbst machen: Brüche soziomateriell verhandeln

Die Analyseachsen beschreiben keine voneinander getrennten Bereiche. Vielmehr beschreiben sie unterschiedliche Blickwinkel auf den gleichen Gegenstand. Materialität, Routinen, Sinn- und Bedeutungszusammenhänge interferieren in der Praxis. Das wird mit einem Blick auf das gesammelte Untersuchungsmaterial deutlich. Gerade die Brüche sozialer Praktiken sind für diese Betrachtung entscheidend, wenn es um die Gestaltung von Zukünften geht. Zum einen werden gestalterische und entwerfende Fähigkeiten schnell als Persönlichkeitseigenschaft naturalisiert, etwa als eine spezifische Fähigkeit, die Gestalter:innen besitzen und die sie dazu befähigt, Emotionen und soziales Verhalten zu erschließen (Markussen 2013). Zum anderen kommt das eigentliche Werden eines Gegenstands, eines Konzepts oder eines Projekts in designtheoretischen Untersuchungen oft zu kurz.

Pragmatisch betrachtet ist das *Werden eines Dings*, egal ob im Entwerfen oder Selbermachen, nicht viel mehr als ein Hantieren mit Gegenständen und Werkzeugen, an dessen Ende vor allem viel (unbrauchbarer) Überschuss entsteht. Darin liegt nichts per se Gestalterisches (Seitz 2017, 59). Dennoch liegt dem Entwerfen (ebenso wie dem Selbermachen und letztlich auch dem wissenschaftlichen Arbeiten) ein spezifisches, praktisches Wissen zugrunde, das durch verkörperte Routinen, im Umgang mit Artefakten und durch soziale Ordnungen strukturiert wird und, wie Krämer betont, abhängig ist vom gegebenen Kontext (Krämer 2012, 206). Im Selbermachen von Zukünften, im Entwerfen und Prototyping wie auch im Forschen geht es um die Produktion neuen Wissens. Es geht gerade darum, etablierte Handlungsmuster nicht weiter aufzuführen, sondern sie zu verunsichern und etwas Neues, Unbekanntes entstehen zu lassen.

Praktiken sind gerade kein Zustand, sondern bezeichnen routinisierte Handlungen, die immer wieder aufgeführt werden müssen, um kulturelles Wissen zu tragen und als Praxis zu bestehen. Sie zu begreifen bedeutet, sie in ihrem Vollzug zu beobachten – wie vollzieht sich eine Praxis zwischen Menschen, Artefakten und Umwelt? Aber auch zu fragen, wie etwas praktisch entsteht – wie also mit Routinen gebrochen wird, damit etwas Neues entstehen kann (Krämer 2014, 34). Als eine Koproduktion von Ideen, Materialität, Werten und Sozialität, wie Jasanoff das praktische Erfinden von Lebenswelten fasst (Jasanoff 2015, 326), möchte ich das

Machen von Zukünften daher als eine Abfolge von Routinen und ihren Brüchen verstehen und als solche auch analysieren. Damit nehme ich in den Blick, *wie etwas entsteht* und *zu etwas wird* – welche Brüche des Gegenwärtigen neue Zukünfte erschaffen sollen, wie sich die spätmoderne Figur des Selbst versucht zu dekonstruieren und wie im Machen neue Sinnzusammenhänge verhandelt werden. Aus diesen Brüchen leite ich die Analysekategorien ab, die diese Arbeit strukturieren.

Praxeologische Leerstellen

Bisher habe ich in diesem Kapitel beschrieben, wie ich eine praxeologische Perspektive als Forschungsprogramm heranziehe, um mir die Postwachstumsdebatte der Projektgemeinschaften zu erschließen.²⁹ Über Auszüge aus meinen Feldnotizen habe ich gezeigt, wie ich mir einen praktischen Zugang und ein Verständnis in die Postwachstumsdebatte erarbeitet habe, das über die reine Beobachtung oder Befragung hinausläuft. Das waren unter anderem körperliche, affektive Erfahrungen, aber auch Denkweisen zum kreativen Lösungsfinden, zum Vernetzen oder Teilen von Wissen.³⁰ Ausgehend von meinem eigenen Standpunkt konnte ich mich irritieren lassen und Spannungen sichtbar machen, die im Diskurs eher weniger Beachtung finden. So habe ich mir schrittweise meinen Untersuchungsgegenstand erarbeitet. Dennoch bin ich mit meinem praxeologischen Vorgehen an Grenzen gestoßen, was den Erkenntnisgewinn betrifft.

Bei dem Versuch, mir die Postwachstumsdebatte praxeologisch zu erarbeiten, war ich darauf beschränkt, was ich zum einen selbst unmittelbar erfahren kann, und zum anderen, was unter den gegebenen Umständen überhaupt möglich war *zu erfahren*. Mein Forschungs- und Möglichkeitsradius war bestimmt von Budgetvorgaben, geografischer Nähe, pandemiebedingten Reise- und Begegnungsbeschränkungen sowie meinem eigenen Lern- und Erfahrungshorizont. Damit wurde meine Betrachtungsweise des Untersuchungsgegenstands von vornherein empirisch eingeschränkt. Unter den gegebenen Umständen richtete ich meinen Fokus auf die Beobachtung von Projektgemeinschaften im ländlichen Raum Nordostdeutschlands. Damit verbunden offenbaren sich zwei Leerstellen der praxeologischen Perspektive.

Zum einen reduziert die praxeologische Perspektive den Fokus auf das unmittelbar Erfahrbare. Damit wird gleichzeitig ausgeschlossen, was nicht wahrgenommen werden kann. In meinem Fall konnte ich nur einen sehr eingeschränkten geografischen Raum abdecken. Es wäre durchaus interessant gewesen, jenseits

29 Ich habe verschiedene Teilbeobachtungen und Detailstudien beschrieben, die ich in einem Zeitraum von vier Jahren durchgeführt habe. Durch sie habe ich Einblicke in unterschiedliche Gemeinschaften erhalten, in ihre Aktivitäten, ihre Organisationsformen und Visionen. Ergänzend habe ich Selbstversuche durchgeführt.

30 Damit konnte ich eine Perspektive einnehmen, die nicht in allererster Instanz geprägt war von einem bereits vorformulierten Diskurs, sondern die sich aus der Beobachtung heraus ergeben hat.

der Grenzen des deutschsprachigen Raumes zu blicken oder das Selbermachen außerhalb seiner westlich-kapitalistischen Prägung zu erfahren. Wie ich im Forschungsstand bereits gezeigt hatte, ist das Selbermachen von Zukünftigen in der Krise an die Erfahrung von Massenkonsum und Überproduktion geknüpft und bezieht sich auf eine westlich-kapitalistische Sichtweise. In diesem Umfeld, also dem, was ich beobachten konnte, beschreibt es die Möglichkeit und die bewusste Entscheidung, etwas auch(!) selbermachen zu können. Darin liegt unter anderem der Wunsch nach aktiver gesellschaftlicher Teilhabe, aber auch Selbstverwirklichung. Die enge Bindung des Selbermachens von Zukünftigen an die Erfahrung von Massenkonsum und Überproduktion hat aber auch eine Kehrseite, die in der Beobachtung quasi unsichtbar bleibt.

Die Kehrseite des Massenkonsums und der Globalisierungserfahrung betrifft unter anderem den Umgang mit Abfall, der durch eine wachstumsorientierten Industrie fortlaufend entsteht und in andere Länder ausgelagert wird. Dadurch ist andernorts eine ganz eigene Designkultur des Selbermachens entstanden. Der kreative Umgang mit Wertstoffen oder defekten Gegenständen ist dort jedoch kein Moment der Selbstverwirklichung, sondern Alltagspraxis und teilweise notwendige Überlebensstrategie.³¹ Im Gegensatz zum Selbermachen im Verständnis eines traditionellen Handwerks ist hier das Selbermachen ebenfalls Folge einer industriellen Entwicklung, Massenproduktion und Globalisierung und erst als Reaktion darauf entstanden (Braybrooke 2019, 258). Diese Betrachtung wird größtenteils offenbleiben, da sie sich nur in ihrer Abwesenheit zeigt.

Zum anderen verdeutlicht die enge Setzung eine auffällige gegenwärtige Entwicklung. Der ländliche Raum Nordostdeutschlands wird von kreativen Gemeinschaften erobert, was unter anderem als eine Folge problematischer Nachwendepolitik gelesen werden kann. Die sozial- und kulturgeschichtliche Einordnung des Phänomens ist praxeologisch jedoch schwer rekonstruierbar. Zwar lassen sich vergangene Ereignisse erahnen aufgrund von Relikten oder medialen Repräsentationen und Dokumentationen, aber streng genommen können sie nicht erfahren werden und bleiben spekulativ. Das wurde insbesondere deutlich bei dem Besuch von historischen Stätten ökosozialer Bewegungen, wie im Wendland, der Obstbaukolonie Eden in Oranienburg, oder bei dem Besuch von Gemeinschaften, die ich vorrangig zum Gespräch getroffen habe. Ihre Aktivitäten und die Einbettung in einen soziopolitischen Kontext konnte ich nur anhand von Raum- und

³¹ Zum Beispiel dokumentiert im Unconditional Design, ein Designforschungsprojekt der Ruangrupa: <https://www.instagram.com/unconditionaldesign/>, abgerufen am 20.12.2023. Ähnliche Haltungen finden sich auch in den Praktiken von Jugaad, Urawaza oder Gambiarra, oft sind sie sogar tief im Alltagsleben der jeweiligen Kulturen verwurzelt (Bandoni 2016, 225; Braybrooke/Jordan 2017, 30; Foote/Verhoeven 2019, 77).

Artefakt-Arrangements (Objekte, Dekorationen, Veranstaltungspläne, Bauten) erahnen.

Praxistheorien haben sich aus einer Kritik an den Kultur- und Sozialwissenschaften herausgebildet. Sie werfen ihnen eine Überbetonung von sprachlicher Sinnkonstruktion vor (Reckwitz 2003, 288; Krämer 2014, 124). Durch den einseitigen Fokus auf eine Realitätskonstruktion durch Sprache sei der körperliche Vollzug von Wissen in den Hintergrund gerückt und nur noch als Folge von Diskursen verstanden worden. Stattdessen argumentieren Praxistheorien für ein sensibleres Bewusstsein für den körperlichen Vollzug von Handlungen, von implizitem Wissen, von Praktiken und Wahrnehmung. In einer strengen Auslegung erzeugt die praxeologische Perspektive jedoch wiederum eigene Leerstellen, wie oben gezeigt. Insbesondere eine historische Verortung, aber auch die Gleichzeitigkeit kulturell diverser Praktiken sind schwer zugänglich. Ich hatte schon zu Beginn diesen Konflikt zwischen Diskurs- und Praktikenanalyse angesprochen. Doch wie Reckwitz (2016, 51) betont, geht es nicht darum, die Perspektiven gegeneinander auszuspielen, sondern sie als zwei Seiten eines gemeinsamen Analyseprojekts zu sehen.

Für die Darstellung und Diskussion meiner Beobachtungen in den folgenden Kapiteln werde ich daher mein eigenes gesammeltes Material durch externe Literatur und Quellen ergänzen. Im Vordergrund steht für mich das Erkenntnisinteresse, wie Zukünfte und damit auch der Umgang mit projizierten Krisen im und durch Selbermachen verhandelt werden. Ich möchte nicht zum Nachteil des Erkenntnisinteresses an einem starren methodologischen Rahmen festhalten und werde daher versuchen, beide Perspektiven produktiv zu ergänzen.



Zukunftslabore

- Hauptstudie
- Während Untersuchung begegnet
- vor Ort besucht
- Weitere Orte
- Gefahrene Route
- Mehrere Standorte eines ZLs

- 1 Wir Bauen Zukunft, Nieklitz
- 2 CoWorkLand, Sörup/Schuby
- 3 Alte Mu, Kiel
- 4 Lebendiger Landbau, Upahl
- 5 Destinature, Hitzacker
- 6 Kuckucksmühle, Heiligengrabe
- 7 Verstehbahnhof, Fürstenwalde
- 8 Hof Prädikow, Prädikow
- 9 OSEG/Open Eco Lab, Berlin/Rahden/Blieventorf

- 10 Klimawerkstatt, Werder
- 11 Coconat, Bad Belzig
- 12 Sägewerk KoDorf, Wittenberg
- 13 WandelGut, Mechow
- 14 Haus des Wandels, Sarnow
- 15 Cowork Space MS39, Müritzerberg
- 16 Ein Ding der Möglich, Berlin
- 17 Akademie für Suffizienz, Berlin
- 18 Der Kemperhof, Templin
- 19 The Field, Vielitzsee



- | | | | |
|----|---|----|---|
| 20 | Libken, Gerswalde | 29 | Blok O, Frankfurt (Oder) |
| 21 | Kulturpark Stolpe, Stolpe | 30 | Kulturverein Neu am See, Unterspreewald |
| 22 | Gut Stolzenhagen, Stolzenhagen | 31 | E-Werk, Luckenwalde |
| 23 | Thinkfarm, Eberswalde | 32 | Alte Mühle, Gömnigk |
| 24 | TraumSchüff; Eden;
Annagarten, Oranienburg | 33 | Bauernhof Grüna, Jüterbog |
| 25 | Altes Postgelände, Strausberg | 34 | Projektraum Drahnsdorf, Drahnsdorf |
| 26 | -feld, Müncheberg | 35 | Landwarenhaus, Lübbenau |
| 27 | Gut Gorgast, Küstriner Vorland | 36 | Kaiserliche Postagentur, Vetschau |
| 28 | PlantAge, Frankfurt (Oder) | 37 | Startblock B, Cottbus |
| | | 38 | Heimathof Gut Ziegenberg, Ballenstedt |

Karte der Zukunftslabore

Die Standortdaten 1–14 basieren auf eigener Untersuchung und Interviews, 15–38 aus der weiteren Recherche. Quellen hierfür sind neben Interviews, die Plattformen: Kreative MV <https://www.kreative-deutschland.de/netzwerke/netzwerk-der-kultur-und-kreativwirtschaft-in-mecklenburg-vorpommern/>, Zukunftsorte Brandenburg <https://wissen.zukunftsorte.land/>, Studie Urbane Dörfer 2019 des Berlin-Instituts für Bevölkerung und Entwicklung https://www.berlin-institut.org/fileadmin/Redaktion/Publikationen/PDF/BI_UrbaneDoerfer_2019.pdf.

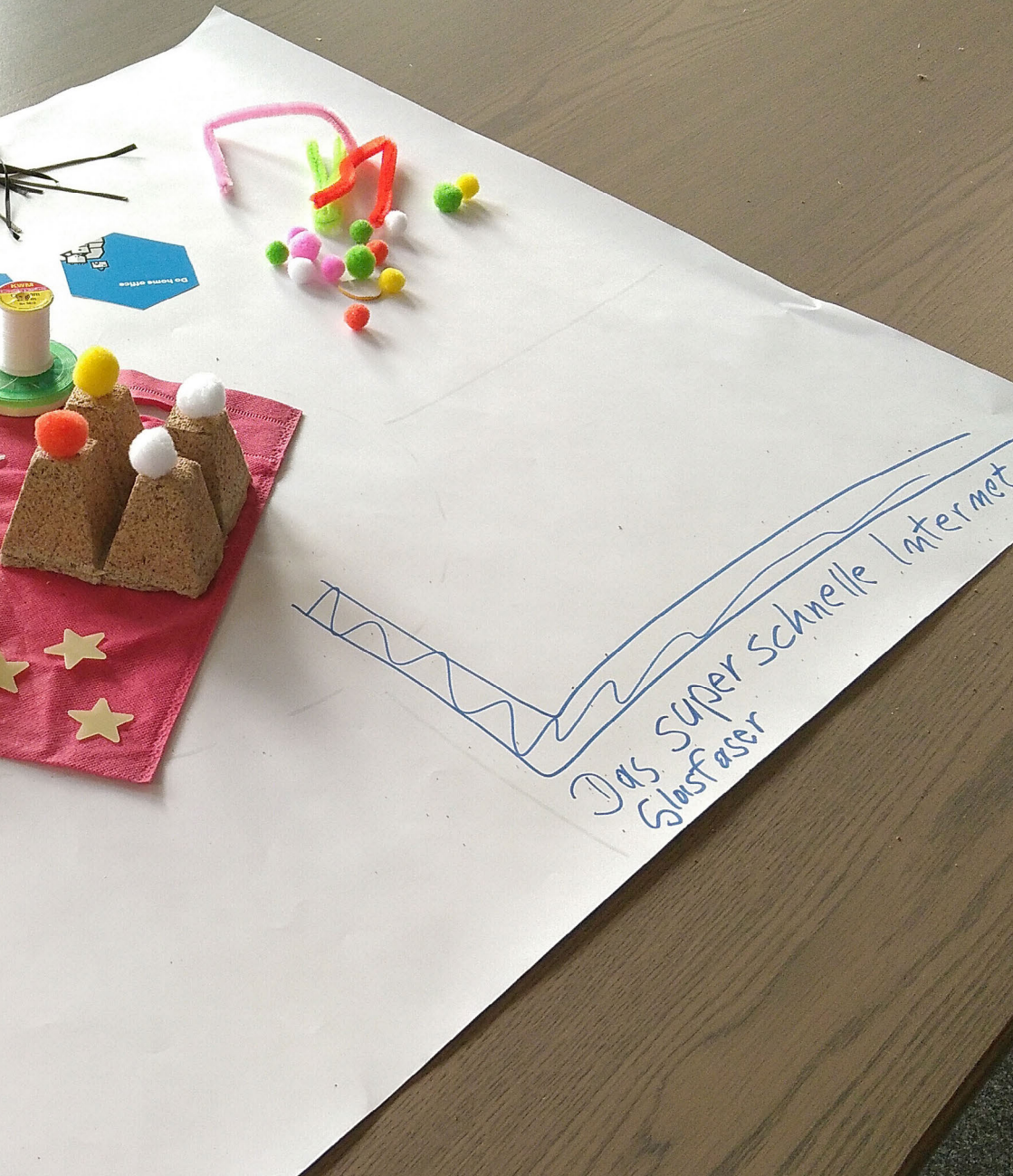
Die Darstellung der Karte basiert auf in QGIS verarbeiteten Datensätzen: Landprofil (Global PALSAR-2) https://developers.google.com/earth-engine/datasets/catalog/JAXA_ALOS_PALSAR_YEARLY_SAR_EPOCH, World Settlement Footprint https://developers.google.com/earth-engine/datasets/catalog/DLR_WSF_WSF2015_v1, Basemap styles <https://github.com/Mapbox/basemap-styles>. Die Daten der Karte wurden aufbereitet von Maximilian Schob.



Stoffkreisläufe

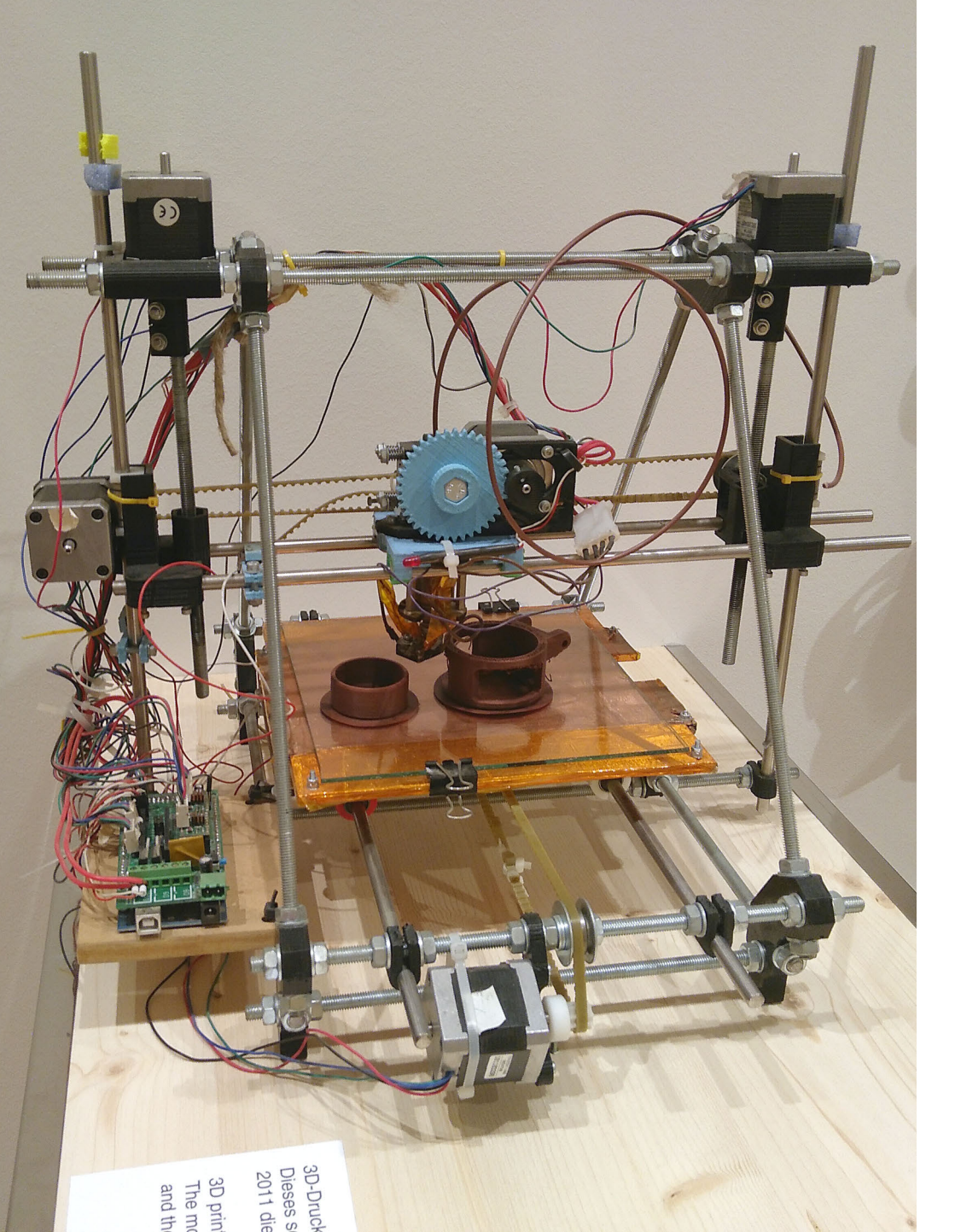
Abb. 28/29: Selbstgebaute Wasseraufbereitung, das Schmutzwasser sickert durch Gesteinsschichten und wird gereinigt. Dann wird es zurück in den Frischwassertank geleitet, Insel Weißensee. Öffentliches Tauschregal für allerlei Gegenstände, Coconat Bad Belzig.



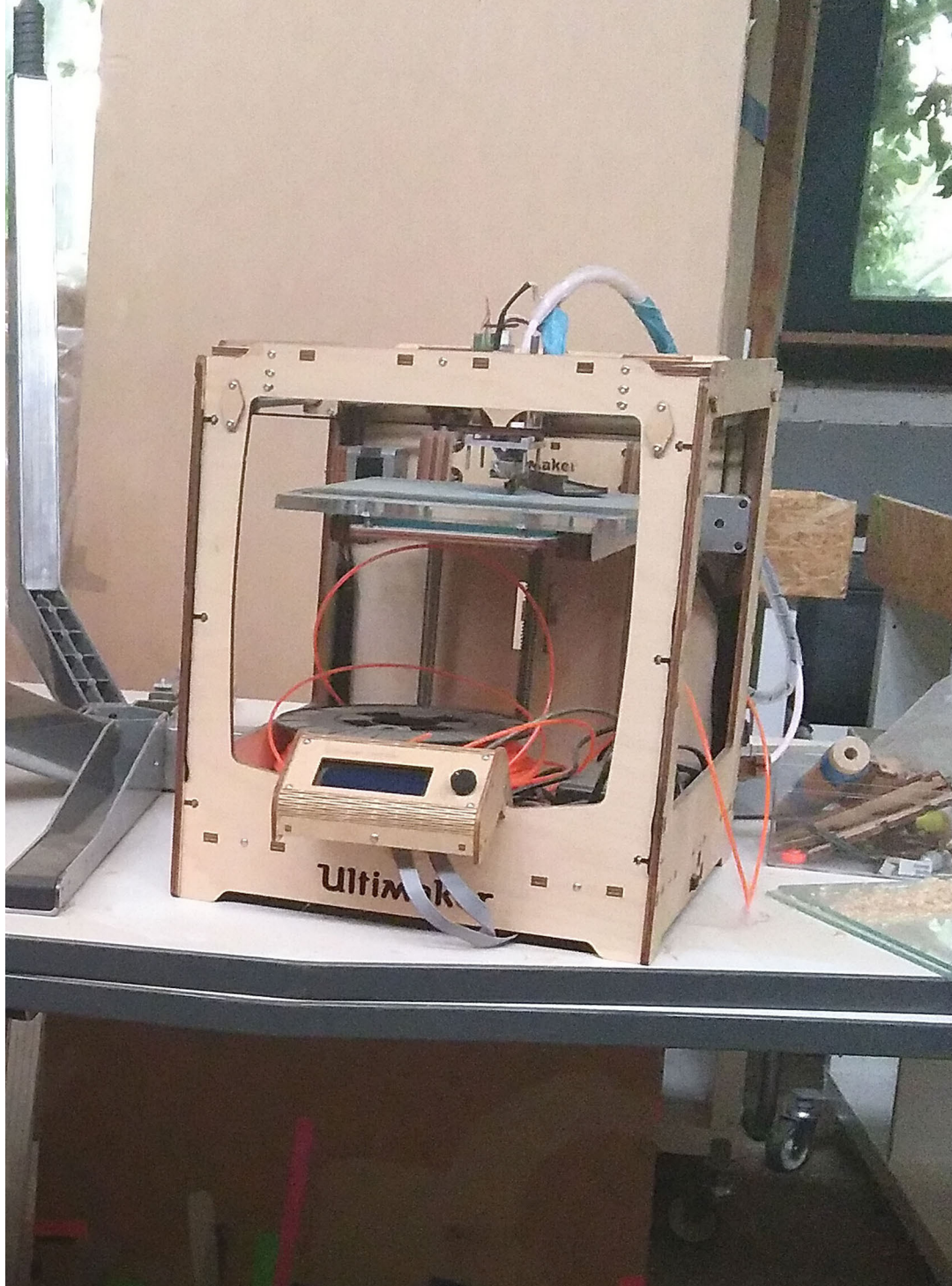


Prototyp für einen Coworking-Space

Abb. 30: Ergebnis eines partizipativen Design-Thinking-Workshops im Gemeindehaus Sörup.



3D-Druck
Dieses ist
2011 die
3D print
The mc
and th



3D-Drucker im Selbstbau

Abb. 31/32: In der Ausstellung „Social-Design“ im Museum für Kunst und Gewerbe, Hamburg; in der Werkstatt von Wir Bauen Zukunft.





Camping-Idylle und Workation

Abb. 33: Zelt, Gartenstühle und Tisch im Garten im Coconat-Coworking-Space.



WHEN MOVING IN PUT UR NAME
BEHIND THE ROOM'S NUMBER
PLEASE ERASE WHEN U GO OUT.

TUMS PARKING		WELCOME	
VON DER ACKER		Georg	
Kapitel			
Fußende-2	Nelle		
Schwander			
Nierens-1			
Papille			
Krausel-1	Alexandra	2	Maria
Fälkelung			
Swiss-1	Christoph		
Hilgen			
Arten			Joy

Landesregierung
Schleswig-Holstein



Kleine selbstgemachte Welten

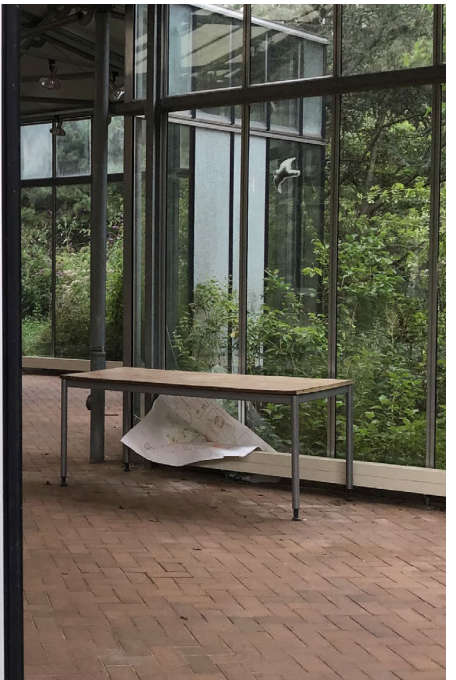
Abb. 34/35/36: Ein Arbeitsplatz im CoWorkLand-Container; selbstgebaute Schlafkjoen, in denen die Teilnehmenden des Inselgarten-Workshops übernachten; die Küche der Insel Weißensee steht draußen.





Der Inselgarten

Abb. 37/38: Der Inselgarten bei seiner Erbauung im Sommer 2019 und etwa ein Jahr danach.





Vernetzte Welten

Abb. 39/40/41/42: Meme auf einer Tasse im Verstehbahnhof Fürstenberg; Rebellion-Extinction-Sticker am Regenrohr der Klimawerkstatt Werder; Sticker der Ultimaker-Community und ausleihbare Gegenstände an den Türrahmen von Wir Bauen Zukunft Nieklitz.

Eine mögliche Zukunft	94
Folgen	94
Bewegen	98
Vibrieren	102
Proben	104



Prototypen einer Postwachstumsgesellschaft	105
I. In der Zukunft gibt es bereits genug.	108
II. Die Zukunft kennt kein Draußen	110
III. Die Zukunft ist natürlich digital.	112
IV. Die Zukunft bleibt daheim.	115
V. In der Zukunft is(s)t man, was unten rauskommt. ...	119
VI. Die Zukunft ist eine (trans-)lokale Praxis.	121
VII. Die Zukunft bleibt offen.	125



Diskussion: Umbau einer spätmodernen Zukunft	129
Ein winziges Leben	130
Leere	132
DIY Lowtech	135

Zukunft

Auf der Suche nach einer zukünftigen Postwachstumsgesellschaft

Im ersten Kapitel zeichne ich nach, wie in Nordostdeutschland eine eigene, lokale Zukunft entsteht. Ausgehend von meiner teilhabenden Beobachtung der Projektgemeinschaft WBZ habe ich mein Forschungsfeld erweitert. Ich folge einer offenen Suchbewegung und erschließe mir – oder besser gesagt konstruiere ich – über viele Stationen hinweg die soziale Landschaft einer zukünftigen Postwachstumsgesellschaft in Nordostdeutschland. Ich begegne Projekten, die mögliche Zukünfte in Form von Prototypen, Skizzen und Projektplänen materialisieren, um sie so auf die Probe zu stellen. Es sind Initiativen, Netzwerke, Diskurse, die sich um die Postwachstumspraktiken herum versammeln und einen ökologischen und sozialen Umbau der spätmodernen Wachstumsparadigmen verfolgen.

Eine mögliche Zukunft

Im Frühsommer 2019 fahre ich das erste Mal mit meinem Van von Basel aus die 900 Kilometer nach Norden in die kleine Gemeinde Gallin in Mecklenburg-Vorpommern. Das Grundstück von WBZ liegt mit dem Auto etwa eine Stunde von Hamburg und zwei Stunden von Berlin entfernt. Die Suche nach einer Verbindung mit dem öffentlichen Nahverkehr ergibt keine Ergebnisse. Ich folge dem Navigationssystem in meinem Handy auf der Autobahn von Berlin Richtung Hamburg und nehme die Ausfahrt Wittenburg. Nach einer halben Stunde auf der Landstraße biege ich ab in einen Wald. Mein Handy leitet mich unbeirrt weiter. Am Ende des Waldes komme ich an einer kleinen Ortschaft heraus und bin meinem Navi zufolge am Ziel angelangt. Ich stehe vor einem Einfamilienhaus mit herausgeputztem Klinkerstein, Holzbank im Landhausstil und Rasenmäroboter und ich weiß, dass das nicht das gesuchte Ziel sein kann. Allerdings habe ich weder Internetempfang noch Handynetz, um die Adresse zu überprüfen. Ich folge dem Weg, dem ich gekommen bin, zurück in die nächste größere Ortschaft.

Nach etwa elf Stunden Fahrt erreiche ich schließlich das Gelände von Wir Bauen Zukunft und passiere ein großes, eisernes Tor, an dessen Torbogen metallene Silhouetten von Wildgänsen angebracht sind, und komme auf einem geräumigen Schotterparkplatz zum Halten. Das ratternde Geräusch meines Motors verstummt. Ich bin angekommen und doch weiß ich nicht, wie es jetzt weitergeht. Nicht einmal weiß ich, wo ich jetzt genau hinhin muss, um Christoph zu treffen, mit dem ich zuvor Kontakt hatte.

In diesem Kapitel zeichne ich die Materialität der Zukunft nach, die WBZ im Namen trägt und von der die Projektgemeinschaften sprechen, wenn sie eine gesellschaftliche Transformation jenseits von Wachstum fordern. Dafür folge ich der Vision einer Postwachstumsgesellschaft über mehrere Orte hinweg und kennzeichne den Umbau des Sozialen als Brüche mit gewohnten und etablierten materiellen Konfigurationen. Für mich als teilhabende Beobachterin wird es zur Herausforderung, einer Zukunft zu folgen, die per Definition noch nicht existiert. Je weiter ich in das Feld eintauche, umso weiter löst sich diese Annahme aber auf. Ich zeige, wie Zukunft im Selbermachen vorbereitet und auf die Probe gestellt wird.

Folgen

Ich folge einem Kiesweg, biege ein paar Mal willkürlich ab und gelange dann zu einem Waldstück, wo die Bäume dichter stehen und der Weg zu einem Trampelpfad wird. Ich folge ihm weiter

und schließlich sehe ich Menschen. Sie stehen, hocken oder knien neben einem kleinen Teich und sind eifrig vertieft ins Werkeln. Mit Stichsäge und Akkubohrer schrauben sie Holzplanken zusammen, sägen Rohre und Mülltonnen auf. Ich nähere mich vorsichtig der Gruppe. Die ersten Gesichter, die mir hier entgegenblicken, sind jedoch zwei gezeichnete Figuren auf einem weißen Blatt Papier. Sie sind betitelt als „Inselgärtner/in Sebastian Goodman und Greta Greenplant“ und sind mit Stecknadeln an eine Pappstellwand gepinnt.



Abb. 43/44: Beim Bau der Insel; Ausschnitt der Inselplanung

Schließlich bemerken mich auch die Werkelnden. Sie bauen eine kleine Insel, erklärt mir der Workshopleiter, auf der sich dann Sebastian Goodman und Greta Greenplant treffen können, um zur Ruhe zu kommen und ein bisschen zu gärtnern. Die Inselgärtner:innen sind fiktiv, die schwimmende Plattform, die hier entsteht, ist aber real. Auf ihr wird eine Leiter mit Blumentöpfen platziert, in die Schläuche verknotet sind. Daneben hängen aufgeschnittene Plastikrohre vertikal an einem Gerüst und erinnern an eine bepflanzte Murmelbahn. Neben der großen Insel schwimmen kleinere Inseln. Es sind Holzkonstruktionen, in die ebenfalls Pflanzentöpfe eingehängt sind. – An sich bin ich lediglich einem ausgetretenen Pfad gefolgt, nun befinde ich mich in einer eigenen kleinen Welt, in der mit ein paar Holzbrettern, Plastikrohren und Akkubohrer eine Zeitreise in eine fiktive Zukunft angetreten wird.

In den kommenden Wochen folge ich weiteren ausgetretenen Pfaden durch den Wald, folge Natty, der Werkzeuge und Bauteile mit dem E-Mobil über das Gelände fährt, folge Christoph beim Käsemachen, in einer benachbarten Ortschaft. Ich folge den Beschilderungen im Haupthaus, um die Dusche zu finden, die sich hinter lehmverputzten Glasflaschen versteckt. Ich folge dem WLAN-Signal, das ab und an auftaucht und wenige Kilobit

Datenpakete vorbeischiekt, folge dem Heizsystem vom Biomeiler (mit dem aus Kompost Energie gewonnen wird) bis auf den Dachboden, folge der Geschichte des Geländes durch Aktenordner und Zeitungsartikel, folge überdimensionalen Modellen von Termitenhügeln und folge dem Geruch von Essen quer über das Gelände bis in die Küche. Während dieser ersten Wochen folge ich allem, was meine Aufmerksamkeit erregt.

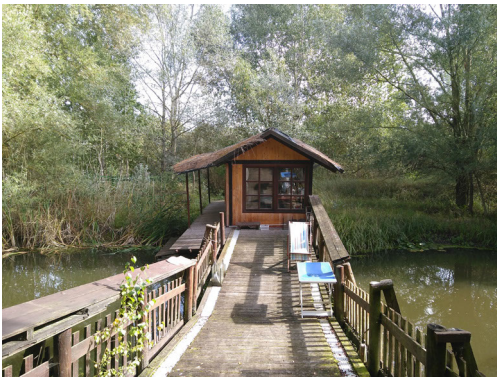


Abb. 45/46/47/48/49: Spuren, die meine Aufmerksamkeit erregen, v. l. n. r.: große Modelle von Menschen, Termitenhügel, Sticker, Käse machen, Brückenhaus.

- 1 Eigene Übersetzung, Originaltext: „Either we follow social theorists and begin our travel by setting up at the start which kind of group and level of analysis we will focus on, or we follow the actors' own ways and begin our travels by the traces left behind“.
- 2 Latour beschreibt damit seinen Ansatz einer Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT). Auch wenn sich die ANT von einer Praxistheorie insofern unterscheidet, als sie den Menschen in ihrer Analyse gegenüber anderen Entitäten deprivilegiert, so teilen sie doch grundlegend einen relationalen Ansatz, in dem Dinge eine Handlungsträgerschaft besitzen und die Bedingungen ihres Handelns reproduzieren oder aktualisieren, weshalb Reckwitz den posthumanistischen Ansatz Latours ebenfalls als eine Theorie sozialer Praktiken und somit praxeologisch orientiert liest (Reckwitz 2003, 283).
- 3 Die Beziehung zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Akteuren ist nicht frei von Machtdynamiken und bleibt für die Umwelt nicht folgenlos. Diesen Punkt sehen auch Law (1999) und weitere Sozialtheoretiker:innen (Lee/Stenner 1999, Mol 1999). Sie kritisieren daher die ANT als eine Blackbox, die die eigentliche Komplexität sozialer Ereignisse verschleiert – „We have lost the capacity to apprehend complexity“ (Law 1999, 8). Jedoch folgt daraus für Law keine grundsätzliche Abkehr von diesem Ansatz, sondern eine konzeptionelle Anschlussmöglichkeit. Seine Kritik richtet sich insbesondere dagegen, die ANT als eine eigenständige „smooth and consistent theory“ zu sehen (Law 1999, 1), da sie eine reibungslos funktionierende Gesellschaft suggeriere, so Lee und Stenner (1999, 104). Um mehr Bewusstsein und Aufmerksamkeit auf die Machtbeziehungen zu lenken, die zwischen den Akteuren eines Feldes ausgehandelt werden, schlägt Law vor, das komplexe Gefüge aus menschlichen und nichtmenschlichen Akteuren als „assemblages of forces“ (Law 1999, 38) zu verstehen. Für Law sind Netzwerke bereits Ansammlungen an

„Entweder folgen wir den Sozialtheoretikern und beginnen unsere Reise, indem wir zu Beginn festlegen, auf welche Art von Gruppe und welche Ebene der Analyse wir uns konzentrieren werden, oder wir folgen den eigenen Wegen der Akteure und beginnen unsere Reise mit den Spuren, die sie hinterlassen haben“¹, schreibt Bruno Latour in seiner Einführung zu „Reassembling the Social“ (2005). Ihm geht es darum, das Feld als ein komplexes Gefüge zu verstehen, dessen Akteure in einem relationalen Beziehungsverhältnis zueinander stehen. Dafür definiert er die beteiligten Personen, Dinge, Instrumente als Akteure.² Latour zufolge besitzen sie jeweils eine eigene Handlungsfähigkeit, stehen in einem gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis und hinterlassen Spuren (Latour 2005, 29). Das Feld, das Gelände, auf dem ich mich bewege, in dieser Weise zu betrachten hilft mir zum einen, die völlig unterschiedlichen Dinge – die Modelle von Menschen und Termitenhügeln, die Aktenordner mit Zeitungsartikeln, das Brückenhaus, die Sticker und die selbst ausgebauten Autos – in eine Beziehung zueinander zu setzen, ohne zunächst den Zusammenhang verstehen zu müssen.³ Wie ich später bemerken werde, bringt mich dieser relationale Ansatz, der den Menschen als alleinig handlungsfähiges Wesen deprivilegiert, sogar näher an das kollektive Selbstverständnis der ökosozialen Transformation.⁴

Die Kritik am Wachstum ist auch eine Kritik an der Dominanz, die sich der Mensch gegenüber anderen Lebewesen auf der Erde zuschreibt. Eine Alternative zur spätmodernen Gesellschaft zu schaffen, ist daher auch der Versuch, ein eher symbiotisches Verhältnis zwischen Mensch und Umwelt herzustellen. Das wird auf dem Lageplan deutlich, der im Eingangsbereich des Haupthauses hängt. Er ist der Versuch, einen Überblick zu geben über das dicke Gestrüpp, die verschlungenen Pfade, die angelegten Bereiche und die teils verwitterten Gebäude. Das unübersichtliche Gelände wird in eine Draufsicht übersetzt mit Wasserstellen oder Gebäudebeschreibungen als Wegmarken zur Orientierung, ohne aber die tatsächlichen Wege freizuschneiden oder kenntlich zu machen.

Der grundsätzlich einfache Gedanke, den Menschen zu deprivilegieren und in eine Wechselbeziehung mit seiner Umwelt zu setzen, hat in der Theoriebildung der Kultur- und Sozialwissenschaften zu einem umfangreichen Paradigmenwechsel geführt. Praxistheoretiker:innen, die das Soziale als Resultat von soziomateriellen Aushandlungsprozessen verstehen, geben den Artefakten und Körpern dabei eine hervorgehobene Rolle. So materialisiert sich im Lageplan der Versuch, gewohnte Praktiken des Sehens und Orientierens zwar weiterzuführen, sie aber zu aktualisieren, in-

dem auf Straßenschilder oder weitere strukturierende Interventionen ins Gelände verzichtet und die Orientierung stattdessen an bestehenden Sichtmarken ausgerichtet wird. Dadurch verschiebt sich aber auch die Praxis des Forschens und wird die Rolle der Forscherin umgedeutet.

Anstatt das Untersuchungsfeld mit einem vorgefertigten Theoriegerüst zu betreten und Akteur lediglich als Träger von Informationen zu betrachten, ist es für Latour (2005, 11) – und andere posthumanistische Theoretiker:innen wie Law, Jasanoff, Suchman, Mol, Bennett, Ingold und schließlich auch für Praxistheoretiker:innen wie Schatzki, Knorr-Cetina, Reckwitz und Julier – entscheidend, den diversen Entitäten eines Feldes die Fähigkeit zurückzugeben, ihre eigenen Theorien darüber zu entwickeln, woraus sich das Soziale zusammensetzt. Das Forschen wird damit zu einer Erkundungsreise, für die ich mich auf die Eindrücke und Ungewissheiten des Feldes einlasse. Ich folge den Bewegungen von Menschen, den eher flüchtigen Eindrücken von Gerüchen und auch solchen Bewegungen, die sich über die Jahre immer wieder wiederholen haben und als Pfade Spuren in den Wald getreten haben. Teilweise sind diese Spuren älter als die Gemeinschaft selbst und reichen zurück bis in die Nutzung des Geländes durch den vorherigen Pächter, das Zentrum Mensch, Natur, Technik.

Kräften und es sei gerade die power, „what makes them what they are, and what – eventually – is responsible for their collapse“ (Law 1999, 38). Grundsätzlich vertreten diese Positionen (von Law 1999 und Latour 2005, Stengers 2005, Bennett 2004) ein gemeinsames Verständnis einer Mensch-Umwelt-Beziehung. Es ist aber wichtig, bereits hier darauf einzugehen, um das Konzept der Mensch-Umwelt-Beziehung zu kontextualisieren und so die Suchbewegung nachvollziehen zu können.

- 4 Die Kritik am Wachstum ist auch eine Kritik an der Dominanz, die sich der Mensch gegenüber anderen Lebewesen auf der Erde zuschreibt. Eine Alternative zur spätmodernen Gesellschaft zu schaffen ist daher auch der Versuch, ein eher symbiotisches Verhältnis zwischen Mensch und Umwelt herzustellen.



Abb. 50/51: Ein gezeichneter Lageplan; der Weg zum Waldgarten, den nur Ortskundige erkennen.

Bewegen

Vor allem aber bemerke ich schon bald, dass hier selbst alles in Bewegung ist. Nicht nur ich, die den verschiedenen Spuren der Community folgt, sondern auch die Community selbst, alles scheint in Bewegung: die Menschen, die kommen und gehen und so fast täglich eine andere Gemeinschaft formen, die Bauprojekte, die nie ganz abgeschlossen scheinen, die Mitglieder, die selbst ständig

unterwegs sind. Im Café am Haupthaus und auf dem Parkplatz herrscht für diese abgelegene Gegend ein reges Treiben. Häufig steht es im Zusammenhang mit Veranstaltungen, die hier regelmäßig stattfinden. So auch, als WBZ zum „KreativLab“, einem regionalen Vernetzungstreffen einlädt. Es ist eine von vier Veranstaltungen, die das „Landesnetzwerk Kreative.MV“ an unterschiedlichen Standorten in der Region durchführt. Unter dem Motto „Leerstand war gestern. Freiräume sind Zukunft“ wird der hohe Leerstand von Häusern und Gewerberäumen in Mecklenburg-Vorpommerns problematisiert.

Um produktiv mit dem Problem umzugehen, deutet die Initiative den Leerstand positiv in „Raumwohlstand“ um. Beides, die Perspektive auf Leerstand als einen Fehler, der behoben werden muss, und die positive Umdeutung des Problems, entsprechen einem eher neoliberalen Grundgedanken, nach dem in den verlassenen Häusern ein ökonomisches Potenzial erkannt wird, das ausgeschöpft werden kann. So soll der ländliche Freiraum attraktiv für Kreativunternehmer:innen gemacht werden (Feldnotizen, Nieklitz, 5.9.2019). Für das Treffen sind daher unter anderem „Kreativorte“ aus der Region (ein offener Kunstraum aus Grevesmühlen, Upcycling-Ateliers aus Lübz) eingeladen, aber auch regionale Investoren, Vertreter:innen aus der Lokalpolitik und dem Biosphärenreservat Schaalsee, Mitarbeitende der Innovationsabteilung eines Verlags, der in Mecklenburg-Vorpommern ansässig ist. Und schließlich auch der Projektinitiator des in Brandenburg erfolgreich durchgeführten „Summer of Pioneers“, einer Art Residency für Kreative in Wittenberge, um den Ort für junge, hippe Städter:innen attraktiv zu machen und auszubauen. Doch ganz so einfach – kreative Aufwertung vs. kulturelle Identität und soziale Verantwortung – ist es dann doch nicht.

Am Morgen wird eine Studie des Think Tanks „Neuland 21“ präsentiert, in der das Potenzial der „urbanen Dörfer“ untersucht wurde, anschließend zieht der Initiator des „Summer of Pioneers“ eine Bilanz aus seinem Projekt. Er warnt vor einer „Goldgräberstimmung“ unter den Lokalpolitiker:innen, die nun einen Co-working-Space nach dem anderen eröffnen würden (Feldnotizen, Nieklitz, 5.9.2019). Hier zeigt sich bereits eine vorsichtige Selbstkritik, doch die soziale Komplexität, die durch die kreativen Initiativen im ländlichen Raum ausgehandelt werden muss, deutet sich lediglich an. Einerseits sind die Initiativen daran interessiert, die Region weiterzuentwickeln und im Sinne einer nachhaltigen Zukunft umzugestalten, andererseits sind sie abhängig von wirt-

schaftlichem Erfolg, der ihnen diese eigenständige Handlungsfähigkeit ermöglicht.

Die Verworrenheit der Perspektiven und Ansprüche wird zum Abschluss des Tages, der gefüllt war von Erfolgsgeschichten, Unternehmergeist und agilen Formaten, noch einmal sehr deutlich. Es folgt ein letzter partizipativer Workshop. In kleinen Gruppen soll durch Brainstorming-Techniken erarbeitet werden, wie zukünftig Arbeiten in der Region Ludwigslust-Parchim aussehen könnte. Auf großen Postern entstehen farbenfrohe Zeichnungen, auf denen ein Picknicktisch ebenso zum Arbeiten der Zukunft gehört wie auch ein Coworking-Space, ein Baum und ein 3D-Drucker. Und hier wird deutlich: Nicht nur ich folge einer Community, auch sie verfolgen etwas. Es ist eine gemeinsame Idee, in der es nicht abwegig erscheint, den Ausbau einer strukturschwachen Gegend mittels eines 3D-Druckers zu denken. Dieser Moment lässt mich aufhorchen und ich vermerke ihn mit einer Notiz in meinem Feldtagebuch – doch ein paar Tage später schon folge ich einer neuen Spur.

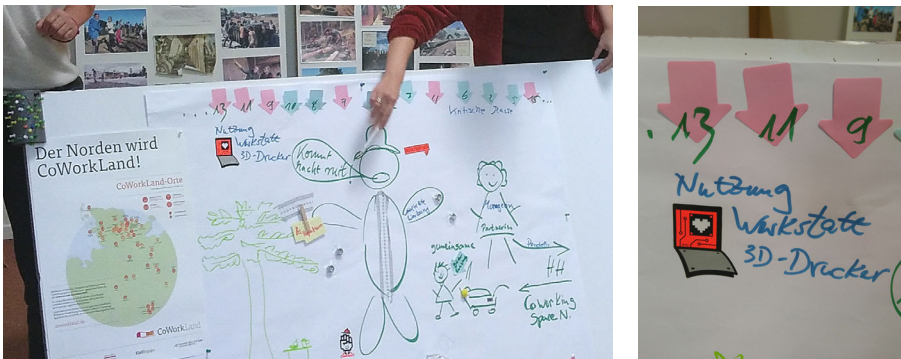


Abb. 52/53: Workshop: Arbeiten der Zukunft auf dem Land.

Diesmal folge ich mit meinem Van einem anderen Van. Es ist das erste Mal seit meiner Ankunft, dass ich das Gelände verlasse. Als Kolonne schlängeln wir uns durch menschenleere Dörfer, dazwischen endlose Felder. Das ändert sich schlagartig, als wir die Elbe überqueren, bis 1989 die innerdeutsche Grenze zwischen BRD und DDR. Dreißig Jahre ist die Wiedervereinigung der beiden deutschen Länder her und immer noch ist die Landschaft und sind auch die Ortschaften geprägt von ihrer unterschiedlichen Geschichte. Während diesseits der Elbe die Ortschaften in Rauputzfassaden gehüllt sind, zieren jenseits der Elbe alte Inschriften die renovierten Fachwerkhäuser. Die Vorgärten sind bestuhlt und herausgeputzt, die Dorfplätze erscheinen belebt. Und noch etwas ist auffällig. Vor vielen Scheunentoren sind große gelbe Kreuze

aufgestellt. An einer Ecke mahnt sogar eine verkleidete Puppe auf einem Motorrad mit erhobenem Kreuz. Ich fühle mich unwohl in dieser eingeschworenen Gemeinschaft, die mir wie ein Kult vorkommt. Später wird sich herausstellen, dass dies der noch stehende Protest ist aus der Anti-Atomkraft-Bewegung Ende der 1970er Jahre,⁵ der hier wortwörtlich Wurzeln geschlagen hat. Während also jenseits der Elbe in der BRD der kollektive, politische Protest Fahrt aufnahm, herrschte diesseits der Grenze in der DDR, keine zehn Kilometer entfernt, der Rückzug ins Private und in die Unauffälligkeit.

⁵ Auslöser war u. a. die Ankündigung von Ministerpräsident (Niedersachsen) Ernst Albrecht, in Gorleben ein Endlager für Atommüll zu bauen, 22. Februar 1977.



Abb. 54/55: Rauputz in MV; gelbes Protest-Kreuz am Scheunentor im Wendland.

An einem der alten Fachwerkhöfe bleiben wir stehen. Wir parken auf einer Wiese, auf der bereits andere Camper und Zelte aufgestellt sind. Laute Musik tönt aus allen Ecken, Festivalstimmung. Während die Zelte und Camper mit ihren Anbauten eher an opulente Paläste erinnern, werden hinter Pkws oder sogar auf Fahrradanhängern winzige Häuser hergezogen. Sie wirken bizarr: winzige Fenster, kleine Tische mit Vasen, bürgerlich-idyllisch, aber halt winzig. Die winzigen Wohnobjekte stehen im Schutz hoher Nadelbäume. Drumherum werden aus Handkarren Getränke angeboten und aus einer Nudelmaschine kommt frische Pasta. Für einen kurzen Zeitraum, gerade einmal vier Tage, sind die kleinen Häuschen hierhergebracht worden. *Sie verdichten die Idee eines „winzigen Lebens“, eine Popup-Utopie des Weniger. Es ist das Streben nach Selbstbegrenzung, in einem der wohlhabendsten Länder der Welt und inmitten von Feldern, die bis zum Horizont reichen.* Wieder bin ich irritiert. In der Scheune des Hofes, die mir angesichts der kleinen Häuschen unnötig groß erscheint, sind Infostände aufgebaut, weitere winzige Häuser und Solaranlagen. An der Wand hängen die farbigen Tafeln der 17 „Sustainable Development Goals“ (SDG) wie tibetische Gebetsfahnen.

Je tiefer ich eindringe in das Feld, umso verzweigter und undurchschaubarer erscheint mir das Ganze. Immer mehr Personengrup-

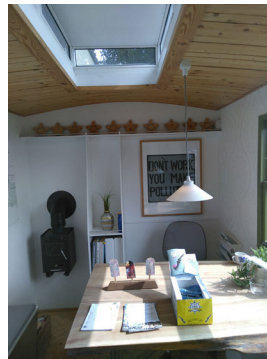


Abb. 56/57: Der Traum vom kleinen Leben beim Tiny Living Festival.

pen, Projekte und andere Dinge begegnen sich. Das komplexe Gefüge der WBZ-Community hält sich an keine statische Auslegung, sie ist permanent in Bewegung. Es fällt mir zunehmend schwerer, die Situationen in meinem Notizbuch zu rekonstruieren. Alles scheint sich aufzulösen in einer vibrierenden Bewegung von Menschen, Projekten, Themen und Dingen.

Vibrieren

In diesen ersten Wochen merke ich, dass hier etwas passiert, was überregional viele Leute zusammenbringt, sie motiviert, sich zu engagieren und einen eigenen Beitrag zu leisten. Dennoch bekomme ich nicht zu fassen, was es ist, das diese Menschen zusammenbringt und sie vernetzt. Fortlaufend werden neue Verknüpfungen hergestellt und ich verstehe bald, dass die WBZ-Community nicht auf die Grenzen ihres Grundstücks begrenzt werden kann. Die Beziehungen und Überschneidungen mit weiteren Projekten gehören ebenso zum Wesen der Gemeinschaft. Die gelben Kreuze am Wegesrand, die bunten SDG-Fähnchen und auch die winzigen Häuser – ich frage mich, was es ist, das ihnen Wirksamkeit (power) verleiht (Bennett 2010). Der Sozialtheoretikerin Jane Bennett zufolge besitzen sie eine eigene Handlungsträgerschaft, die ihre Umgebung affiziert. Die Kreuze haben auf mich eine mächtige Wirkung und ich möchte ihnen lieber nicht zu nahe kommen. Von den kleinen Häusern werde ich daran erinnert, dass neoromantische Bürgerlichkeit auch auf wenig Raum möglich ist, und die SDG-Fähnchen verleihen der Scheune eine spirituelle Nachhaltigkeit. Von ihnen geht ein Vibrieren aus, sie demonstrieren, sie protestieren und sie schließen Menschen zusammen.

Bennett zufolge erlangt eine soziomaterielle Assemblage ihre Handlungsfähigkeit durch das Bündeln von Bildern und Praktiken (Bennett 2010, 50). Zusammen verleihen sie einer sozialen Bewegung die Möglichkeit, die Gesellschaft unter einer bestimmten Prämisse zu reformieren (ebd., 50). Die Reform, die hier angestoßen werden soll, erschließt sich mir in diesen ersten Wochen noch nicht. Zwar deutet sich in den Bildern und Praktiken, Personen und Situationen, denen ich begegne, etwas an, aber das Feld, in dem ich mich bewege, scheint sich fortlaufend zu wandeln: Nachhaltiges Prototyping trifft auf Regionalentwicklung und trifft auf Open Source, Inseln und fiktive Personas, auf Brainstorming und Spiritualität und schließlich auf das hier: winzige Häuser.

Das Feld als eine vibrierende Assemblage zu begreifen, stärkt zum einen meinen Blick auf die soziomateriellen Beziehungen der Gemeinschaft und die affektiven Beziehungen zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Akteuren.⁶ Und zum anderen offenbart sich das Vibrieren, das das ephemere Gefüge in Bewegung hält, als eine eigentümliche Konstitution der ökosozialen Transformationsbewegung. In der sozialen Bewegung finden sich viele Motive einer neoliberalen Moderne wieder, dennoch entzieht sie sich in ihren Praktiken wiederum dieser eindeutigen Zuschreibung.

Anstatt mich von der Unstetigkeit und Ungreifbarkeit verunsichern zu lassen, versuche ich die Bewegung an- und aufzunehmen, ihr zu folgen und zu beobachten, wie sie mich in immer neue Situationen bringt und wie sich eine Vision herausformt, die weit über die Grenzen des WBZ-Geländes hinausreicht. Die posthumanistische Perspektive auf die Beziehungen zwischen Menschen und ihrer Umwelt, wie Bennett sie vorschlägt, ermöglicht mir, von einer vorschnellen Bewertung und theoretischen Einordnung der Situationen erst einmal zurückzutreten und auch grundsätzlich andere Beziehungen zwischen Menschen und ihrer Umwelt in Betracht zu ziehen. Während Bennett mit ihrer wissenschaftsaktivistischen Arbeit zur Slow-Food-Bewegung konkret für eine ökologischere Lebensweise sensibilisieren möchte (Bennett 2010, 50), liegt mein Untersuchungsinteresse erst einmal darin herauszufinden, welche Reform in und mit der „Bewegung der Transformationsbewegungen“ verhandelt wird und welche soziomateriellen Praktiken es sind, die sie in Bewegung halten.

Ich möchte verstehen, was der 3D-Drucker mit Regionalentwicklung zu tun hat, wie mit Holzbrettern, Plastikrohren und Werkzeugen die Zeit verdichtet wird und warum in einem der wohlhabendsten Länder Menschen zusammenkommen, um ein

6 Oder nach Bennett (2010): die organischen und anorganischen Wesen.

winziges Leben zu feiern. – Ich beschließe, meine Suchbewegung zu öffnen und mehr über die Vision der ökosozialen Transformation zu erfahren, darüber, wie sie mir hier und insbesondere in den Vernetzungstreffen, beim Festival und beim Prototypenbau begegnet ist. Mit WBZ lege ich einen Ausgangspunkt fest, um von dort aus den Akteuren und ihrer vibrierenden Bewegung selbst zu folgen (Latour 2005, 12).

Proben

Bevor ich ausführlicher aufzeige, wie diese soziomateriellen Assemblagen, die Dinge und Visionen in gemeinsamen Praktiken zusammenkommen, möchte ich noch einen Moment bei deren Beobachtung bleiben und verorten, was hier eigentlich passiert. Mit Blick auf ihre Praktiken lassen sich die soziomateriellen Gefüge in etwa so beschreiben: Menschen bauen, hämmern, sägen, kleben und zeichnen Welten, die es (bisher) nicht gibt. Sie bauen eine Insel, ein kleines Haus oder zeichnen das Bild von einem 3D-Drucker, der über einem Picknicktisch schwebt. Allerdings tun sie das nicht, um das Bild aufzuhängen oder um die Dinge tatsächlich zu verwenden, sondern um etwas herauszufinden. Die Objekte helfen dabei, „vorhandenes Wissen zu vermitteln und mögliche Zukünfte zu antizipieren“ (Kimbell/Bailey 2017, 217)⁷. Als Prototypen sind sie epistemische Zwischenobjekte, „Dinge, die wir machen, um Dinge herauszufinden“ (Stappers 2013, 85)⁸ und deren eigentliche Bestimmung darin besteht, in einem Entwurfsprozess grundlegende und umfassende Erkenntnisse zu gewinnen.

Durch die Prototypen und Skizzen werden Positionen gebildet, jedoch nicht, indem sie sprachlich verhandelt, sondern indem sie gebaut werden. Wie fühlt es sich an, in einem winzigen Raum zu stehen und sich vorzustellen, dort tatsächlich zu leben, jeden Tag aufstehen, zu frühstücken, zu arbeiten und Freunde einzuladen? Wie praktikabel ist es, auf einer wackeligen Plattform zu knien und Gemüse von schwimmenden Pflanzentrögen zu ernten? Welche Wege geht eine Handwerker:in auf dem Land, wem begegnet sie dort und welche infrastrukturellen Zugänge braucht sie, um ihrer Arbeit nachzugehen? Dadurch bekommt die Idee eine materielle Form, mit der „das Abstrakte in einer Weise verstanden werden kann, wie es sonst anders nicht möglich wäre“ (Chow 2013, 165)⁹. Die Objekte bzw. die Skizzen sprechen gewissermaßen für sich, sie vermitteln über das gesprochene Argument hinaus noch weitere sinnliche, räumliche, körperliche, materiale Qualitäten. Dadurch bekommt die mögliche Zukunft eine mögliche Gestalt, bleibt jedoch aufgrund der Durchlässigkeit, Unbestimmtheit und

7 Eigene Übersetzung, Originaltext:
„to mediate existing knowledge and anticipate possible futures“.

8 Eigene Übersetzung, Originaltext:
„things we make to find out things“.

9 Eigene Übersetzung, Originaltext:
„knowing the abstract in a way not possible without it“.

epistemischen Interdisziplinarität der Prototypen (Corsín Jiménez 2014, 383) immer nur eine materiale Spekulation und als Zwischenobjekt unabgeschlossen.

Gerade dieser Punkt verleiht Praktiken des Selbermachens jedoch ein weitreichendes Zukunftswissen. Zum einen werden außerhalb der etablierten künstlerisch-gestalterischen Institutionen und auch jenseits wirtschaftlicher Unternehmen kreative, gestalterische Mittel der „materialen Spekulation“ (Smith et al. 2016, 12) eingesetzt, um gemeinsam an der Vision einer möglichen Zukunft zu arbeiten. Zum anderen schafft die materielle Spekulation – indem sie nicht näher sprachlich bestimmt und dennoch auf greifbare Weise konkret ist – einen Zu- und Umgang mit dem unbestimmten Objekt „Zukunft“. Die Insel, das winzige Haus und auch die Skizze ermöglichen es, dass unterschiedliche Positionen eingenommen werden können (Farías 2013, 62) – sitzend, liegend, stehend, aus der Sicht eines Gärtners, einer Macherin, eines Tischlers oder einer Investorin. Die epistemische Dissonanz (ebd.), die daraus entstehe, helfe der „produktiven Ausschöpfung alternativer Erkenntnisperspektiven auf ein noch nicht-existierendes Objekt“ (ebd., 71). Das, was ich hier als ungreifbar und vibrierende Eigenbewegung erlebe, die vagen Ideen, die durch ein paar Bretter und Schrauben verhandelbar werden, sind der fortlaufende Aushandlungsprozess einer alternativen Zukunftsvision. Es ist ein kollektiver, überregionaler Entwurfsprozess, der bereits in voller Bewegung ist, als ich ihm das erste Mal begegne.

Mit diesem ersten Teil ging es mir darum, ein Spektrum an soziomateriellen Konfigurationen aufzuzeigen, denen ich während meines Aufenthalts bei WBZ begegnet bin, und dabei das Entstehen einer Suchbewegung nachzuzeichnen, mit der ich den Mitgliedern der Gemeinschaft gefolgt bin, bis weit über die Grenzen des Grundstücks hinaus. Die Abgrenzung von WBZ zu anderen Projekten ist fließend und wie ich erfahren werde, verdichten sie sich zu einer eigenen sozialen Landschaft. Im nächsten Kapitel werde ich zeigen, wie das Folgen der Postwachstumspraxis zu einer offenen Suchbewegung geworden ist, wie sie mein Forschungsvorhaben bestimmt hat und wie sich darin die Vision einer gemeinwohlorientierten, nachhaltigen Zukunft materialisiert und sie auf die Probe stellt.

Prototypen einer Postwachstumsgesellschaft

Im vorangegangenen Abschnitt habe ich den methodischen Perspektivwechsel angesprochen, der die praxistheoretischen und auch posthumanistischen Theorieansätze prägt. Daran möchte

ich in diesem zweiten Teil anschließen. Ausgehend von der Beobachtung, dass Menschen und Dinge mit ihrer Umwelt in einer affektiven Beziehung stehen und auch Dinge eine eigene Handlungsfähigkeit besitzen, werde ich im Folgenden aufzeigen, wie sich die Vision einer Postwachstumsgesellschaft materiell manifestiert. Im Materialisieren einer Postwachstumsgesellschaft – im Bauen von Prototypen, Zeichnen von Skizzen, Schreiben von Projektplänen – formen die Projektgemeinschaften eine kollektive Vision heraus, die jedoch in Aktivitäten wie *urban gardening* oder *Reparieren* auf ganz unterschiedliche Weise praktiziert wird. Dabei entsteht auch ein konkretes Handlungswissen über eine mögliche Zukunft. Dafür werde ich den Fokus darauf richten, was für eine Zukunft hier imaginiert und materialisiert wird, vor welchem sozialen und politischen Hintergrund sie entsteht und welche kulturellen Stränge hier zusammenkommen.

Das Feld, das ich vor allem im Raum Nordostdeutschlands verorte, ist ein heterogenes Gefüge. Weder lässt es sich unter einer gemeinsamen sozialen Bewegung noch unter einer alleinigen Praxis oder anhand von einem einzigen Gegenstand verbinden. Stattdessen treffen hier die *Tiny-House-Bewegung*, die *Maker-Bewegung*, die *Open-Source-Bewegung* und *Umweltbewegungen* wie *Extinction Rebellion* und *Fridays for Future* aufeinander. Und es überlagern sich aktivistische und gestalterische Praktiken mit akademischen, gouvernementalen und unternehmerischen Praktiken in Projekten wie der *partizipativen Regionalentwicklung*, der *Komposttoilette* oder dem *Open Source Hardware Standard*. – In den jeweiligen Projekten materialisieren sich multiple Mikro-Transformationsstrategien. Sie verfolgen je auf ihre Weise eine gemeinsame Vorstellung davon, wie sich die Macher:innen in dieser Region vorstellen – angesichts existenzbedrohender Krisen, vor allem aber mit Blick auf den Klimawandel – zukünftig zusammenzuleben, zu wohnen und zu arbeiten.

Im Laufe der Forschung schärfte sich meine Vorstellung davon, was die Zukunftslabore im weitesten und vielfältigsten Sinne sind. Durch meine Beobachtung gelangte ich zu einer Arbeitsdefinition, wie ich die Bezeichnung der Zukunftslabore verwende, wobei ich die Projektgemeinschaften im Kontext dieser Untersuchung auch synonym als ökosoziale Reallabore, DIY Communities, Transformationsinitiativen, Zukunfts- oder Kreativorte bezeichne. Dennoch, ihr Fokus auf eine (Um-)Gestaltung der Zukunft ist zentral, ebenso der Labor-Charakter, in dem innovative Ansätze ausprobiert werden. Der Begriff *Zukunftslabore* setzt sich daher aus dem Querschnitt der Eigenbezeichnungen und meinen Beobachtungen

10 Mit dem namentlichen Bezug zum Labor fordert das Reallabor eine soziale Anerkennung der kreativen Praxis ein, gegenüber den institutionellen Milieus der Wissenschaft (Björgvins-son et al. 2010). Der Lebensraum ist ein ästhetischer, aber fiktiver Gegenentwurf zu einem hektischen, urbanen Alltag und stellt sich gegen das Paradigma eines steten Wachstums. Für Schöpke et al. ist das Erzeugen von „Wissen darüber, wie wir vom Ist- zum Soll-Zustand gelangen“ (Schöpke et al. 2017, 9), eine der wesentlichen Aufgaben von Reallaboren. In Zukunftslaboren wird diese Aufgabe noch ergänzt durch die Frage der Zukunftsfähigkeit, also „wie wir vom Ist- zu einem nachhaltigen Soll-Zustand gelangen“.

zusammen: Im Innovations- und Wirtschaftskontext treten viele Gemeinschaften als *Zukunfts- und Kreativorte* auf, gleichzeitig nutzen sie die Rahmung als Reallabor¹⁰, um eine Schnittstelle zur Wissenschaft und Forschung herzustellen. Die Projektgemeinschaften eignen sich bestehende Formate aus Wissenschaft und Wirtschaft an, um anschlussfähig und damit förderfähig zu werden, etwa für die Bundesförderung von Kreativorten oder universitäre Forschung.

Zukunftslabore:

– sind Projekte, Initiativen, Netzwerke, die im Selbstversuch transformative Gesellschaftsentwürfe proben. Sie gehen von einem notwendigen Umbau der Gesellschaft jenseits von Wachstumsparadigmen aus. Sie teilen ein Bewusstsein für soziale und ökologische Themen, sind digital vernetzt und sehen ihre Umwelt als gestaltbar an. Zukunftslabore der ökosozialen Transformation zeichnen sich durch eine hohe Bereitschaft aus, jeden Lebensbereich zu einem Experiment zu machen, wofür sie physisches Eigentum, meist in Form von Grund und Boden oder digitaler Infrastruktur, gemeinschaftlich verwalten. Die Projekte verstehen sich gerade nicht als autonome Einheiten, sondern viel mehr als urbane Satelliten, die durch ihre Aktivitäten in den spätmodernen Alltag zurückwirken und Alternativen aufzeigen wollen. Zwar stehen sie der Zukunft skeptisch gegenüber, glauben aber dennoch an Fortschritt, insbesondere an den selbstgemachten. Sie sind urban geprägt, naturverbunden, spirituell offen, wissen sich selbst zu behelfen und nutzen neue Technologien, um ein gesamtgesellschaftliches Umdenken zu erwirken.

Zuvor hatte ich schon ein paar meiner Beobachtungen in pointierte Fragen umformuliert: Warum kommen Menschen in einem der wohlhabendsten Länder und umgeben von hektarweise unbebautem Land zusammen, um sich zu der Idee eines winzigen Lebens auszutauschen? Wie sollen mit einfachen Heimwerker-Tools die komplexen Herausforderungen einer spätmodernen Gesellschaft gelöst werden? Und was hat der 3D-Drucker mit Regionalentwicklung zu tun? Die Fragen zeigen vermeintliche Widersprüche oder ungewohnte Handlungen. In der Irritation, die sie bei mir als Beobachterin erzeugen, wird genau die kollektiv geteilte Vision eines gesellschaftlichen Umbaus sichtbar. Mit der Beobachtung formte sich über die Orte und den Weg dazwischen heraus, was „die Zukunft“ in der Vision einer ökosozialen Transformation in Nordostdeutschland meint.

Im Folgenden werde ich die Grundannahmen ausführen, nach denen die Projektgemeinschaften eine bestehende Gesellschaft in eine Postwachstumsgesellschaft transformieren wollen. In einzelnen Facetten werde ich besprechen, was das für eine Zukunft ist, die in den Projekten imaginiert und praktiziert wird und die sich über die Orte und Jahre (von 2018 bis 2022) verdichtet hat.

I. In der Zukunft gibt es bereits genug.

Gegen drei Uhr betrete ich ein Ladenlokal in Berlin-Charlottenburg. Einmal in der Woche öffnet Timm hier sein Repair-Café. An diesem Tag haben Leute aus der Nachbarschaft die Möglichkeit, ihre kaputten Dinge vorbeizubringen und sie gemeinsam zu reparieren. Als ich komme, schraubt Timm gerade an einer elektrischen Kaffeemühle. Ein grauhaariger Mann mit Pferdeschwanz und bunter Brille schaut zu, ihm gehört die kaputte Mühle. Das Gerät, das nun in Einzelteilen auf dem Tisch liegt, ist ein gewöhnlicher Gebrauchsgegenstand. Die Mühle ist nichts Besonderes und hat auch keinen besonderen emotionalen oder materiellen Wert. Vor allem aber wurde sie nicht dafür gebaut, um repariert zu werden, was das Vorhaben erschwert. Die Arbeitszeit, die der ausgebildete Ingenieur in das Auseinandernehmen, das Fehlerfinden und schließlich in das kreative Lösen des Problems steckt, ist womöglich teurer, als eine neue Kaffeemühle zu kaufen. Aber darum gehe es ihm nicht, meint Timm. Sein Gedanke ist ein anderer: Als Gesellschaft seien wir heute so weit entwickelt und hätten so viel gebaut, dass wir eigentlich bereits genug haben. Nur müssten wir neu lernen, mit den Dingen neu umzugehen, so Timm (Gesprächsnotiz, Berlin, 28.9.2019).

Es ist ein postmaterieller Gedanke, der Timm bei seinem Repair-Café, genauso aber auch Dominik beim Reparieren meines Handys, Frederik beim Umnutzen von einem Wittenberger Gutshof als Coworking-Space und Naherholungsort oder Pia und Cornelius beim Containern¹¹ von Materialien für ihr Tiny House in Weißensee begleitet. Der postmaterielle Gedanke geht von einer grundsätzlichen Unvereinbarkeit von Wirtschaftswachstum und den endlichen planetaren Ressourcen aus. Das sind nicht nur Baumaterialien, sondern betrifft insbesondere auch die Annahme, dass auch zukünftig nicht mehr Energie zur Verfügung stehen wird als gegenwärtig vorhanden, da fossile Brennstoffe auslaufen und erneuerbaren Energien physikalische Grenzen gesetzt sind (Guenot/Vetter 2022, 248). Daraus leiten die Vertreter:innen postmaterieller Denkweisen Nicolas Guenot und Andrea Vetter eine Notwendigkeit zur Selbstbegrenzung ab. Jedoch bedeutet eine Be-

¹¹ Beim „Containern“ werden Materialien oder Lebensmittel, die von anderen weggeworfen wurden, wortwörtlich aus dem Abfallcontainer geholt und wiederverwertet.

grenzung von Wachstum für sie nicht, dass es keine Entwicklung mehr geben darf. In ihrer Verortung von digitalen Technologien im Postwachstumsdiskurs schreiben sie: „Degrowth can be seen as a call to critically reassess the idea of progress as it was forged in the ideological framework of industrial societies“ (ebd., 247). Für sie ist der „Mythos vom Fortschritt“ nicht zwangsläufig verbunden mit einer kapitalistischen Produktion (ebd., 247).

Da es in ihrer wie auch in Timms Argumentation bereits genügend Gebäude, technische Geräte usw. gibt, müsse die Entwicklung eher in eine andere Richtung gehen. Die Entwicklung von Technologien müsse sich wieder von der Mehrheit angeeignet werden, anstatt einigen wenigen Konzernen zu gehören, so die Transformationsforscher:innen Guenot und Vetter. „Geräte, die vormalig Hightech waren, können manchmal wiederverwendet werden, so dass durch die Wiederverwendung vorhandener Komponenten eine adaptive Antwort auf die Krisen der Industriegesellschaften entwickelt werden kann.“¹² (Guenot/Vetter 2022, 258) Anstatt dass also fortlaufend neue Dinge hergestellt werden, fordern sie mit ihrer Kritik an der Industriegesellschaft neue Umgangsweisen, die die Nutzer:innen und Bevölkerung miteinbezieht: Bestehende Gebäude sollten umgenutzt und Ressourcen wiederverwertet, technische Geräte sollten gepflegt, repariert und so umgebaut werden, dass sie geöffnet und so länger verwendet werden können.

Den postmateriellen Praktiken, die auf Fürsorge, Suffizienz¹³ und Autonomie basieren (Vetter/Schmelzer 2020, 8), liegt die Frage zugrunde, inwiefern ökonomische Werte über die gleiche Basis verfügen können wie soziale und ökologische Werte. Entgegen der Logik kapitalistischer, liberaler Wertschöpfung versuchen die Projekte daher eine postmaterielle Praxis zu etablieren, in der sie eine gemeinsame Nutzung von Ressourcen und Erträgen etablieren. Radikal dezentralisiert, kollaborativ, nichtproprietär und über einen geografisch weit erstreckten Raum sollen lose verbundene Individuen miteinander kooperieren (Benkler 2006, 60 in Apprigh 2015, 157).

Wenn Timm keine Kaffeemühlen repariert, arbeitet er für die Open Source Ecology Germany (OSEG), ein deutschsprachiges Netzwerk, das versucht, eine eigenständige Open-Source-Ökonomie aufzubauen, um dadurch die Regeneration der Umwelt und soziale Gerechtigkeit zu fördern.¹⁴ Oder er unterstützt ein Konsortium zur Entwicklung eines DIN-Standards für Open-Source-Hardware.¹⁵ Oder er organisiert Workshops zusammen mit der roq_agency, einer NGO, die sich für Open Knowledge und Open Technology in Regionen des Globalen Südens einsetzt und die

12 Eigene Übersetzung, Originaltext: „Devices that were once high-tech can sometimes be repurposed, so that an adaptive response to crisis of industrial societies can be developed by reusing existing component“.

13 Ein suffizienter Lebensstil meint, sich daran anzupassen, weniger materielle Ressourcen zu verbrauchen.

14 https://wiki.opensourceecology.de/Open_Source_Ecology_Germany, 6.12.2022.

15 <https://www.din.de/de/forschung-und-innovation/din-spec/alle-geschaeftsplaene/wdc-beuth:din21:305669958/pdf-3053142>, 6.12.2022.

ebenfalls das Ladenlokal nutzt¹⁶ (Gesprächsnotiz Timm, Berlin, 28.9.2019). Wie Apprich feststellt, bringen postmoderne Praktiken auch ein postmodernes Subjekt hervor.¹⁷ Apprich fasst es als ein vernetztes Individuum, das „kein stabiles, um eine bestimmte räumliche Sozialbeziehung zentriertes Subjekt“ ist (Apprich 2015, 139). Entsprechend der krisengeprägten Gegenwart und wie am Beispiel von Timm deutlich wird, ist es vielmehr ein „instabiles, multiples und diffuses“ (ebd., 139).

Das Open-Source-Prinzip hat eine Strahlkraft in ganz unterschiedliche Lebensbereiche, die hier nur gemeinsam denkbar sind. In den Selbstversuchen der Macher:innen und Zukunftslabore zeigt sich die Überzeugung, dass ökologische Verantwortung, gesellschaftliches Engagement, Selbstverwirklichung und Wirtschaftlichkeit sich nicht ausschließen müssen, sondern gemeinsam praktiziert werden können.

II. Die Zukunft kennt kein Draußen.

In der Vision der Postwachstumstransformation geht es um die Vereinbarkeit von vermeintlichen Gegensätzen. Zum einen ist es der Versuch, soziale, ökologische und ökonomische Werte zusammenzubringen, zum anderen verschwimmt die Grenze zwischen Stadt und Land. Projekte wie der Hof Prädikow, WBZ, die Open Eco Labs oder Wandelgut nutzen den ländlichen Raum nicht, um sich von der Stadt abzugrenzen, sondern als notwendigen Freiraum, um an einer neuen Vorstellung von Urbanität zu arbeiten. Das Konzept eines Draußen, wohin man in der Freizeit Ausflüge macht oder sich am Wochenende zurückzieht, um der Hektik des Alltags und der Großstadt zu entfliehen, gibt es dann in dem Sinn nicht mehr. Das Narrativ von „in“ der Stadt und „draußen“ auf dem Land, das sich mit der Industrialisierung gefestigt hat, wird im Kontext der Postwachstumstransformation neu erzählt (Boeing 2016, 320).

16 <https://openculture.agency/>, 6.12.2022.

17 Hierzu können auch die Praktiken gezählt werden, die von einem Umgang mit Materialien jenseits ihres wirtschaftlichen Werts ausgehen.



Abb. 58/59: Zwei Stadt-Land-Narrative: links, Selbstversorgung auf dem Land (1978); rechts, urbanes Ökotopia der Zukunft (2012).

Das rechte Bild zeigt eine Frau, die auf dem begrünten Dach eines Hochhauses steht. Dieses Bild wurde während eines WBZ-Workshops den Teilnehmenden als Inspiration gezeigt. Es zeigt die Ökonomie eines San Francisco im Jahr 2048.¹⁸ Entscheidend ist hier, dass die Stadt der Zukunft als ein hochentwickeltes und gleichzeitig blühendes Biotop dargestellt wird. Windkraftanlagen und Transportgondeln, die die Häuser miteinander verbinden, sind ebenso präsent wie Gewächshäuser auf den Dächern, Fahrräder und tibetische Gebetsfahnen. Die Ökonomie, wie sie in diesem Bild dargestellt ist, unterscheidet sich ganz wesentlich von den Darstellungen vergangener Umweltbewegungen. Ein Beispiel finde ich in John Seymors Selbstversorgerbuch, das 1978 das erste Mal erschienen ist, seit 2005 wieder aufgelegt wird und hier im Feld als populärer Klassiker für die Heimgärtnerei gilt. In dem Buch wird durch handgezeichnete Bilder vermittelt, wie einfach Gartenarbeit ist. Subtil und im Hintergrund wird aber auch das Bild einer rauchenden, schwarzen Stadt gezeichnet, die das grüne idyllische Land vergiftet (Bild links). Im Bild der urbanen Ökonomie 2048 wird dieser Gegensatz und damit der Stadt-Land-Dualismus hingegen aufgehoben.

In den Projektgemeinschaften sind es vor allem die digital arbeitenden Stadtbewohner:innen, die das gemeinschaftliche Leben auf dem Land für sich entdecken und urbane Satelliten bilden. Die Studie Neuland 21, die das Phänomen der „urbanen Dörfer“ beschreibt, stellt fest: „auch wenn die neuen Landbewohner den Städten den Rücken kehren, nehmen sie einen Teil des urbanen Lebensgefühls mit. [...] Nicht die Abgrenzung von der Stadt, die einst Städter in klassische Landkommunen trieb, steht im Vordergrund, sondern ein modernes Landleben mit urbanem Charakter“ (Dähner et al. 2019, 21). Vor allem durch eine digitale Vernetzung wird es möglich, das „urbane Lebensgefühl“ – womit „Caféhaus-Kultur, nachhaltige kleine Läden, alternative Szene-Events, Kreativität und multikulturelles, weltoffenes Lebensgefühl“ gemeint ist, wie es eine weitere Untersuchung des Projekts CoWorkLand in Zusammenarbeit mit der Bertelsmann Stiftung (Bähr et al. 2020, 2) schreibt¹⁹ – aus einer verdichteten Stadt in den ländlichen Freiraum mitzunehmen.

Die Auflösung des Draußen erfolgt vor allem durch den Zugang zu urbanen Infrastrukturen, zum Internet und einer schnellen Bahnanbindung (Prädikow, Coconat, Summer of Pioneers), die urbanes und ländliches Leben näher zusammenbringen. So sähen sie sich nicht als autarke Lebensgemeinschaft, wie mir Aurèle und Robin von WBZ in einem Gespräch beim Mittagessen erzählen.

18 Ursprünglich wurde das Bild, das die Idee der Ökonomie zeigen soll, von der Illustratorin Jessica Perlstein 2012 gezeichnet. Es diente als Vorlage für den postapokalyptischen Film „The Fifth Sacred Thing“ nach der Romanvorlage der US-amerikanischen Feministin Starhawk. jessicaperlstein.com.

19 Erste Einblicke der beiden Studien wurden auf dem regionalen Vernetzungstreffen bei WBZ präsentiert. Zu diesem Zeitpunkt waren sie noch nicht abgeschlossen.

Zum einen gebe es gewisse gesetzliche Vorgaben von der Stadt, etwa an das lokale Wassernetz angeschlossen zu sein. Außerdem sei der Zugang zum Internet eine Grundvoraussetzung. Lieber wollten sie die „ursprünglichen Prinzipien“ dort umsetzen, wo es sinnvoll wäre, und ansonsten lieber Synergien mit bestehenden Infrastrukturen nutzen (Gesprächsnotiz Aurèle und Robin, Niek-litz, 17.8.2019).

Die Stadt-Land-Grenze löst sich aber in beide Richtungen auf, indem andererseits „die Natur“ in die Stadt geholt wird. Während meiner Feldforschung bin ich zwar viel im ländlichen Raum unterwegs, mache aber auch Halt in kleineren und größeren Städten. Sensibilisiert durch das Thema und indem mich meine Gesprächspartner:innen darauf aufmerksam machen, sehe ich die bepflanzten Baumscheiben, die Bienenstöcke auf dem Dach, das „urban gardening“ in Gemeinschaftsgärten oder auf dem Balkon.



Abb. 60/61: Urban Gardening in der Klimawerkstatt Werder und im Fiction Forum Berlin.

III. Die Zukunft ist natürlich digital.

Mit Laura von der Solidarischen Landwirtschaft *Lebendiger Landbau* (im Folgenden mit SoLaWi bezeichnet) sitze ich auf einem kleinen Erdhügel unter einem Walnussbaum. Wir schauen auf einen Pappelhain, den sie drei Jahre zuvor auf der Westseite des Grundstücks gepflanzt hatten. In kurzer Zeit ist er mehrere Meter hoch gewachsen, nun picken dort Hühner im Schutz der Bäume. Durch ihr Gepicke und Gescharre lockern sie den Boden auf dem Feld und zwischen den Bäumen. Hühner und Bäume bilden eine Symbiose ganz im Sinne der Permakultur. Sie profitieren voneinander und der Hof profitiert davon, dass weniger Hühner von Greifvögeln geholt werden und dass der steife Westwind, der hier oben über das flache Land weht, sich in den Bäumen verfängt. Laura erzählt mir davon, wie sie sich als Genossenschaft organisieren. Die meisten SoLaWist:innen wohnen in den nächsten Städten, in Lübeck oder Schwerin. Einmal die Woche beziehen sie jeweils einen Ern-

teanteil, der am Hof abgepackt und dann in Verteilräume in die Städte gebracht wird. Manche holen ihren Korb auch vor Ort ab. Gerade einmal vor drei Jahren hatten sie angefangen, die Felder zu bewirtschaften (Gesprächsnotiz Laura, Uphl, 22.9.2019). Dass das so schnell ging und die Nachfrage so hoch ist, hätten sie auch der Crowdfunding-Kampagne zu verdanken. Über die Crowdfunding-Plattform Startnext hatten sie die Anschubfinanzierung für ihr Projekt zusammenbekommen, vor allem aber haben sie dadurch Aufmerksamkeit auf ihr Projekt gelenkt (ebd.).

Insgesamt produziert die SoLaWi knapp 150 Ernteanteile (ein Ernteanteil pro Person), die jede Woche an ihre Mitglieder verteilt werden. Sie versteht sich aber nicht als Dienstleisterin, sondern eben als Genossenschaft. Die Mitglieder packen gelegentlich mit an und einmal im Jahr gibt es ein Hoffest. Dass all das online organisiert wird, erwähnt Laura nur am Rande, das sei für sie selbstverständlich (Gesprächsnotiz mit Laura, Uphl, 22.9.2019). Zusätzlich zu ihrer Webseite, über die sich neue Interessent:innen melden können, und mit der Unterstützung eines programmieraffinen Mitglieds der Genossenschaft hat die SoLaWi eine eigene Kommunikationsplattform aufgebaut, auf der die Mitglieder sich vernetzen und selbstständig Arbeitsgruppen bilden können (ebd.).

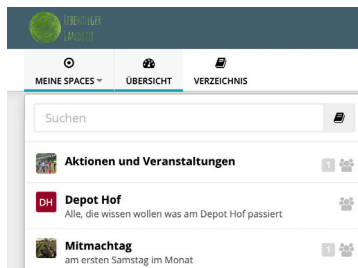


Abb. 62/63: Screenshot des selbstgebauten Kommunikationstools; Die SoLaWi Lebendiger Landbau bei ihrem Sommerfest 2019.

In seiner Arbeit zur Theorie der Vernetzung zeichnet der Medienwissenschaftler Clemens Apprich die Geschichte eines alternativen Netzdiskurses von den Anfängen des World Wide Web in den 1990er Jahren bis zum Web 2.0 (partizipative Plattformen, nutzergenerierte Inhalte, soziale Medien) der 2010er Jahre nach. Er stellt unter anderem die These auf, dass eine notwendige Voraussetzung für eine soziale Kollektivität ihre technische Konnektivität sei (Apprich 2015, 140). Apprich beobachtet das etwa bei der Erfindung des TCP (Transmission Control Protocol) in den 1970er Jahren, das festlegt, welchen Weg Daten nehmen, um von einem Computer zum anderen zu gelangen, und das die Grundlage für

das heutige Internet bildet (ebd., 70). Mit der Entwicklung des TCP im Umfeld der kalifornischen Gegenkultur waren konkrete Werte verbunden, wie Offenheit, Kollektivität und Partizipation (Apprich 2015). Sie prägten die nachfolgenden Netzkulturen wie die Open-Source-Bewegung in ihrem Selbstverständnis, die soziotechnischen Möglichkeiten auszutesten. Und in ähnlicher Weise zeigt es sich auch hier. „Open Source“ hat es herausgeschafft aus den dunklen Kellerräumen der technophilen Geeks, auf den Kartoffelacker in Mecklenburg-Vorpommern und ist hier neben der Radhacke, der manuellen Sämaschine und den Schubkarren ein fester Bestandteil des Geräteschuppens. Die Netzwerktechnologien, die Kommunikationsplattform der SoLaWi, ihr gemeinsamer Chat, die Präsenz auf Facebook und Instagram und auch die Crowdfunding-Kampagne sind nicht bloß Mittel zur Vernetzung, sondern sie sind Teil der sozialen Beziehung (Apprich 2015, 140).

Ganz selbstverständlich, in einer postdigitalen Natürlichkeit, werden digitale Infrastrukturen in die Arbeitsabläufe am Hof eingebunden. Die digitale Vernetzung sei ein wesentlicher Teil ihres SoLaWi-Konzepts, so Laura, da sie eine Wirtschaftsform unabhängig von Großabnehmern und einem instabilen Marktgeschehen ermöglicht. Hinter ihrer Arbeit stehe keine komplexe oder automatisierte Logistik. Stattdessen ist eine niederschwellige und dezentrale Vernetzung und die Möglichkeit, dass die Mitglieder sich aktiv einbringen können, wesentlich für das Konzept der SoLaWi.²⁰ Dadurch werde auch gleich ein ideeller Bezug zu den Lebensmitteln hergestellt.

Schnittstellen zwischen postdigitaler Vernetzung und ökologischer Wertschöpfung begegne ich auch bei der OSEG²¹, die unter anderem Windturbinen, Hydroponikmodule und einen mobilen Melkroboter auf Open-Source-Basis entwickelt. Das Netzwerk ist lose organisiert und existiert real eigentlich nur in seiner Website.²² Digitalisierung und Netzwerktechnologien sind der Ausgangspunkt für eine neue Form der Kollektivität (Apprich 2015, 144). Die virtuelle Darstellung im Internet ist jedoch kein Abbild der Projekte, wie es etwa noch in der Idee der „Digitalen Stadt“ in den Anfängen des World Wide Web oder auch im Second-Life-Projekt der frühen 2000er Jahre angelegt war. Stattdessen sind partizipative Plattformen und soziale Medien elementare Voraussetzung für kollaborative Ökonomien und eine alternative ökologische Wertschöpfung.

20 Die Commons-Aktivistin Silke Helfrich sieht in solchen kollaborativen Finanzierungsmodellen einen „Abschied vom Prinzip des Äquivalententauschs“ (Helfrich 2015, 47). Zu Beginn des Jahres schließen die Mitglieder ein Abo ab und beziehen das Jahr hindurch Gemüse und Eier. In einer „Bieterrunde“ legen sie den Betrag fest, den sie monatlich zahlen. „Dabei werden alle Mitglieder nach Vorlage eines Haushaltsplans und Minimalbudgets gebeten, auf freiwilliger Basis und je nach individuellen Spielräumen Gebote zur Teilfinanzierung abzugeben.“ (Dörry/Schulz 2020, 273) Das gibt dem Hof eine finanzielle Absicherung, dessen Ernte von den Unwägbarkeiten des Wetters abhängig ist und gelegentlich überrascht wird von langen Dürren oder verregneten Sommern.

21 Sowie bei der Klimawerkstatt Werder, Wandelgut, Hof Prädikow oder dem Verstehbahnhof Fürstenberg.

22 Mitunter wirkt die virtuelle Community sogar lebendiger als die, der ich vor Ort begegne. Bei meinem Besuch der Kuckucksmühle treffe ich vor Ort niemanden aus der Gemeinschaft an, während online mehrmals die Woche Arbeitstreffen stattfinden. Erst zwei Jahre später begegne ich einigen Mitgliedern in Leipzig auf dem Kongress des CCC (Chaos Computer Club).

IV. Die Zukunft bleibt daheim.

2019 entsteht in Hitzacker ein Naherholungsort. Das Projekt „Destinature“ hat sich dem nachhaltigen Tourismus verschrieben und will zukünftig ein Dutzend Tiny Houses und Schlafkabinen anbieten. Außerdem soll es eine Ladestation für E-Bikes geben, Komposttoiletten, Sauna, Community Gardening und einen Co-working-Space. So sollen Arbeit und Erholung miteinander vereint werden. Nicht nur der Anspruch, in der Arbeit Selbstverwirklichung und Sinnstiftung zu finden, ändert sich, sondern auch die Praxis des Arbeitens. „Arbeit findet immer öfter mobil beim Kunden, von unterwegs in der Bahn oder im Homeoffice statt – und das häufig auch außerhalb der üblichen Bürozeiten“ (Dähner et al. 2019, 13). Dass schon bald der Ausbruch der Covid-19-Pandemie einen regelrechten Paradigmenwechsel des Arbeitens erzeugen und auch die Nachfrage für Urlaub in der unmittelbaren Umgebung steigen wird, ahnt bis dahin noch niemand. Dennoch sind Konzepte der Naherholung und der Vereinbarkeit von „Arbeiten und Leben“ bereits fester Bestandteil der ökosozialen Transformationsinitiativen. In ihren Praktiken findet gleichzeitig eine geografische und eine sozioökonomische Neuausrichtung statt.



Abb. 64/65: Das Destinature-Dorf im Aufbau.

Eine geografische Neuausrichtung wird etwa in der Idee der ländlichen Coworking-Spaces deutlich. Sie stehen für die Möglichkeit, den Wohnort unabhängig vom Arbeitsort wählen zu können. Anstatt täglich zu pendeln oder auf Auto und Bahnverbindungen angewiesen zu sein, scheint der Coworking-Spaces die ideale Lösung, um die Arbeit zu sich zu holen. Um zu untersuchen, wie sich Coworking im ländlichen Raum etablieren ließe und welche Bedürfnisse es dabei abzudecken gilt, hat das Projekt CoWorkLand²³ einen Container zu einem mobilen Coworking-Space umgebaut. Er ist ausgestattet mit sechs Arbeitsplätzen, einer Kaffeemaschine, freiem WLAN und hat durch Dschungeltapete und Birkenholzle-

²³ Initiiert wird das Pilotprojekt durch die Heinrich-Böll-Stiftung, die der Partei die Grünen nahesteht, finanziert durch das Programm „Land:Digital“ des Bundesministeriums für Landwirtschaft und evaluiert durch die Bertelsmann Stiftung.

mente ein modernes, urbanes Flair. Alle paar Wochen wechselt der Container seinen Standort.

Auf Einladung besuche ich den Container, der zu dieser Zeit gerade in Schuby steht, einem kleinen Ort in Schleswig-Holstein. Da ich abends ankomme, parke ich neben dem CoWorkLand-Container. Er steht auf einer grünen Freifläche nah am Stadtzentrum zwischen Friedhof, Schule und Poliklinik.²⁴ Der Dorfkern scheint verlassen. Auch noch am nächsten Tag, als ich neben dem Container aufwache, ist das Einzige, was sich bewegt, der zähfließende Verkehr Richtung Autobahn. Wie ich später erfahren werde, ist es die Idee des Coworkings auf dem Land, genau hier anzusetzen: einerseits den täglichen Pendelverkehr zu reduzieren, andererseits aber auch den Dorfkern wieder zu beleben, wofür das Projekt sinnbildliche Ausdrücke erfindet, wie „Freiwillige Feuerwehr 2.0“ oder „Digitaler Dörpskrog“ (Bähr et al. 2020, 54).

Das ausgeprägte lokale Bewusstsein zeigt sich sowohl in den ländlichen Coworking-Spaces als auch in dem Naherholungsort Destinatüre, der den Tourismus in die unmittelbare Umgebung zurückholen möchte. Anstatt in den Urlaub zu fliegen, wird mit dem Argument der Nachhaltigkeit die Distanz zwischen Wohnort und Urlaubsziel verringert.

24 Viele Ärzt:innen unter einem Dach, ein Gesundheitsmodell der DDR.



Abb. 66/67/68: Der CoWorkLand-Container in Schuby.

Während ich mit Juli, die das CoWorkLand-Projekt zeitweise vor Ort betreut, auf der Terrasse des Containers in der Sonne sitze, kommt ein junger Mann vorbei. Er ist Anfang dreißig, sieht mit seiner lässigen Kleidung, den langen Haaren und der Mütze nach Großstadt aus. Vor kurzem ist er hier in die Gegend zurückgezogen. Er ist Elektroingenieur und seinem Arbeitgeber gefolgt, der hier in die Gegend gezogen ist. Raus aus der Stadt wollte er eh. Mittlerweile ist sein Arbeitgeber aber insolvent gegangen und nun möchte er es gerne als Freelancer und mit Homeoffice probieren. Fast schon prototypisch entspricht er der Zielgruppe des CoWorkLand: jung, ungebunden, flexibel, mobil, naturverbunden und interessiert an neuen Arbeitsformen. Neben der geografischen Neuausrichtung unterstützt der ökosoziale Wandel auch eine

Neuverortung von Arbeit und Freizeit, von Steuerung und Freiheit, von Konsum und Produktion, deren Grenzen zunehmend brüchig werden.

Arbeit und Freizeit, die seit der Industrialisierung und durch sie als eigenständige Lebensbereiche definiert werden, fallen in dem spätmodernen Lebensmodell wieder zusammen. Jedoch nicht, um in einen präindustriellen Zustand zurückzuführen. Das Konzept der Freizeit – einer Zeit, in der keine Erwerbsarbeit stattfindet und die der Erholung dienen soll – hat erst mit zunehmendem Wohlstand in der Nachkriegszeit ihr heutiges Bewusstsein von konsumorientierter Freizeitgestaltung und Selbstverwirklichung entfalten können (Kreis 2020, 37 ff.). Die neu gewonnene Zeit und der zunehmende Wohlstand waren Voraussetzung dafür, dass sich der berufstätige Mann und etwas später auch die Hausfrau dem Heimwerken als Freizeitaktivität widmen konnten (ebd., 322) und Selbstverwirklichung nun nicht mehr einem prekären, künstlerischen Lebensstil vorbehalten war (Krämer 2014, 56; Reckwitz 2012). Die Auflösung der Grenzziehung zwischen Arbeit und Freizeit im Übergang von einer organisierten Moderne zu einem neuen flexiblen Kapitalismus (Krämer 2014, 23) beabsichtigt jedoch gerade nicht, das Konzept der Freizeit aufzugeben, sondern von nun an die eigene Selbstverwirklichung und Suche nach Sinnstiftung der Arbeit voranzustellen.

Das postindustrielle Hybridmodell „Workation“, mit dem Destination, WBZ oder Coconat ihr Angebot bezeichnen, geht sogar noch einen Schritt weiter. Hier werden Arbeit (work) und Urlaub (vacation) offensiv zusammengefasst. Arbeit soll nicht als Belastung empfunden werden, sondern als Erholung. Das bedeutet vor allem eine starke Liberalisierung der Arbeitsverhältnisse: Bestenfalls kann die/der vernetzte Kreativunternehmer:in auch gleich noch dazu beitragen, die eigenen kommunikativen und sozialen Fähigkeiten weiterzuentwickeln und Möglichkeiten der ökonomischen Verwertung zu finden (Apprich 2015, 140). Im Sinne einer sozioökonomischen Neuausrichtung ist es aber nicht nur die Weiterentwicklung der eigenen Fähigkeiten, sondern eben auch der Mobilität, die einen Ansatz zu Selbstverwertung bieten. „Den Extremfall bilden Digitalnomaden, die mit Laptop und Wifi ihrer Arbeit theoretisch jederzeit und überall auf der Welt nachgehen können. Sie sind damit die typische Klientel für eine wachsende Zahl städtischer – und inzwischen auch ländlicher – Coworking-Spaces.“ (Dähner et al. 2019, 13) Besonders auffällig ist, dass die Hybridisierung der Lebensbereiche sich auch in der Einrichtung und Ausstattung der Orte zeigt.





Abb. 69/70/71/72: „Arbeiten heute“ im Workation-Retreat Coconat in Bad Belzig.

In Bad Belzig mache ich Halt im Coconat-Workation-Retreat. Ich habe keine explizite Verabredung. Mit dem Mitbegründer Ferdinand, den ich während des Vernetzungstreffens bei WBZ kennengelernt hatte, bin ich später noch online verabredet. Zum Zeitpunkt meines Besuchs ist er bereits in der Vorbereitung seines nächsten Projekts. Für das geplante KoDorf soll ein ehemaliges Sägewerk in Wiesendorf zu einem Ort des „Co-Living“ mit Tiny Houses und Clusterwohnen umgebaut werden. Nun mache ich aber erst einmal einen kleinen Rundgang durch das Gutshaus und über das Gelände des bereits realisierten Coconat-Projekts.

Die Gleichzeitigkeit – nicht der Ausgleich – von Arbeit und Erholung materialisiert sich hier in einer breiten Auswahl zwangloser Arbeitssituationen: etwa einem großen Saal, in dem es zwar auch Tische gibt, viel prominenter ist aber eine Sitzinsel mit Kissen, die zum Fläzen ermutigt. Weiter gibt es eine kleine Kammer für eher intimere Besprechungen mit Stehtisch und Barhockern im Cow-Look. Und auch im weitläufigen Außenbereich soll Arbeit entspannen. Dafür sind Hängematten und Schaukeln in den Bäumen aufgehängt, und durch Zelte und Wohnwagen kann sogar die Abenteuerlust befriedigt werden. Die Varianz hält jeder/m Coworker:in offen, sich einen eigenen Wohlfühlort zum Arbeiten zu suchen. Abgerundet wird das Konzept der Workation durch einen ironischen Kommentar in der Eingangshalle. Hinter dem

Empfang lehnt ein Bild, auf dem eine Gruppe Geschäftsmänner in Hemden und Krawatte um einen Tisch herumsitzt. Das Bild erinnert daran, was man hier meint überwunden zu haben.



Abb. 73: „Arbeiten früher“, ein ironischer Kommentar im Workation-Retreat Coconat.

V. In der Zukunft is(s)t man, was unten rauskommt.

Ich bin im Wendland auf dem *Tiny Living Festival*. Für vier Tage sind hier Leute aus der Region angereist und präsentieren sich gegenseitig ihre Projekte für ein Leben des Weniger. Als Zufalls-gast schlendere ich über das Gelände, lasse das Treiben auf mich wirken, höre mal in einer Jurte bei einem Vortrag über nachhaltige Baustoffe, Recycling und Open-Source-Hardware zu, woanders bastele ich mit an einem kleinen Stromkreis und helfe dabei, Teig durch die Pastamaschine zu drücken. Vor allem aber probiere ich mich durch die Angebote von Fruchtleder aus gerettetem Obst, den regionalen Saft von der Saftkarre und wage mich an das „umgekehrte Osmosewasser“, das aus einer Pumpe kommt, an der mehrere Schläuche hängen. Der Faszination für alternative biotechnische Prozesse begegne ich auch, als ich schließlich auf die Toilette muss. Zur Auswahl stehen mir zehn in Reihe aufgestellte Komposttoiletten, eine selbstgebaute Pissrinne, ein Waldstück, oder die P-Bank, ein Projekt von Studierenden der Bauhaus Universität Weimar, bei dem ich meinen Urin zur Phosphatgewinnung spenden kann.

Wie auch schon in den Umweltdebatten der 1970er Jahre gehen die spätmodernen Transformationsbestrebungen einher mit dem Interesse an alternativen Technologien (Kallipoliti 2012, 89). Sowohl in der Komposttoilette wie auch in der P-Bank verschränkt sich die Vision einer befreienden Technologie, die als autonomes System die politische Handlungsfähigkeit in die Hände der Men-

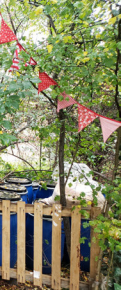
schen zurückgibt, mit der Vision einer alternativen Wertschöpfung, für die Abfallprodukte als Ressourcen umgedeutet werden. Ein fortschrittsorientierter Grundgedanke bleibt dabei bestehen. Im Fall der PBank, die wie die Sci-Fi-Erzählung eines Labors mit Schläuchen eingerichtet und mit chemischen Formeln dekoriert ist, kann Urin sogar gespendet werden. Urin wird zu einer wertvollen Ressource, mit der eine nachhaltige Zukunft wissenschaftlich entwickelt werden kann.



Abb. 74/75/76: Von einer Manufaktur gebaute Komposttoiletten von Werkhaus; P-Bank-Toilette als Labor; selbstgebaute Komposttoilette auf der Insel Weißensee.

Insbesondere der Komposttoilette begegne ich ständig wieder, manchmal als industriell hergestelltes Objekt, wie auf dem Tiny Living Festival, häufiger aber als Selbstbau, wie bei WBZ, der So-LaWi, der Insel Weißensee. Das soziomaterielle Imaginäre, das die Komposttoilette verkörpert und es für die Postwachstumsbewegung so ansprechend macht, ist die Vision eines geschlossenen, verlustfreien, energiearmen Kreislaufs. Mit wenig Aufwand, ein paar Brettern und Schrauben, einem Eimer und Sägespänen kann eine funktionsfähige und nach westlichem Standard hygienisch akzeptable Anlage bereitgestellt werden. Da anstelle von Wasser mit Sägespänen „gespült“ wird, ist die Toilette weitestgehend unabhängig von Infrastrukturen für die Wasserversorgung. Die Begeisterung für die Idee eines geschlossenen Kreislaufs im Kontext des Umweltaktivismus erklärt sich die Architekturtheoretikerin Lydia Kallipoliti damit, dass im Kreislauf der einzige Ausweg aus einem spätmodernen Wachstumsparadigma gesehen wird (Kallipoliti 2012, 100).

In einem Aufsatz beschreibt sie das Eco-House des Umweltaktivisten Graham Caine, der Anfang der 1970er Jahre in London Architektur studierte und bei der anarchistischen Gruppierung „Street Farmers“ aktiv war. Caine baute 1972 ein Haus, das völlig autark funktionierte. Dafür entwickelte er eine Gebäudestruktur, ausgestattet mit Solaranlagen, hydroponischem Garten und „Verdauungssystemen“, durch die Methan zum Kochen und zum Be-



treiben des Gewächshauses produziert wurde. Das Haus war ein eigener lebender Organismus, ein sensibles Ökosystem, das abgestimmt war auf Caines Energieverbrauch (er zählte die Kalorien, die er produzierte und verbrauchte, Kallipoliti 2012, 92). Viele der „alternativen Technologien“ wie Algenvergärungsanlagen, Wasserfiltersysteme, Solarplattenkollektoren, Windgeneratoren und auch Komposttoiletten gehen auf diese Zeit zurück (Kallipoliti 2012, 89) und tragen damit auch die in die Systeme „eingebauten“ Imaginären weiter. Als politisches Statement, um sich aus den Abhängigkeiten fragiler staatlicher Infrastrukturen zu befreien, ist auch hier im Kontext einer spätmodernen Transformationsbewegung die Komposttoilette eine befreiende Technologie, die dem linearen Wachstumsparadigma einen Kreislauf entgegensetzt.

Im Gegensatz zu dem geschlossenen System als einzigem Ausweg aus den urbanen Umständen (einer Abhängigkeit von staatlichen Infrastrukturen und Konsummärkten) verkörpert die Komposttoilette jedoch eher einen integrierenden Gedanken. Die eigentliche Faszination der Komposttoilette liegt womöglich auch in ihrem wertsteigernden Versprechen, aus zwei Abfallprodukten, Sägespänen und Kot, nährstoffreichen Kompost zu produzieren, der anschließend als Dünger für den Gemüseanbau verwendet werden kann. Im Sinne des Postwachstums ist es zum einen die Reduktion des Energieverbrauchs, die hier im Vordergrund steht, und zum anderen die Möglichkeit, Konsum anders zu lenken.

In Kreisläufen zu denken passiert nicht nur bei Komposttoiletten, sondern auch beim Anbau von Lebensmitteln (Permakultur), beim Tauschen von Kleidung oder Stickern auf Briefkästen, die anzeigen, welche Gerätschaften verliehen werden können. Damit sollen Kreisläufe, die in der Globalisierung von Warenströmen global angelegt sind, wie etwa das Recycling von Kleidung, zurückgeholt werden. Güter und Ressourcen sollen stattdessen auf regionaler Ebene oder sogar nachbarschaftlich zirkuliert werden. Die tatsächliche Faszination des geschlossenen Kreislaufs vor dem Hintergrund einer kapitalistisch geprägten Gesellschaft liegt aber in der Werterhaltung, wenn im „Recycling“ Abfall zu einer Ressource umgedeutet wird, oder wenn der zunächst als Verlust hingenommene Wertverfall stattdessen sogar zu einer Wertsteigerung führen kann.

VI. Die Zukunft ist eine (trans-)lokale Praxis.

Coworking auf dem Land und Naherholungsangebote, aber auch das Produzieren und Konsumieren in kleinen, überschaubaren, lokalen Kreisläufen stärken den persönlichen Bezug zur Region.

Der „transformative Handlungsspielraum“ liegt in der unmittelbaren Umgebung, während der „transformative Blick“ das globale Geschehen beobachtet. Denn auch wenn „Makerspaces“, „Coworking-Spaces“, „FabLabs“, „Repair-Cafés“ oder andere partizipative Formate gleichzeitig weltweit entstehen und eher globale Phänomene sind, so treffen sie regional doch auf ganz unterschiedliche Anforderungen. Jede Region hat ihre spezifischen Bedingungen und ihre ganz eigene politische und kulturelle Geschichte. Das zeigt sich bereits in den übersichtlichen Dimensionen meiner Feldforschung. Das Gebiet Nordostdeutschlands, das ich mit meinem Van erfahre, erstreckt sich etwa 250 Kilometer von Elbe bis Oder und 350 Kilometer von Ostsee bis Spreewald.

Während im Landkreis Ludwigslust-Parchim in Mecklenburg-Vorpommern die Region seit der Wende mit zunehmendem Leerstand und Abwanderung umgehen muss, weshalb hier die transformativen Strategien darin bestehen, Leerstand in Raumwohlstand umzulabeln, sieht es im Wendland (ehemalige BRD) anders aus. Die Region wird noch heute geprägt von den westdeutschen Umweltbewegungen der 1970er Jahre. Viele Höfe wurden aufgekauft, renoviert und die Protestkultur weitergeführt. „Tiny Living“, die Idee eines reduzierten Lebensstils, trifft hier auf ein spätmodernes Empfinden von Überfluss und auf die Bereitschaft zur freiwilligen Selbstbegrenzung (Schipperges et al. 2017). Die regionalen Forderungen nach Raumwohlstand oder nach einem „winzigen Leben“ werden gerade einmal durch die Elbe getrennt.

Die beobachteten Praktiken und Netzwerke haben sehr unterschiedliche Entwicklungen durchlebt, die eng verbunden sind mit ihrer jeweiligen regionalen Geschichte. Die Bedeutung von Lokalität sehen die Designtheoretikerinnen Yana Boeva und Ellen Foster darin, dass jede Region ihre eigenen Herausforderungen, aber auch eine eigene kulturelle und ökologische Entwicklung durchlebt hat (Foster/Boeva 2018). Boeva und Foster stellen in ihren empirischen Untersuchungen von „Western maker spaces“ fest, dass ein „technosolutionism“ zwar fest einprogrammiert ist in das dominante Narrativ westlicher Maker-Initiativen, dass die Projekte selbst aber viel eher geprägt sind durch ihre lokalen Eigenschaften und Geschichten (ebd., 2). Hier lohnt sich ein genauerer Blick: In jedem der von mir besuchten Projekte gibt es eine ganz eigene Verknüpfung verschiedener sozialer und kultureller Fäden. Im folgenden Beispiel von WBZ treffen Einflüsse der US-amerikanischen Counterculture Movements auf das Erbe der deutschen Reformbewegung und entfalten sich wiederum in einer Gegend (Ludwigslust-Parchim), die geprägt ist von einer grundsätzlich an-

Das Projekt WBZ, das dann 2014 in Nieklitz entsteht, hat den kollektiven, liberalen Maker-Spirit der kalifornischen Counterculture Movements behalten. Allerdings, so Aurèle in einem Gespräch, unterscheidet sich ihr Umweltbewusstsein grundsätzlich. Für sie mache es keinen Sinn, ein Earthship aus Autoreifen zu bauen, da sie weder umweltverträglich noch eine „lokale Ressource/Abfall“ seien, auch findet er die Guru-Mentalität, die er in New Mexico erfahren habe, nicht mehr zeitgemäß (Feldnotiz, Nieklitz, 17.8.2019). Hier deutet sich bereits ein anderer kultureller Einfluss an.

Projekte wie WBZ in Nieklitz, die Klimawerkstatt in Werder, der Verstehbahnhof Fürstenberg und weitere sind Mitglied der „Offenen Werkstätten“. Das ist ein Verband, der aus den Umwelt- und Reformbewegungen der 1970er Jahre der BRD hervorgegangen ist (Sipos/Franzl 2020). Die Kulturwissenschaftlerinnen Sipos und Franzl analysieren und rekonstruieren anhand von Publikationen, Manifesten und Flugblättern die Entwicklung der Soziokultur und des Selbermachens in Deutschland. So konnten sie nachverfolgen, wie die Veröffentlichung des politischen Manifests „Für ein Recht auf Eigenarbeit“ (1978), mit dem Christine und Ernst von Weizsäcker auf wirtschaftliche und politische Missstände aufmerksam machen wollten, zur Gründung der Offenen Werkstätten und einer ganzen Reihe weiterer Reforminitiativen geführt hat, wie Bürgerzentren, Kinderläden oder die Solidarische Landwirtschaft (Sipos/Franzl 2020, 114). In Westdeutschland wurden sie vereint unter dem Sammelbegriff der Soziokultur, womit sämtliche sozialen Bewegungen gebündelt wurden, die darauf abzielten, „die Lebens, Arbeits- und Lernbedingungen der Menschen durch Kunst und Kultur zu verbessern“ (ebd.).

Ein ganz eigenes Wissen liegt hingegen in der Region selbst. Wie der Designhistoriker Siegfried Gronert feststellt, gab es zur gleichen Zeit wie in Westdeutschland auch in Ostdeutschland Individualisierungstendenzen und einen postmateriellen Wertewandel.²⁶ Allerdings, so Gronert, konnte das planwirtschaftliche System der DDR die Ansprüche nur begrenzt erfüllen, weshalb das Individuum sich weniger mithilfe eines vielfältigen Produktangebots ausdrücken konnte als im Westen (Gronert 2018). Umso interessanter ist daher, dass 1975 aus dem Verband Bildender Künstler heraus das „offene Prinzip“ entwickelt und vom Amt für industrielle Formgestaltung ausgezeichnet wurde (Gronert 2018). Das „offene Prinzip“ war eine Konstruktionsweise, die es dem/r Nutzer:in ermöglichen sollte, Einzelteile oder Baugruppen problemlos durch weiterentwickelte oder alternative Teile zu ersetzen (ebd.).

26 Gerade in der Darstellung des Designs in der DDR und mit einem westdeutschen Blick wird vor allem die Uniformität und staatliche Regulierung der Kultur betont. Gronert kann aber aufzeigen, dass auch hier Individualisierung gesellschaftlich gefördert wurde.

In der DDR versprach dieses offene Prinzip in der Mitte der 1970er Jahre individuelle Variationsmöglichkeiten gegenüber der zuvor starren Orientierung am sowjetischen Modell des sozialistischen Realismus (Gronert 2018). Die Offenheit der Konstruktionsweise war zwar nicht Ausdruck einer soziopolitischen Gegenbewegung, aber dennoch Reaktion auf die Missstände durch eine Mangelwirtschaft. Das umfangreiche und praktische Wissen zu Kollektivität und Subsistenzwirtschaft, also die Erfahrung, gemeinsam mit Rohstoffknappheit umzugehen, ist im kollektiven Bewusstsein der Region verankert (Schmelzer/Vetter 2021).

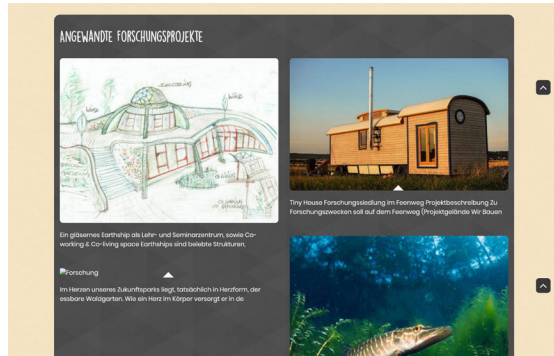


Abb. 79: Skizze des geplanten Earthships für WBZ im Showcase „Angewandte Forschung“ auf wirbauenzukunft.de, 10. 6. 2020.

Wenn in den Zukunftslaboren, wie hier am Beispiel WBZ gezeigt, eine nachhaltige Postwachstumsgesellschaft imaginiert und praktiziert wird, formt sie sich genau in der Verschränkung der unterschiedlichen soziokulturellen Praktiken, sie sind Träger eines multiplen, lokalen Wissens (Shove/Pantzar 2016).

VII. Die Zukunft bleibt offen.

Zuvor hatte ich schon die grundlegende Annahme der Postwachstumsdebatte vorgestellt, dass die Moderne bereits ausreichend Dinge hervorgebracht hat und es in der Zukunft nun darum gehen würde, neue Praktiken zu erlernen, um mit dem Vorhandenen anders umzugehen.

Im Umfeld von WBZ entstand während der Jahre meiner Beobachtung das Modell eines *nachhaltigen, CNC-gefrästen Open-Source-Tiny-Houses*, das versucht, dieses „Umdenken“ bereits im Entwurf und in der Produktion mitzudenken. Hier kommen viele Transformationskonzepte zusammen, daher möchte ich kurz aufschlüsseln, was damit gemeint ist: Als winziges Haus mit gerade einmal zehn Quadratmetern Grundfläche fördert es von selbst

eine reduzierte Lebensweise. Durch den geringen Platz müssen die Bewohner:innen weniger heizen, werden aber auch dazu ge-
nötigt, sich auf einen wesentlichen Besitz zu beschränken. Die
einzelnen Bauteile sind so entworfen, dass sie mithilfe einer
CNC-Fräse²⁷ quasi auf Knopfdruck produziert werden und dann
als Puzzle zusammengesetzt werden können. Die Baupläne sol-
len mit einer Open-Source-Lizenz versehen werden und frei zur
Verfügung stehen. So könnte jede/r mit einem Zugang zu einem
Makerspace oder FabLab das Haus selbst bauen. – In etwa so fasst
mir Aurèle in einem Gespräch, das wir in seiner Werkhalle führen,
das Vorhaben zusammen. Hinter uns auf einer der dicht bepack-
ten Werkbänke steht ein 3D-Drucker, den er aus gefrästen Einzel-
teilen und mithilfe einer Anleitung aus dem Internet selbst gebaut
hat. Dieses Prinzip möchte er auf sein Tiny House übertragen und
mit Baustoffen ergänzen, die möglichst aus der Region kommen,
keine chemischen Verbundstoffe beinhalten und rückbaubar sind.

27 Das ist eine automatische, computer-
gesteuerte Fräse, die in drei Achsen
quasi jede beliebige Form aus Holz
fräsen kann, gehört häufig zur Grund-
ausstattung von Makerspaces und
FabLabs.



Abb. 80/81: Aufbau des ersten CNC-OS-Tiny-House-Prototyps.

Anders als in den Umwelt- und Reformbewegungen Westdeutsch-
lands der 1970er Jahre, in denen ökologische und soziale Reform-
gedanken eher parallel liefen – siehe Beispiel Werkhauspatent –,
wird die ökosoziale Transformation der Spätmoderne als ein ge-
meinsames Projekt angegangen (Görge/Wendt 2020). Ein nach-
haltiger Umgang mit Ressourcen sei nur wirksam, wenn auch die
Lebens- und Arbeitsumstände nachhaltig sind und nachhaltig ge-
wirksamer wird, so der Postwachstums- und Commonsgedanke
(Helfrich 2014; D'Alisa et al. 2015; Schmelzer/Vetter 2021). Als
Grundvoraussetzung wird hier der freie Zugang zu Wissen ge-
sehen. Durch das Öffnen, etwa von technischen Geräten, werden
diese reparier- und erweiterbar oder sie werden gleich von An-
fang an „offen“ entworfen. Darin steckt eine Kritik der westlichen
Moderne. Im kybernetischen Verständnis der 1950er Jahre wurde
die Maschine als ein geschlossener Apparat verstanden (Apprich
2015, 147; Simondon 2008). Der Mensch sei „blind gegenüber we-

sentlichen technischen Prozessen“ (Apprich 2015, 149), da er durch Arbeitsteilung und die Trennung von Entwurf, Produktion und Verwendung nur eine unvollständige technische Erfahrung besitzt. Durch das „Öffnen der Blackbox“ soll diese Trennung überwunden werden und mit ihr die restriktive Wissensordnung der Moderne.

United States Patent		US5881977A	
[11]	[12]	[11]	[12]
Patent Number:	Patent of Patent:	5,881,977	Mar. 16, 1999
Inventor:			
[21]	[22]	[23]	[24]
10/000,000	10/000,000	10/000,000	10/000,000
[25]	[26]	[27]	[28]
10/000,000	10/000,000	10/000,000	10/000,000
[29]	[30]	[31]	[32]
10/000,000	10/000,000	10/000,000	10/000,000
[33]	[34]	[35]	[36]
10/000,000	10/000,000	10/000,000	10/000,000
[37]	[38]	[39]	[40]
10/000,000	10/000,000	10/000,000	10/000,000
[41]	[42]	[43]	[44]
10/000,000	10/000,000	10/000,000	10/000,000
[45]	[46]	[47]	[48]
10/000,000	10/000,000	10/000,000	10/000,000
[49]	[50]	[51]	[52]
10/000,000	10/000,000	10/000,000	10/000,000
[53]	[54]	[55]	[56]
10/000,000	10/000,000	10/000,000	10/000,000
[57]	[58]	[59]	[60]
10/000,000	10/000,000	10/000,000	10/000,000
[61]	[62]	[63]	[64]
10/000,000	10/000,000	10/000,000	10/000,000
[65]	[66]	[67]	[68]
10/000,000	10/000,000	10/000,000	10/000,000
[69]	[70]	[71]	[72]
10/000,000	10/000,000	10/000,000	10/000,000
[73]	[74]	[75]	[76]
10/000,000	10/000,000	10/000,000	10/000,000
[77]	[78]	[79]	[80]
10/000,000	10/000,000	10/000,000	10/000,000
[81]	[82]	[83]	[84]
10/000,000	10/000,000	10/000,000	10/000,000
[85]	[86]	[87]	[88]
10/000,000	10/000,000	10/000,000	10/000,000
[89]	[90]	[91]	[92]
10/000,000	10/000,000	10/000,000	10/000,000
[93]	[94]	[95]	[96]
10/000,000	10/000,000	10/000,000	10/000,000
[97]	[98]	[99]	[100]
10/000,000	10/000,000	10/000,000	10/000,000



Abb. 82/83: Patent Nr. 5881977 von Holger Danneberg²⁸ ist Grundlage für die Steckmöbel seiner Firma Werkhaus und das Destignature Hitzacker.

Im vorangegangenen Punkt hatte ich bereits das „offene Prinzip“ in der DDR angesprochen, wonach etwa ein Regalsystem oder ein Moped so konstruiert wurden, dass ihre Einzelteile ausgetauscht werden konnten. Sie wurden von vornherein „offen“ konzipiert. Ein ähnlicher Ansatz findet sich auch bei dem CNC-OS-Tiny-House. Die Entwicklung dauert bereits mehrere Jahre und ist zum Ende meiner Feldforschung noch nicht abgeschlossen. In der Zwischenzeit sind aber mehrere Prototypen entstanden. Fortlaufend werden Dämmstoffe getestet, Energieeffizienzwerte gemessen und zwei Mal wird das Haus in der Zeit in Echtgröße zusammengesetzt. Hier stecken zwei Punkte drin: Zum einen ist es gerade das Prinzip von Open Source, dass der Prozess „offen“ bleibt und somit im Grunde genommen nie abgeschlossen sein kann. Zum anderen ist das Prototyping von einem Haus, auch wenn es nur ein winziges ist, zeit- und ressourcenaufwendig. Das Entwickeln von Hardware und technischem Wissen, egal ob durch ein Öffnen bestehender Technologien, durch Hacking oder Reverse Engineering²⁹ oder durch das eigene Entwerfen „from scratch“, ist trotz freiwilligem Engagement mit Material- und Sachkosten verbunden.

Die OSEG, die unter anderem an einem Prototyping Kit und einer Windturbine auf Open-Source-Basis arbeitet, ist mit den gleichen wirtschaftlichen und rechtlichen Fragen konfrontiert. Zwischen 2019 und 2020 arbeitet sie daher mit einem Fachgre-

28 Holger Danneberg lässt sich 1996 das Steckprinzip patentieren, das den Werkhaus-Entwürfen für Regale, Kisten und später auch für Hochbeete und ebenfalls Tiny Houses zugrunde liegt. Er beansprucht damit das Vorrecht auf das geistige Eigentum eines Stecksystems, das durch Gummis gehalten wird. Der soziale Reformgedanke des „etwas selbst zu machen“ wird getrennt gesehen von einer ökonomischen Reform, wie etwa einer gemeinschaftsorientierten Subsistenzwirtschaft, und auch von einem ökologischen Reformgedanken, da die Einzelteile zwar vor Ort produziert werden, die Rohstoffe selbst aber keinem nachhaltigen Prinzip folgen.

29 Das Kopieren von Bauplänen durch Reverse Engineering drängt den Open-Source-Gedanken in eine halblegale Grauzone, wonach Hacker:innen sich Wissen aneignen und dadurch die Wirtschaft untergraben.

mium, bestehend aus Mitgliedern mehrerer Universitäten, NGOs, Aktivist:innen und Designer:innen, an einem DIN(Deutsches Institut für Normung e.V.)-Standard für Open-Source-Hardware.³⁰ Open Source, so Timm von der OSEG, soll aus der Grauzone geholt werden und neue Möglichkeiten für Unternehmen eröffnen.³¹ Vor allem aber zeigt sich hier eine zugrunde liegende Absicht der Postwachstumstransformation, nämlich die Möglichkeiten, innerhalb bestehender Institutionen Normsysteme und Infrastrukturen zu ändern, anstatt sie „nur“ zu unterwandern.

Wie sich an diesen Beispielen unschwer erkennen lässt, hat der Open-Source-Gedanke nicht nur etwas mit Soft- oder Hardware zu tun. Er wird übertragen auf Konzepte des Co-Living und auf die Organisation von Workshops, deren Inhalte, Formate oder Methoden ebenso Open Source geteilt werden könnten, bis hin zur Vision einer umfassenden Open-Source-Ökonomie. Open Source, zunächst ein technisches Prinzip, wird im Sinne der Transformation als generelle, operative und gesellschaftskonstitutive Mentalität verstanden. „Die technische Welt ist die Welt des Kollektivs“, zitiert Apprich den Technikphilosophen Gilbert Simondon (Simondon in Apprich 2015, 152). Simondon prägt die Idee der Individuation als eine materielle Theorie des sozialen Werdens, darin stehen Form und Materie in einem dynamischen Prozess. Das ist ein interessanter Gedanke, wenn es um das Prototyping einer Postwachstumsgesellschaft geht, denn in der vernetzten Welt des Kollektivs, wie sie in der Postwachstumsvision imaginiert und praktiziert wird, ist so ein Individuationsprozess niemals abgeschlossen.

Endlos formt sich das vernetzte Kollektiv in den Grenzen seiner technischen Bedingungen weiter: Netzwerke können sich so weit ausbreiten, wie ihre Protokolle es zulassen (Apprich 2015, 152). Open Source, die „Öffnung der Welt“ – und in Simondons Verständnis meint das die Öffnung von Protokollen – bedeutet eine endlose Verkettung von soziotechnischen Ensembles. Es ist ein fortlaufender Prozess, in dem jeder Zustand nur ein Zwischenstand für eine darauffolgende Entwicklung ist. Dieser zunächst technikphilosophische Gedanke hat aber auch soziale Folgen. Im Kontrast zu einem neoliberalen Grundverständnis von kontinuierlicher Weiterentwicklung, dessen produktiver Sinn in der Effizienzsteigerung liegt, ist es für die Postwachstumsgesellschaft „in beta“(Corsín Jiménez 2017), die keinen finalen Zustand kennt, der Versuch einer fortlaufenden Welterzeugung.

30 Quelle: Geschäftsplan für ein DIN SPEC-Projekt nach dem PAS-Verfahren zum Thema „Open Source Hardware“, <https://www.din.de/de/wdc-beuth:din21:313396436/pdf-3107536>, abgerufen am 3.9.2023.

31 Timm erklärt den DIN Spec Nr 3105 so: Durch DIN Spec werden Rahmenbedingungen festgesteckt, worauf wir uns einigen können, was mindestens erforderlich ist. Dazu entsteht eine Art Handbuch, eine open-source entwickelte Guideline, wie technische Dokumentationen gestaltet werden müssen, um OS sein zu können: Was sind die legal issues, was muss ich aus Unternehmersicht beachten, was ist mit dem Community Management? Außerdem braucht es eine Online-Plattform, wo diese Prozesse stattfinden können und auf der alle Dokumente verfügbar gemacht werden.

Diskussion: Umbau einer spätmodernen Zukunft

In den vorangegangenen Abschnitten habe ich in einer dichten Beschreibung die geteilten Grundannahmen einer zukünftigen Postwachstumsgesellschaft ausgelegt. Aus der offenen Suchbewegung heraus formte sich zum einen ein Verständnis, was Zukunftslabore ausmacht – eine praktische Kritik an den Wachstumsparadigmen der Spätmoderne – und was sie trotz ihrer heterogenen Erscheinung vereint – die Überzeugung, durch das eigene Anpacken diese ökosoziale Transformation erwirken zu können. In einzelnen Punkten habe ich ausgeführt, wie „diese Zukunft“ aussehen soll. Geleitet vom Feld, situiere ich sie räumlich, kulturell und sozial in Nordostdeutschland, wo Vorstellungen von Kollektivität, Postwachstum und Naturverbundenheit auf bezahlbaren Freiraum und kommunales Entwicklungsinteresse treffen.

Sie materialisiert sich in architektonischen Ordnungen wie Earthships, Tiny Houses oder mobilen Coworking-Spaces, in Werkzeugen wie Radhacke, manueller Sämaschine und Hydroponikmodulen. Die Objekte schaffen ungewohnte, neue Situationen. Sowohl das Leben in einem Earthship als auch in einem Tiny House fordert einen anderen Alltag als eine Stadtwohnung oder ein Einfamilienhaus. Durch die materielle Rekonfiguration werden gewohnte Routinen gebrochen und müssen soziale Praktiken neu gelernt werden. Dabei zeigte sich, wie etwa Leerstand in ländlichen Regionen zu Freiräumen umgedeutet wird oder wie der Fortschritt der Moderne in Praktiken wie *Making, Hacking, Reparieren, Gärtnern, Kompostieren* rekonfigurierbar³² werden soll, um die Paradigmen der Wertschöpfung und des Miteinanders neu zu setzen. In den Entwürfen zeigt sich vor allem der Versuch, eine *bestehende Zukunft zu irritieren und ihr einen alternativen Entwurf entgegenzusetzen. Im Folgenden werde ich einige Elemente der entworfenen Zukünftigkeit herausarbeiten.*

Es mag auffällig sein, dass ich in diesem Kapitel immer wieder von „der Zukunft“ spreche und nicht „die Zukünfte“ im Plural nenne. Das, was sich hier im Rahmen meiner Untersuchung herausbildet, ist die kollektive Praxis einer ganz spezifischen Zukunft, die sich an Werten wie Gemeinwohl, Subsistenz und Nachhaltigkeit orientiert. Dennoch verbirgt sich in dieser Vorstellung ein bestimmtes Selbstverständnis von Unternehmertum, von Individualität und Freiheit und davon, was Natur ist. Die Vision einer Postwachstumsgesellschaft, die nicht gleich und für alle auch „die beste Zukunft“ ist, wirkt daher ausschließend und nur für eine kleine privilegierte soziale Schicht passend. Mit den Prototypen der Postwachstumsgesellschaft wird jedoch die Komple-

32 Das sind etwa soziomaterielle Ordnungen des „Eigenheims“ oder des „Arbeitsplatzes“, aber auch die Trennung von Stadt und Land, von Arbeit und Ferien oder von Produktion und Konsum, die in den Prototypen neu konfiguriert werden.

xität deutlich, die in der Transformationsdebatte steckt. In ihnen materialisiert sich der Versuch, kritisch mit der eigenen Position umzugehen. Es ist ein Aushandlungsprozess zwischen einer eigenen Perspektive auf die Welt (und Position in der Welt) und den gesellschaftlichen und ökonomischen Anforderungen des Alltags. Die Projekte bewegen sich daher häufig zwischen kreativen Finanzierungsmodellen und Logiken staatlicher Förderungen.

Diese Spannungen im Entwurf eines winzigen Lebens, zu dem Selbstbegrenzung ebenso gehört wie technischer Fortschritt und ein stabiler Internetzugang, die Spannung in der Positionierung zwischen der Gegenwart und einer Zukunft, die noch nicht eingetreten ist und die als Chance verstanden wird, „anders abzubiegen“, und schließlich die Spannungen in dem Versuch, mit Lowtech-DIY-Ansätzen der empfundenen Komplexität einer hochtechnologisierten Industriegesellschaft entgegenzuwirken, ohne den Fortschritt und Wohlstand, den sie gebracht hat, abzulehnen – sie werde ich im Folgenden diskutieren.

Ein winziges Leben

Die Zukunft, wie sie hier imaginiert und wie sie prototypisch praktiziert wird, ist von positiven Bildern geprägt. Die Darstellungen der Projekte erzählen vom Anpacken, von Miteinander, Ausgeglichenheit und Erfolg. Reibungen werden positiv umgedeutet als notwendig für die persönliche und damit kollektive Weiterentwicklung. Die Erfolgsgeschichten und positiven Bilder erzeugen Aufmerksamkeit für Formen der freiwilligen Selbstbeschränkung und beinhalten das Versprechen, die spätmodernen Sehnsüchte nach Entschleunigung, Gemeinschaftlichkeit und Entlastung zu stillen. Die andere Zukunft scheint in der eigenen Hand zu liegen und lediglich abhängig von der eigenen Entscheidung zu sein. Dennoch ist gerade die Bereitschaft zur freiwilligen Selbstbeschränkung einem bestimmten Milieu vorbehalten, wie das Umweltbundesamt in einer Vertiefungsstudie zum ökosozialen Wandel und Umweltbewusstsein in Deutschland feststellt. Es ist ein Milieu, das über die notwendigen sozialen und ökonomischen Ressourcen, Hochschulabschluss und finanzielle Sicherheit verfügt (Burke et al. 2019).

Das vernetzte, diffuse und multiple Subjekt (Apprich 2015, 139), das ich hier als Macher:in bezeichne, ist Teil einer kreativen, urban geprägten Gruppe, die auf der Suche ist nach neuen Lebensformen zwischen Stadt und Land und die geleitet ist „von persönlichen Präferenzen für Naturbezug, Gemeinschaft und Gestaltungsräume“ (Burke et al. 2019). Mit dem Interesse an *Natur*, einer „regio-

nal, saisonalen Küche“ oder dem Fahrrad (statt Auto) betonen die Macher:innen ein sensibles Bewusstsein für die unmittelbare Umgebung, Lokalität und Regionalität. Inwiefern sich aber begeisterte, junge Unternehmer:innen in einem ländlichen Coworking-Space selbst mit den sozialen, ökonomischen und kulturellen Bedingungen der Regionen auseinandersetzen, die sie „erobert“, bleibt offen. Vielmehr sind die Themen und Aktivitäten, die die von mir besuchten Projekte beschäftigen, eine Wiederaufnahme vorangegangener Reform- und Protestbewegungen. Bildmaterial und Bücher dienen als Inspiration für die Gestaltung der Lebensräume und schaffen Referenzen zur kulturellen Selbstverordnung, wie die geodätische Kuppel, die einen direkten kulturellen Bezug zum US-amerikanischen Counterculture Movement der 1960er Jahre herstellt und die Utopie sich selbst organisierender und letztlich selbst verwaltender Netzwerke (Apprich 2015, 127) nach Brandenburg transportiert.

Dennoch haben die Zukunftslabore in Nordostdeutschland weniger etwas zu tun mit den „decentralized autonomous organizations“³³ oder dem „Global Ecovillage Network“, die eine eher direkte und radikale Weiterführung der US-amerikanischen, sozialutopischen Landkommunen der 1960er Jahre sind (Radkau 2011, 124 ff.), noch wäre es ausreichend, die Projektgemeinschaften auf ein bloßes Wiederaufführen der westdeutschen Protestbewegungen der 1970er Jahre zu reduzieren. In meinen Gesprächen mit Mitgliedern unterschiedlicher Projekte wird diese Abgrenzung immer wieder betont: „Wir sind keine Kommune und haben keine identitätsstiftende Gemeinsamkeit. Idealismus macht heute nicht glücklich“, meint Thomas Dönnebrink vom Hof Prädikow.³⁴ Er unterstreicht damit den Projektcharakter seiner Gemeinschaft, bei dem die Projektmitglieder zwar ein gemeinsames Ziel (den Aufbau eines digitalen Dorfes) verfolgen, ihre Weltanschauung aber in einer spätmodernen Gesellschaft verankert ist, die grundsätzlich an Wirtschaftlichkeit ausgerichtet ist.

Den Projektgemeinschaften, die ihre Vorstellungen einer Postwachstumsgesellschaft praktizieren, ist durchaus bewusst, dass auch in Deutschland der Wohlstand auf einem kontinuierlichen Wirtschaftswachstum basiert. Genau deshalb geht es ihnen auch um etwas anderes als eine bloße Ablehnung eines bestehenden kapitalistischen Wachstums-Imaginären (Schmelzer/Vetter 2021). Sie fordern vielmehr den Umbau des bestehenden Weges, auf dem sich das spätmoderne Subjekt befindet. Zum einen soll Wirtschaft von Wachstum entkoppelt werden (Vetter/Schmelzer 2020, 162) und zum anderen sollen Werte wie Reproduktivität und Sorgear-

33 Computerbasierte Crypto-Communities, Catlow/Rafferty 2022.

34 Gesprächsnotiz. In meinem Gespräch mit Aurèle und Robin von WBZ teilen auch sie die Überzeugung: Man wolle hier keinen Guru oder ähnliche Leitfigur haben (Gesprächsnotiz, Nieklitz, 17.8.2019).

beit ins Zentrum eines ökosozialen Umbaus der Wirtschaft gestellt werden, so Andrea Vetter, die im Projekt Haus des Wandels in Ostbrandenburg aktiv ist und als Transformationsforscherin an der Kunsthochschule für bildende Künste Braunschweig lehrt (Vetter/Schmelzer 2020, 108). Es ist genau diese Doppelrolle als Aktivistin in einem Projekt, in dem weitestgehend unabhängig alternative Lebensmodelle erprobt werden können, und als Lehrperson in einer öffentlichen Einrichtung, wodurch eine finanzielle Sicherheit entsteht, die es aber auch ermöglicht, die Arbeit des Projekts in die Gesellschaft zurückzuspielen. Die Vision eines winzigen Lebens von reduziertem Raumanpruch, geringerem Ressourcenverbrauch, postmateriellem Kollektivismus, Kreislaufwirtschaft und regenerativen Energien, jedoch ohne auf Fortschritt, technische Weiterentwicklung oder Homeoffice zu verzichten, verdeutlicht eben diese Gleichzeitigkeit aus transformativer und liberaler Projekthaltung.

An dieser Stelle möchte ich die Fragen aufgreifen, die mich ganz zu Beginn des Kapitels beschäftigt hatten: warum sich so viele Menschen in einem der wohlhabendsten Länder der Welt und umringt von sich endlos ausdehnenden Feldern treffen, um sich zu Wegen für ein winziges Leben auszutauschen. Im Verlauf der Ausführungen, wie die Gemeinschaften organisiert sind, an welchen Projekten sie tüfteln, was ihre Hintergründe sind und welches Weltbild sich daraus für sie ergibt, erscheint dieser Schritt gar nicht mehr so abwegig. Zukunft ist im Transformationsdiskurs, wie ich oben besprochen hatte, vor allem eine lokale Angelegenheit. So würden sich die Transformationsabsichten in Regionen des Globalen Südens – wo es durchaus wichtig sei, wirtschaftlich zu wachsen, um autonom zu werden – ganz grundsätzlich unterscheiden von dem Postwachstumsdiskurs im Globalen Norden, wie der Anthropologe Arturo Escobar (2018, 96) die heterogenen Transformationsbewegungen kommentiert. Aber auch innerhalb Europas und sogar innerhalb Deutschlands hat jede Region ihre eigenen Herausforderungen, ebenso wie ihr eigenes, der Region und den Umständen ursprüngliches, lokales Handlungswissen (Vetter/Schmelzer 2020, 106).

Leere

Die Macher:innen nehmen „Zukunft“ als form- und gestaltbar an. Dieses Selbstbewusstsein über die eigene Handlungsfähigkeit zeigt sich vor allem im Umgang mit der Zukunft. Sowohl die Praktiken als auch die Diskurse der Projekte sind auf die Transformation der gegenwärtigen Gesellschaft ausgerichtet. In Projektplä-

nen, Prototypen, Modellen und Zeichnungen materialisieren sie ihre eigene Zukunft in der Gegenwart und geben ihr eine mögliche Form. Wie zuvor ausgeführt, sind das zwar ganz unterschiedliche, aber eben auch sehr konkrete Objekte, in denen die Transformationsabsichten deutlich werden, wie eine selbstgebaute Windturbine, ein winziges Haus, eine Komposttoilette, ein Hochbeet oder auch ein Workshop, in dem zukünftiges Arbeiten gemeinsam erarbeitet wird.

Der entwerfende Umgang mit einer Zukunft, die empirisch gesehen nicht erfahrbar und epistemologisch gesehen offen ist, führt in den Projektgemeinschaften nicht zu Verunsicherung, sondern schafft, wie auch schon der Leerstand in Ludwigslust-Parchim, einen positiv gedeuteten Freiraum. Die Umdeutung hat wesentliche Folgen für die Region. Als Freiraum werden leerstehende Fabrikhallen oder Sägewerke (wie das geplante KoDorf in Wiesenburg) zu einer Einladung für Städter:innen, sich auszuleben und auch sich den Ort anzueignen. Als „Pioniere“ und unterstützt durch staatliche Fördergelder³⁵ folgen sie der Aufforderung, um die „leere Gegend“ wirtschaftlich zu erschließen, sie wettbewerbsfähig zu machen und sie mit Kultur und Attraktivität zu füllen. In der Erzählung der „leeren Gegend“ wird jedoch schnell übersehen, dass auch in den „strukturschwachen“ und damit als wirtschaftlich minderwertig eingestuften Gegenden durchaus eine lebendige Kultur und Sozialität existiert. Den „Pionier:innen“ ist das durchaus bewusst, auch wenn Frederik Fischer, der Initiator des Projekts Summer of Pioneers, auf eine problematische Goldgräberstimmung hinweist (Gesprächsnotiz Frederik, Bad Belzig, 21.10.2019).

Umso interessanter ist, wie die Kommunalpolitik und Stiftungen das soziale Engagement der Macher:innen aufgreifen und fördern. Das Vernetzungstreffen Kreativlab des Landesnetzwerks Kreative MV, bei dem sich Kreative mit Politiker:innen und Investor:innen trafen, wurde durch öffentliche Mittel gefördert mit der Absicht, die Region zu stärken.³⁶ Und angesichts eines Nahverkehrs, den es in der Gemeinde Gallin, wo sich WBZ befindet, quasi nicht gibt, eines flächendeckenden Internetzugangs, der zum Zeitpunkt des Treffens noch ein bloßes Versprechen ist, des Fehlens von Einzelhandel und Lebensmittelgeschäften, die sich hier nicht lohnen, und des Wunsches der hier Lebenden, ein Kulturzentrum zu bekommen, wofür es keine Gelder gibt, ist diese Absicht auch nachvollziehbar. Die Kommunalpolitik ist bei dem Vernetzungstreffen vertreten. Sie hat die Notwendigkeit erkannt, dass es Entwicklung braucht, und sieht in den kreativen, unter-

35 Unter anderem durch Fördermittel der Stadt Wittenberge, des Ministeriums für Wirtschaft und Energie Land Brandenburg und der Städtebauförderung von Bund, Ländern und Gemeinden, <https://www.wittenberge-pioneers.de/>, abgerufen am 4.10.2022.

36 Kreative MV wird gefördert durch die Initiative Kultur und Kreativwirtschaft des Bundesministeriums für Wirtschaft und Klimaschutz und ist Teil des EU-Projekts „Creative Traditional Companies Cooperation“. <https://www.kultur-kreativ-wirtschaft.de/KUK/Redaktion/DE/Textsammlungen/Bundeslaender/mecklenburg-vorpommern.html>, abgerufen am 3.9.2023. „Durch zu geringe Wachstumsraten aber, oder gar bei einer wirtschaftlichen Stagnation, wird mit massiven gesellschaftlichen Verwerfungen gerechnet (Arbeitslosigkeit, fehlende Mittel für Bildung, Infrastrukturen, Sozialleistungen etc.)“, Umweltbundesamt 2016.

nehmerischen und zukunftsorientierten Ansätzen WBZs daher eine Chance.

Im Bewusstsein der kulturellen Spannung entstehen aus dem Moment heraus fast spielerisch neue Lebens- und Arbeitsmodelle, etwa Co-Housing, Workation, Coworking und viele mehr, um sie im nächsten Moment schon wieder zu verwerfen und neu zu modellieren. Während die Unbestimmbarkeit möglicher Zukünfte, insbesondere in Zeiten multipler Krisen, für eine wissenschaftliche Erkenntnisproduktion ein Hindernis darstellt (Bühler/Willer 2016) und sich somit nur schwer vorhersagen lässt, was die tatsächlichen ökologischen und damit sozialen und wirtschaftlichen Herausforderungen der Region sein werden, bieten die Prototypen für die Kommunalpolitik einen vielversprechenden Interpretationsspielraum, innerhalb dessen sie sich an die Probleme herantasten können, ohne aber sich festlegen zu müssen. Sie erkennen im Prototyping eine produktive Dissonanz (Fariás 2013), durch die mehrere Entwürfe, trotz der empirischen Unfassbarkeit von „Zukunft“, gleichzeitig verhandelt werden können.

Die Unbestimmbarkeit von Zukünften und das Fehlen einer empirischen Basis, die für die Zukunftsforschung ein empirisches Dilemma³⁷ und für die Praxistheorien ein Zugänglichkeitsproblem³⁸ darstellt, bedeutet für die Zukunftslabore genau die notwendige Offenheit. So kann das „Wissen über Zukunft“ unter dem Aspekt seiner Herstellung betrachtet werden.

Im Machen, einer körperlichen und ebenso diskursiven Wissenspraxis³⁹, entsteht eine Vielzahl von Ideen, Kritiken und Möglichkeiten, wie eine zukünftige Gesellschaft aussehen könnte. Dabei wird ein zukünftiger Handlungsraum in die Gegenwart zurückprojiziert und real. Mareis fasst das Motiv der Synthese von Gegenwart und Zukunft im Design daher mit einem Zusammenfallen von Möglichkeit und Wirklichkeit (Mareis 2011, 206). In den Prototypen entstehen konkrete Aussagen – werden Codes und Wissensordnungen produziert und explizit gemacht – und wird „Zukunft“ gestaltbar, umbaubar, sogar rückbaubar. Das Prototyping öffnet damit Aktionsfelder präventiver Strategien (Bühler/Willer 2016, 16). Sie sollen dabei helfen, mögliche Szenarien greifbar zu machen, um ihre Folgen abzuschätzen. Das Vertrauen, das die Kommunal- und auch Bundespolitik in die kreativen Ansätze der Zukunftslabore steckt, die sich der rationalen Planbarkeit entziehen und häufig die Grenzen der Legalität (etwa in Baurichtlinien) austesten, verdeutlicht ihre nachdrückliche Suche nach einer Vereinbarkeit von Nachhaltigkeit und Fortschritt und ein er-

37 Die Zukunftsforschung bzw. die Future Studies erkennen im Umgang mit Zukünften ein empirisches Dilemma, weshalb sie genau diese Beobachtung zum Gegenstand ihrer Überlegungen machen. In ihrer Einführung zu den „Futurologien“ stellen Bühler und Willer die These auf: Zukunft kann man nicht wissen, dennoch kann man etwas über sie wissen (Bühler/Willer 2016). Sie zeigen, wie mithilfe von Prognosen und Spekulationen versucht wird, eine kommende Gegenwart vorauszusagen, wie sogar eine eigene Branche entstanden ist, um Börsenkurse, Wetter, Ausgang politischer Wahlen oder Sportergebnisse vorherzusagen oder die zu erwartende Entwicklung eines Stadtviertels zu visualisieren.

38 Für die Praxistheorien, die zwar gerade in der fortlaufenden Adaption von Praktiken den Erkenntniswert kultureller Produktion sehen (Shove et al. 2012), bedeutet „Zukunft“ ebenso wie „Vergangenheit“ ein Zugänglichkeitsproblem. Praxistheorien beschäftigen sich damit, wie Gesellschaft durch Praktiken hervorgebracht und stabilisiert wird. Dafür beobachten sie soziale Praktiken, das heißt die Materialität von Körperbewegungen in ihrem Vollzug, um so etwas über deren implizite Wissensordnungen zu erfahren. Wie ich bereits zu Beginn der Arbeit ausgeführt hatte, ist es durch den Gegenwartsbezug der Praxistheorien schwer, mit historisch vergangenen Ereignissen umzugehen (Reckwitz 2016, 56). Noch schwieriger wird es mit zukünftigen Handlungen

39 Reckwitz bezeichnet Praktiken, die „ihre eigene Materialität als Sequenz von schriftlichen Markierungen, technisch hergestellten Bildern oder auch lautlichen Schallwellen“ haben, als diskursive Praktiken (Reckwitz 2016, 63).

höhtes Krisenbewusstsein, wofür selbst unkonventionelle Ansätze infrage kommen.

DIY Lowtech

In den selbstgebauten Prototypen werden von den Städter:innen auf dem Land postmaterielle Interessen⁴⁰ ebenso verhandelt wie Bedürfnisse nach mehr Einfachheit und der Überdruß an (vielfältig wahrgenommenem) Überflüssigem (Burke et al. 2019, 36). Das „Selbermachen“ ist dabei, wie Cramer (2019, 60) betont, keine Notwendigkeit, sondern eine bewusste Entscheidung. Tatsächlich sind viele Leute, die sich in den Projekten engagieren, gut ausgebildete Ingenieure, Architektinnen, Programmiererinnen oder Ökonomen. Technische Geräte wie einen 3D-Drucker oder eine an das städtische Wassernetz angeschlossene Toilette können sie sich finanziell leisten. Einen 3D-Drucker selbst zu bauen oder die Wände einer Komposttoilette selbst zusammenzuschrauben ist für sie daher keine prekäre Notwendigkeit. Auch ist es nicht ein fachliches Unvermögen, weshalb sie sich fürs Selbermachen entscheiden, da sie durchaus in der Lage sind, einen umfassenden, energieeffizienten Neubau eines Badezimmers zu planen. Dennoch reduzieren die Macher:innen ihre Arbeitszeit und damit ihr Gehalt und versuchen sich selbst am Bauen.

Im Selbermachen liegt eine persönliche Überzeugung. Es ist eine Haltung, die das Machen und die Überschaubarkeit des gesamten Prozesses bevorzugt gegenüber der „Blackbox“ eines gekauften Gegenstands. Im Reparieren von elektronischen Geräten, Reduzieren von Wohnraum, Aufstellen von Hochbeeten oder Wiederverwerten von Fäkalien und Abfällen wird daher insbesondere die Abhängigkeit von fragilen Infrastrukturen und globalen Lieferketten kritisiert. Praktiziert wird hingegen eine Lowtech-Alternative, die zwar einen technischen Fortschritt unterstützt, aber überschaubar ist in ihrer technischen Komplexität und weitestgehend lokal hergestellt werden kann. Das Wissen für die DIY-Lösungen kommt meist aus dem Internet, eine Ambivalenz, die an dieser Stelle ausgehalten werden muss, denn den Aktivitäten liegt die Überzeugung zugrunde, dass auf längere Sicht durch einen physischen Umbau ein gesellschaftliches Umdenken erwirkt werden kann. Durch das Kleinhalten von Produktionswegen und Warenkreisläufen wird nicht nur Komplexität reduziert und Gemeinschaft stabilisiert, so der Transformationsgedanke, sondern entwickeln sich alternative Produktionsweisen, Infrastrukturen und Netzwerke.

40 Postmaterielle Bedürfnisse sind etwa Kommunikation, Partizipation, Kreativität und Teilhabe am kulturellen Leben.

Damit tragen die durchaus ambivalent zu sehenden Lowtech-DIY-Prototypen zu einer fortlaufenden Welterzeugung bei (Corsín Jiménez 2017) und entfernen die Designpraxis des *future-makings* zunehmend von ihren diskursiven Ursprüngen des *problem-solving*s (den 1960er Jahre Planungswissenschaften). Zwar beabsichtigen die Projektgemeinschaften angesichts eines lebensbedrohlichen Klimawandels durchaus, diesem „Problem“ zu begegnen, aber nicht mehr unbedingt, es zu lösen. Dafür erscheint es viel zu grundlegend. Im Prototyping versuchen die Macher:innen sich eher schrittweise von einer vernetzten Welt zu „entnetzen“ (Stäheli 2021) – die Vernetzung zu lockern und so Freiräume vom Regiertwerden zu schaffen, etwa durch das Gärtnern, parallel zur computerbasierten Selbstständigkeit in der Kreativwirtschaft – aber auch Kontrolle zurückzugewinnen. Im *future-making*, wie ich es in den Zukunftslaboren Nordostdeutschlands (2018–2022) beobachte, geht es vielmehr darum, dass es überhaupt eine Zukunft⁴¹ gibt, also um das ganz grundsätzliche Herstellen von Zukunftsfähigkeit.

Durch meine Bewegung im Feld hat sich auch mein eigener Zugang zu „Zukunft“ verändert. Nicht nur wird im Prototyping Zukunft für die Macher:innen verhandelbar, sondern kann auf gewisse Weise auch von mir beobachtet und damit zum Untersuchungsgegenstand gemacht werden. Die Fragen, die ich ganz zu Beginn des Kapitels gestellt hatte – was der 3D-Drucker mit Regionalentwicklung zu tun hat, wie mit Holzbrettern, Plastikrohren und Werkzeugen die Zeit verdichtet wird und warum in einem der wohlhabendsten Länder Menschen zusammenkommen, um ein winziges Leben zu feiern –, habe ich im Verlauf meiner Ausführungen immer wieder aufgegriffen. Auch wenn ich sie vielleicht nicht konkret beantwortet habe, so hat sich im Verlauf meiner Argumentation doch die Perspektive verschoben, mit der ich die Fragen ursprünglich gestellt hatte. Durch die Makroperspektive auf das Feld, in der die Beziehungen zwischen unterschiedlichsten Akteuren sichtbar wurden, und vor dem Hintergrund spätmoderner Ungewissheiten scheinen die Assemblagen nicht mehr zu irritieren. Eher sind sie Ausdruck eines Umbauversuchs, der an Bestehendem ansetzt und erprobt, das Wissen neu zu ordnen. Bei näherer Betrachtung deutet sich jedoch schon an, dass im Prototyping einer Postwachstumsgesellschaft wiederum neue soziale Machtverhältnisse und auch reduktionistische und normative Tendenzen reproduziert werden. Im nächsten Kapitel werde ich daher die Figur des Selbst als Gestalterin des Wandels diskutieren, in der die Vision der Postwachstumsgesellschaft auf ihre Praxis trifft.

41 In diesem dramatischen Endzeitnarrativ geht es um die Bedrohungen des Menschen durch den menschengemachten Klimawandel und dessen Folgen.

Die Figur des Selbst	140
Von ZMTW zu WBZ	141
Zukunftsforschung	143
Die Gemeinschaft	144
Anforderungsprofil DIY	145
Showerloop	147



Den eigenen Lebenstraum gestalten	148
Im Raum ankommen	150
Die Raumfee	151
Störfaktor Außenwelt	153



Einen Baum pflanzen	154
Kreisdiagramme	154
Nachhaltigkeit tun (doing sustainability)	156
Sagen und Tun	158
Ins Machen kommen	160



Linsen sortieren	161
Empathie und Intuition	162
Ziellos	163
Aushalten	165



Eine Vision zeichnen (Träumen)	166
Modelle	167
Projekte	169
Zukunftsbilder	171
Buntstifte und Papier	172



Diskussion: Das spätmoderne Selbst als Gegenthese des Wandels	174
Entlernen von Routinen	175
Auf der Suche nach dem Außen	176
Das Selbst verdaut sich selbst	179
Metabolismus des Wandels	182

Selbst

Die spätmoderne Figur des Selbst im Selbermachen

In diesem Kapitel werde ich näher an den Alltag der Projektgemeinschaften herantreten und zeigen, auf welche konkreten Herausforderungen die Zukunftsvision in ihrer täglichen Praxis trifft. Es ist die widersprüchliche Figur des Selbst, die sich als Gestalterin des Wandels den Aufgaben der gesellschaftlichen und ökologischen Transformation stellen muss. Dafür werde ich in einer Mikrobetrachtung einen Workshop bei WBZ begleiten und im Detail diskutieren, wie die Teilnehmenden dazu ermutigt werden, mit verkörperten Routinen zu brechen, um dem neoliberalen, wachstumsorientierten Anforderungsprofil der westlichen Spätmoderne zu entkommen.

Die Figur des Selbst

Über vier Jahre hinweg begleitete ich *Wir Bauen Zukunft*, besuchte sie mehrmals vor Ort und blieb sonst (u. a. pandemiebedingt) remote mit einigen Mitgliedern in Kontakt. Während dieser Zeit nahm ich unter anderem an einem Workshop teil, der den Titel trägt „Lebens(t)räume gestalten“. Das (t) ist in Klammern geschrieben und deutet darauf hin, dass es hier nicht nur um gedankliches Träumen geht, sondern darum, die eigene Traumvorstellung wahr werden zu lassen, indem sie gestaltet und in konkrete Artefakte übersetzt wird. Das doppelte Versprechen vom Träumen und dem Verwirklichen der Träume wird unterstrichen durch den Beschreibungstext des Workshops:

Lebens(t)räume gestalten ist ein intensives, viertägiges Hands-On Retreat zur Erschaffung innovativer Lebens(t)räume. Wir geben dir Tools und Infos aus den Bereichen Permakultur, nachhaltiges Bauen (& TinyHomes) sowie Yoga an die Hand, die es braucht, um in eine nachhaltige Zukunft zu gehen. Erlebe, erfinde und entwickle Deinen Garten, Dein Haus, Deinen Körper, Deinen Geist, Deinen Lebens(t)raum rundum neu.¹

¹ <https://wirbauenzukunft.de/19-23-8-2020-lebenstraume-gestalten-2-0/>, abgerufen am 26.11.2020.

In der Einladung steckt eine Unzufriedenheit mit dem Bestehenden bzw. mit der Zukunft. Sie wird als nicht erstrebenswert empfunden, weshalb der Workshop Werkzeuge anbietet, mit denen die „Zukunft“ in eine „nachhaltige Zukunft“ umgebaut werden kann. Der viertägige Workshop soll daher dazu befähigen, mithilfe von Gärtnern, Handwerken und Yoga-Praktiken die eigene Zukunft selbst in die Hand zu nehmen und sich selbst weiterzuentwickeln. Die Figur des Selbst, die mithilfe von Werkzeugen ihren Garten neu erfindet, ihren Körper neu erlebt und ihre Wohnsituation überdenkt, bricht dafür mit ihren gewohnten Routinen. Sie ist die Akteur:in des Wandels und gleichzeitig voller Widersprüche. Wer oder was ist aber das Selbst, das seinen Garten und seinen Körper neu erfinden soll? Warum muss es seine Zukunft selbst in die Hand nehmen und wie macht das Selbst das? Diesen Fragen möchte ich in diesem Kapitel nachgehen. – Bevor ich aber im Workshop den Teilnehmenden direkt auf die Finger schaue, möchte ich die Figur des Selbst in ihrer sozialen, kulturellen, geografischen Umgebung situieren und dafür die Gemeinschaft und das Gelände nachzeichnen.

Von ZMTW zu WBZ

Als ich das erste Mal das große eiserne Tor passiere, trete ich ein in eine neue Welt. Ich befinde mich auf dem Gelände des ehemaligen Zukunftszentrums Mensch-Natur-Technik-Wissenschaft (ZMTW). Auf einem Schild an der Rückseite des Tors steht: *Was ist für die Zukunft der „Fortschritt“ ??? „Fortschritt“ bedeutet: „Denken in allen Richtungen“ und nicht „Denken nur nach vorn“.* Das Schild ist eindeutig länger hier als die Gemeinschaft WBZ. Es ist ein Relikt der vorherigen Nutzung des Geländes als bionisches Forschungszentrum und Naturerlebnispark zwischen 2000 und 2013.



Abb. 84: Eingangstor vom Gelände aus auf die Straße blickend.

Von der Deutschen Bundesstiftung Umwelt (DBU) erhielt die Nieklitzer Ökologie- und Ökotechnologie-Stiftung unter der Leitung von Berndt Heydemann, Professor für Biologie an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel und ehemaliger Umweltminister von Schleswig-Holstein, Anfang 2000 eine Fördersumme von über 2,5 Millionen Euro, um in Nieklitz „ein kombiniertes Bildungs, Ausstellungs- und Wissenschaftszentrum“ aufzubauen². Es ging um die Vermittlung von „Ökotechnologien“. Im Abschlussbericht des DBU³ heißt es: „Die Ökotechnologie stellt unter Aufnahme sozialer Probleme, der Synorganisation mit der Natur und der Probleme der ökonomischen Zukunftsentwicklung die Basis für ein multifunktionales Zukunftszentrum dar.“ Dafür wurde ein zehn Hektar großer Abschnitt eines Ackers aufgeforstet und bebaut. Auf

2 https://www.dbu.de/projekt_14197/01_db_2409.html, abgerufen am 28.6.2022.

3 https://www.dbu.de/projekt_14197/01_db_2409.html, abgerufen am 28.6.2022.

dem Gelände befindet sich von da an „ein Transparenz-Ausstellungshaus und verschiedene Freilandmodelle (Outdoor-Bereich) sowie Indoor-Abschnitte der Themen Energie und Klima, Kreislauftechniken der Natur, Solartechniken im biologischen Bereich, Entwicklung der Informationstechnik im Bereich der Kooperation Tier-Pflanze sowie Oberflächentechniken und ihre Anwendung (Werkzeuggebrauch, Widerstandsminderung an Oberflächen, Musterbildung und Erkennungstechnik, Sieb- und Membrantechnik).“

Die erwarteten 200.000 Besucher:innen im Jahr blieben jedoch aus und auch die erforderlichen finanziellen Förderungen.⁴ 2013 musste das Zentrum daher endgültig schließen. Drei Jahre später wurde das Gelände dann mit allen (noch) bestehenden Installationen von der Genossenschaft Wir Bauen Zukunft gepachtet. Die lokale Zeitung SVZ titelte bei der Übergabe: Jurassic Park von Nieklitze erwacht zu neuem Leben und zitiert die Gemeinschaft aus einem Interview: „Um dem Anspruch einer Keimzelle einer zukunftsfähigen Gesellschaft auch wirklich gerecht werden zu können, werden auf dem zehn Hektar großen Areal mittelfristig die zentralen Bereiche einer Gesellschaft im Mikroformat abgebildet werden: von einer autarken Energie, Wasser- und Abwasserinfrastruktur über Wohneinheiten, Freizeitangebote und dem Anbau eigener Nahrungsmittel bis hin zur Technologieentwicklung und Produktion von Kleinserien in Werkstätten wie dem Green Circular Economy FabLab⁴⁵.“

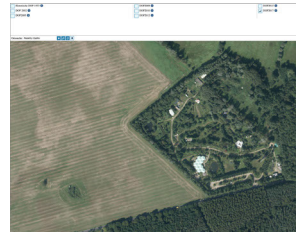
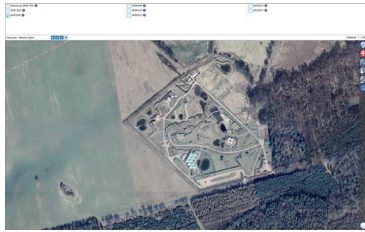


Abb. 85/86/87: Luftaufnahmen 2002, 2005, 2017. Seit 2016 wird das Gelände durch WBZ gepachtet, die Wege und Gebäude wurden schon früher angelegt.

In dem Interview, das die Gemeinschaft ganz zu Beginn des Projekts gibt, wird der Laborcharakter bereits deutlich, „eine Gesellschaft im Mikroformat“. Auffällig ist aber auch, dass zu diesem Zeitpunkt noch von Autarkie die Rede ist, was sich insbesondere auf das Aufbauen eigener, unabhängiger Infrastrukturen bezieht. 2019 ist dieser Raumschiff-Ansatz, die Idee von Selbstversorgung und das Heraustrennen aus sozialen Beziehungen, längst nicht mehr aktuell. „There are no passengers on spaceship earth. We are all crew“, wird Marshall McLuhan⁶ auf der Website zitiert. Wäh-

4 Popien, M. (15.1.2013). „Der Professor und das liebe Geld: Wohin mit Lebenswerk?“ DIE WELT. https://www.welt.de/print/die_welt/hamburg/article112765726/Der-Professor-und-das-liebe-Geld-Wohin-mit-Lebenswerk.html und Müller, K. (10.5.2022). Ein Besessener will den Neuanfang | SVZ. svz.de. <https://www.svz.de/deutschland-welt/mecklenburg-vorpommern/artikel/ein-besessener-will-den-neuanfang-40096916>, abgerufen am 2.3.2023.

5 Müller, K. (10.5.2022). „Ein Besessener will den Neuanfang“, svz.de. <https://www.svz.de/deutschland-welt/mecklenburg-vorpommern/artikel/ein-besessener-will-den-neuanfang-40096916>, abgerufen am 2.3.2023.

www.svz.de/deutschland-welt/mecklenburg-vorpommern/artikel/ein-besessener-will-den-neuanfang-40096916, abgerufen am 2.3.2023.

6 <https://wirbauenzukunft.de/we-are-all-crew/>, abgerufen am 2.3.2023.

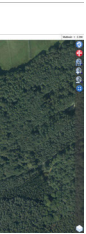
rend die Aktivitäten (zirkuläre Wertschöpfung, kollektive Wohneinheiten, offene Werkstätten, usw.) die gleichen bleiben, wird das Narrativ der Autarkie umgekehrt. Nicht mehr die Gemeinschaft möchte autark sein, sondern sie erkennt, dass sie Teil eines geschlossenen Ökosystems „Erde“ ist, das jedoch autark im Welt- raum überleben muss.

Zukunftsforschung

Der Gedanke der Zukunftsforschung, wie er bereits in der Nutzung des Geländes durch das ZMTW angedacht war, wird von den neuen Pächter:innen fortgesetzt. Auch unterscheiden sich die Kernthemen nicht allzu sehr voneinander. Beide Projekte gehen von einer Wechselwirkung zwischen Mensch und Natur aus und wollen auf dieser Erkenntnis aufbauen, um positiv in die Zukunft hineinzuwirken. In ihren Ansätzen unterscheiden sich die Vorhaben jedoch grundsätzlich: Während das ZMTW, hervorgegangen aus dem akademischen Umfeld der Bionikforschung, versucht durch wissenschaftliche Wissensvermittlung das Bewusstsein für Umweltthemen zu schärfen und die Besuchenden des Zentrums museumsgleich belehrt und zu Zuschauenden macht, wird bei WBZ vor allem der partizipative und projektorientierte Gedanke deutlich. Es steht nicht mehr die Top-down-Wissenshierarchie und der Anspruch, die Besuchenden „zu erziehen“, im Vordergrund.

Stattdessen ist in dem projektorientierten Ansatz von WBZ ein genereller epistemologischer Shift zu erkennen: Die Besuchenden sollen zu Teilnehmenden werden. Der hegemoniale Bereich der Wissenschaft wird ergänzt durch kreative und teilhabebasierte Konzepte. Im Prototyping für neue Wohnformen und nachhaltiges Bauen betont die Gemeinschaft das Machen als bevorzugte Form der Wissensproduktion. Dadurch bekommt ein praktisches Wissen den gleichen Stellenwert wie wissenschaftliche Erkenntnisse und erzeugt eine Umkehr gewohnter Wissensordnungen. „Zukunft“ wird hier nicht top-down „erforscht“, sondern bottom-up „gebaut“. Verfolgt wird ein Modell der Selbstverwaltung, bei dem eine Gemeinschaft die politische und fachliche Kontrolle über ihre Infrastrukturen zumindest bis zu einem gewissen Grad übernimmt (Corsín Jiménez 2014; Cardullo et al. 2018). Dieses soziale Experiment ist hier im ländlichen Raum Mecklenburg-Vorpommerns, wo wesentliche Infrastrukturen erst noch aufgebaut werden, denkbar.

Ein solcher teilhabeorientierter Ansatz für technologisches, urbanes Experimentieren im ländlichen Raum ist kein Einzel-



fall. Seit Beginn der 2010er Jahre haben sich Making-Initiativen und Projektgemeinschaften des Selbermachens vermehrt erst im städtischen Umfeld, dann auch im ländlichen Raum gegründet (Dähner et al. 2019; Burke et al. 2019; Sipos/Franzl 2020). Diese Entwicklung sehen Burke et al. als eine Graswurzelbewegung ökosozial interessierter „Kundschafter einer neuen Lebensweise“ (Burke et al. 2019). Die „Kunde“, die die Kundschafter:innen verbreiten, wurzeln jedoch häufig in pragmatischen und paternalistischen Diskursen und Praktiken, wie Cardullo et al. (2018) in einer Studie zu Reallaboren aufzeigen. Die dominante Erzählung vom Rückgewinn der Kontrolle und politischer Steuerung ist eng verbunden mit der Produktion einer Kreativwirtschaft (ebd.). Darin offenbart sich unter anderem ein neoliberales Freiheitsdispositiv, das die Verantwortung für einen gesellschaftlichen Wandel an das Individuum (das Selbst) auslagert und Formen der Kritik als Chance vereinnahmt. Doch genau das, das Selbst-in-die-Hand-Nehmen, sehen die Projektgemeinschaften als (letztes) Mittel der Wahl, um eine drohende Klimakatastrophe abzuwenden.

Die Gemeinschaft

Mit der Gründung einer Genossenschaft reagiert WBZ auf die gegenwärtigen Erfahrungen der Klimakrise. Das Grundstück dient der Gemeinschaft als Experimentierfläche und ist Knotenpunkt für Interventionen in der Region. Im Zeitraum meiner Untersuchung (2019–2022) finden viele Vernetzungstreffen und Workshops statt, unter anderem wird ein Vorhaben angestoßen, bei dem mithilfe von Fundraising und der Unterstützung der umliegenden Gemeinden eine Elektro-Carsharing-Station an der Autobahnabfahrt gebaut werden soll, um die Mobilität in der Region zu ermöglichen. Es ist eines von vielen parallel laufenden Projekten, das in den Arbeitsgruppen erarbeitet wird. Denn zu der Intervention in die Umgebung gehört auch eine Intervention in die eigenen etablierten sozialen Strukturen.

Als Gemeinschaft organisieren sie sich soziokratisch, das heißt in „Wirkungskreisen“, in denen Problemstellungen in kleineren Gruppen bearbeitet und dann der Gemeinschaft in regelmäßigen Reflexionstreffen präsentiert werden. Dadurch würden die gewohnten Hierarchien aufgebrochen werden, so Aurèle, wobei es dennoch hierarchische Strukturen gebe, sie würden sie jedoch Motivations- oder Kompetenzhierarchien nennen (Gesprächsnotiz, Niekritz, 17.8.2019). Spannend könne man das jetzt gerade am Waldgarten beobachten. Es habe Geld von der Lotterie gegeben. Es wäre sogar genug, um eine volle Stelle zu bezahlen. Aber niemand

wisse, was jetzt passieren würde, wer welche Aufgabe übernimmt, wer Geld bekommt, welche sozialen Dynamiken sich dabei ergäben, so Aurèle (Gesprächsnotiz, Nieklitz, 17.8.2019).

Die Soziokratie⁷ als Form agiler und resilienter Selbstorganisation ist ein Baukasten für die alternative Organisation von Gemeinschaften. Design und die damit assoziierten Konzepte wie Innovation, Kreativität, Projektorientiertheit und geplante Idiosynkrasie bilden hier die Werkzeuge eines gesellschaftlichen Umdenkens. Sie werden von den Projektgemeinschaften, aber auch von der Kommunalpolitik herangezogen, doch die Werkzeuge generieren keine Lösungen für soziale Probleme. Es bleibt ein Idealmodell, weshalb WBZ es in der Anwendung ständig hinterfragen und anpassen würde, erzählt mir Aurèle (Gesprächsnotiz, Nieklitz, 17.8.2019). Dabei erschaffen sie die Figur eines kreativen Selbst, das den ökosozialen Wandel nur durch das eigene Tun voranbringen kann.

Anforderungsprofil DIY

Das Haupthaus von WBZ, in dem das ehemalige Besucherzentrum des ZMTW untergebracht war, ist wabenförmig aufgebaut. Eine lehmverputzte Wand in der Eingangshalle, in die Flaschen eingelassen sind, unterstreicht den eigenwilligen Charakter. An einem Aufsteller aus Pappe ist eine Karte angebracht. Sie zeigt eine Übersicht über das Gelände. Die Orte tragen Namen wie Tiny Ville, Brückenhaus, Outdoordusche, Open Island oder Lummerland. In einer Ecke steht das Modell eines Abwassersystems, ein buntes Schild betitelt es als „Showerloop“ und wirbt für Spenden. An den Wänden gibt es Wegweiser, die in das Innere des Gebäudes führen, auch sie tragen eigenwillige Bezeichnungen. Ich folge dem Wegweiser zum „Lummerland“ und betrete einen ebenfalls wabenförmigen Raum.

An drei der sechs Wände reicht eine Architektur bis unter die Decke. Sie ist zweistöckig, aus Restholz collagenartig zusammengesetzt und hat mehrere Eingänge und Fenster, die zu Schlafkojen führen. Keine gleicht der anderen. Doch ihr Anblick steht im starken Kontrast zu der Szene, die sich vor mir abspielt. Zwei Personen sitzen auf Sofas vor ihren Laptops, ihre Gesichter sind blau ausgeleuchtet von den Displays. „Die Welt zu verändern“ oder „Zukunft zu bauen“, wie es auf der Website hieß, folgt einem business as usual, wie ich es in jedem städtischen Coworking-Space antreffe. In diesem Moment, meiner ersten Begegnung mit der Gemeinschaft und im Anblick der blauen Gesichter frage ich mich: Was genau suche ich hier eigentlich und was hat das hier mit Zu-

7 Soziokratie ist eine Organisationsform für die agile und resiliente Selbstorganisation von Gruppen (<https://socio-cracv30.org/>, abgerufen am 23.8.2022). Typische Merkmale sind die Bildung von Arbeitsgruppen, regelmäßige Reflexionstreffen und die Entscheidungsfindung nach dem Konsensprinzip (<https://wirbauenzukunft.de/organisationsstruktur/>, abgerufen am 23.8.2022).

kunft zu tun? Ich stelle mein Vorhaben generell in Frage. Erst später kann ich diesen Moment als notwendige Irritation einordnen: Ich bin einer Idee gefolgt und treffe hier auf ihre Materialisierung, wie sie sich real vollzieht.



Abb. 88: Die Schlafkojen im Lummerland.

Selbermachen ist hier, wie ich später verstehen werde, mehr als ein orchestriertes Happening technophiler Tüftler, viel eher ist es ein gesellschaftliches Anforderungsprofil. Alle Bereiche in Kultur und Gesellschaft, die einst als „außerhalb“ der Wirtschaft betrachtet wurden, werden nun umgestaltet, produktiv und verwertbar gemacht (Reckwitz [1995] 2019; Bröckling et al. 2000; Prinz/Wuggenig 2007; Cramer 2019). In der politischen Ökonomie des Neoliberalismus werden nicht nur soziale Bereiche ökonomisch neu kodiert, sondern wird auch das Individuum selbst als wirtschaftlich produktiv angesehen (Mukherjee/Banet-Weiser 2012, 9). Die Betonung liegt dabei auf dem „Selbst“. Denn als Konsequenz daraus, dass in einer marktorientierten Gesellschaft die Rechte und Freiheiten des Einzelnen durch den Markt geregelt werden und weniger durch den Staat, ist das „Selbst“ die Schlüsselfigur einer spätmodernen Gesellschaft (Bröckling 2007).

Übertragen auf die Aktivitäten der Projektgemeinschaften steckt darin eine fundamentale Kritik. Es ist der Vorwurf, auf dem Weg in eine Postwachstumsgesellschaft die wachstumsorientierten Logiken des Marktes zu reproduzieren. DIY, etwas-selbst-machen, ist zugleich Lifestyle, Produkt, konsumierbare Kritik, aber auch Überzeugung und sozialer Anspruch, und so positivistisch, wie die Maker-Bewegung mit ihrer Hands-on-Anpackermentalität

8 Die antikapitalistische Künstlerkritik des vergangenen Jahrhunderts ist in einem „neoromantischen Arbeits- und Berufsmodell aufgegangen, das befriedigende Arbeit mit kreativer Arbeit gleichsetzt“ (Reckwitz 2012, 142). Gegenkulturelle Tendenzen waren einerseits durch die Befriedigung „expressiver Tätigkeiten und eines ästhetischen Lebensstils“ motiviert, kämpften aber andererseits mit gesellschaftlicher Diskreditierung (ebd., 344). In der Spätmoderne beobachtet Reckwitz nun eine Synthese von affektiver Befriedigung und sozialer Akzeptanz in einem allgemein erwünschten, geradezu obligatorischen kreativ-ästhetischen Lebensstil (ebd.).

häufig dargestellt wird, so stark wird sie auch genau dafür kritisiert. Denn das Selbermachen ist zugleich Ausdruck des bürgerlichen Leistungsethos „sich-selbst-zu-machen“. Dabei rücken kreativer Protest und Kreativwirtschaft eng zusammen.⁸ Dennoch, oder gerade deswegen, ist die Befähigung zum Selbermachen auf der Suche nach Wirksamkeit angesichts akkumulierender Krisen ein treibender Motivator, der Gemeinschaften wie WBZ zusammenbringt.

Showerloop

Die Notwendigkeit zum Wirtschaften ist auch hier gegeben. Eine bloße Reduzierung auf eine Kapitalakkumulation würde den Akteur:innen aber nicht gerecht werden, zumal die meisten Projekte für ihr finanzielles Bestehen bereit sind, viele Kompromisse einzugehen. Sichtbar wird das etwa anhand des „Showerloops“, der in der Eingangshalle steht. Es ist die technische Entwicklung eines Duschkreislaufs, mit dem der Wasserverbrauch reduziert werden kann, da benutztes Wasser direkt gefiltert und wiederverwertet wird. Wie das Ganze funktionieren soll, zeigt das Modell. Es verdeutlicht, dass es technisch möglich ist, einfach und effektiv Wasser zu sparen. Die auffälligen, handgemalten Schilder verraten hingegen, dass jedoch eine Finanzierung fehlt, um das Projekt vollständig zu realisieren.



Abb. 89: Prototyp eines Showerloop im Eingangsbereich, der für Spenden wirbt.

Zwischen der Vision und seiner Realisierung steht hier nicht fehlendes Know-how, sondern Geld, was auf kreative Weise, durch „Crowdfunding“, lustige Werbesprüche und eine aufmerksamkeitsregende Typografie kreativ gelöst wird. Gerade das Aushandeln von Widersprüchen zwischen einem moralischen, ökosensiblen Anspruch und der ökonomischen Anforderung in der Realisierung hat sich die Gemeinschaft zur Kernaufgabe gemacht.

Wie Reckwitz (2019) und Florida (2006) betonen, ist der gesellschaftliche Wandel in erster Linie ein kultureller, bei dem das Streben nach einem kreativen Lebensstil im Mittelpunkt steht.⁹ Doch die Gemeinschaften zeigen, dass in Reaktion auf eine gegenwärtige gesellschaftliche Verunsicherung eine bloße Kritik am Konzept des unternehmerischen, kreativen Selbst nicht mehr als Erklärung ausreicht.

Das Selbst versucht, sich mit kreativen Mitteln auf einen Wandel einzustellen, der zwar marktwirtschaftliche Konsequenzen haben wird, jedoch von „außen“ kommt und wie auch die zunehmenden Extremwetterlagen unvorhersehbar ist. Kreativität, als Ausdruck von Selbstwirksamkeit und einst eine vielversprechende Rettung gegen die Affektarmut der Moderne, wird in der Spätmoderne zur gesellschaftlichen Notwendigkeit (Reckwitz 2013, 343). Damit ist die Kreativität in eine Sackgasse geraten, in der ursprüngliche Strategien des Widerstands für wirtschaftliche Zwecke wie „brand aid“ oder „shopping for change“-Kampagnen vereinnahmt werden (Mukherjee/Banet-Weiser 2012, 2). Doch die Wirksamkeit des Selbst steht hier weit vor unternehmerischen Zielen. Mit der Bewerbung des „Showerloops“ versucht die Gemeinschaft ihr Projekt zu realisieren. Inwiefern dahinter eine Absicht zur Skalierung für den Verkauf steht, bleibt offen.

Es geht mir nicht darum, den Widerspruch (konzeptuell) aufzulösen oder zu bewerten. Mit dem Modell positioniert sich WBZ zunächst als Akteurin des Wandels, die versucht, durch Selbstbaulösungen eine kommende Krise der Wasserknappheit zu antizipieren. Die Transformation der Gesellschaft hin zu einer nachhaltigen Zukunft und die blauen Gesichter vor den Laptops, sich lümmelnd auf einem Sofa, kommen in der Beobachtung der Maker-Bewegung zusammen. Sie stehen nicht im Widerspruch, sondern schaffen ein gängiges Bild einer kreativen Zukunft, in der das projektorientierte Arbeiten, Konzepte der Nachhaltigkeit und die Betonung des Selbst in einem gemeinsamen Ziel zusammengefasst sind. Daher ist es besonders interessant, genauer hinzuschauen, was hier tatsächlich passiert und wie mit den Widersprüchen eines ökosozialen Wandels in einer marktwirtschaftlich geprägten Gesellschaft umgegangen wird.

Den eigenen Lebenstraum gestalten

Wie wirkt das Selbst durch DIY? Wie hängen Selbermachen, ökosoziale Transformation und eine Ästhetisierung der Gesellschaft zusammen? Und wie werden bestehende Ambivalenzen – aus *doing* und *saying*, Wunschdenken und Realpolitik, Kreativwirtschaft

⁹ Während Florida die „kreative Klasse“ einführt und die Planung der kreativen Stadt zur Sicherung des Wirtschaftswachstums affirmativ propagiert (Florida 2006, 24), kritisiert Reckwitz die kontinuierliche Entwicklung einer gesellschaftlichen Ästhetisierung aus ökonomischem Verwertungszwang (Reckwitz 2012, 304). Für Reckwitz hat ein solcher Prozess der Ästhetisierung bereits im späten 19. Jahrhundert begonnen und war zunächst eine Reaktion auf die „Dominanz des Industriekapitalismus“ (ebd., 149). Durch einen Lebensstil, der „auf ästhetische Wahrnehmung, Erfahrung und Selbstgestaltung“ (Reckwitz 2012, 320) ausgerichtet war, wurde eine Kritik an der herrschenden Ordnung und eine Kritik am Establishment demonstriert. Allerdings wurde dieser Wunsch nach individueller Selbstentfaltung und kreativem Ausdruck in der Spätmoderne als Markt erkannt.

und kreativem Protest – verhandelt? Wieso ist gerade in der spätmodernen Gesellschaft das DIY ein Schlüsselkonzept bzw. sogar eine geforderte Schlüsselkompetenz? Und welche anderen Perspektiven auf das kreative Selbst als Akteur:in des Wandels werden womöglich noch übersehen? In diesem Abschnitt werde ich diese Fragen anhand einer Detailbetrachtung aus dem Feld diskutieren. Dafür schaue ich mir den Workshop „Lebensträume gestalten“ genauer an, an dem ich während meines Aufenthalts bei WBZ teilgenommen habe.

Der Workshop trägt den Titel „Lebensträume gestalten“. Darin vereinen sich gleich mehrere Anknüpfungspunkte, die den Workshop als Untersuchungsgegenstand und Diskussionsgrundlage interessant machen. (1) Der Workshop ist als soziomaterielles Arrangement ein Prototyp, in dem Menschen mit unterschiedlichen Hintergründen während eines begrenzten Zeitraums zusammenkommen, um etwas zu erarbeiten. In diesem Fall ist es ein Workshop, der sich als Angebot an Interessierte von außen richtet. (2) Es geht um den Lebensraum und damit eine wünschenswerte Vorstellung, wie das eigene Leben zukünftig sein könnte. (3) Durch kreative Praktiken der Gestaltung soll der eigene Traum eine Form (Gestalt) annehmen und real werden. Das sind drei aufschlussreiche Punkte, die den Workshop als Schlüsselmoment kennzeichnen. An ihm kann ich exemplarisch und im Detail besprechen, wie mit den spätmodernen, gesellschaftlichen Widersprüchen umgegangen wird bzw. wie sie sich zeigen. Denn ein weiterer Punkt kommt noch hinzu.

In der Beschreibung des Workshops wird deutlich, dass hier mit „Lebensraum“ die „eigene“ Zukunftsaussicht gemeint ist. Der Ausschreibung nach geht es in dem „intensiven, viertägigen hands-on-retreat“ darum, den „eigenen, innovativen Lebensraum“ zu entwickeln. Dafür werden „Tools und Infos aus den Bereichen Permakultur, nachhaltiges Bauen sowie Yoga an die Hand gegeben“¹⁰. Es ist das Selbst, das in diesem Workshop lernen darf, seine Situation in eine bevorzugte zu verändern, wie Simon das gestalterische Kernmotiv des Design fasst. Die Spannungen sozial und körperlich verankerter Routinen, die das kreative Selbst dabei im Selbermachen von Zukünften erfährt, werde ich mithilfe dieses Workshops auslegen.

Dafür nehme ich zunächst „den Workshop“ näher in den Blick, in dem der Lebensraum Gestalt annehmen soll. Ich zeige auf, was den Workshop zu einem prototypischen Ereignis macht (Wilkie/Michael 2015, 29), in dem der Lebensraum entstehen kann, und wie hier Gegenstände und Praktiken in einer organisierten, rou-

10 Online Einladung zum Workshop, <https://wirbauenzukunft.de/lebensraeume-gestalten/>, abgerufen am 20.12.2023.

tinierten Weise zusammenkommen, um neues Wissen – einen Lebenstraum – zu produzieren. Dafür gehe ich auch der Frage nach, wie der kreative Workshop, als Ort kultureller Produktion, zusammenpasst mit dem Konzept des Zukunftslabors, das sich zumindest namentlich an der Geschichte des scientific laboratory orientiert.

Im Raum ankommen

Am Morgen des ersten Workshoptags treffen wir uns mit allen Teilnehmenden und Workshopleitern im Seminarraum. Er ist mit Teppich ausgelegt ist, wir sitzen im Kreis auf Stühlen oder Kissen, die Schuhe haben wir am Eingang gelassen. Das Deckenlicht ist gedimmt, das meiste Licht fällt durch die großen Fenster ein, die vom Boden bis an die Decke der fünf Meter hohen wabenförmigen Räume reichen. Dass wir hier nicht nur „über“ den eigenen Lebenstraum sprechen, sondern den Lebenstraum auch körperlich erleben sollen, wird spürbar, als ein Gong ertönt. Mit dem Gong „lädt“ uns Aurèle „ein“, für einen Moment innezuhalten und „im Raum anzukommen“. Mit dem vibrierenden und raumfüllenden Ton kehrt Ruhe ein.

Es wird deutlich spürbar, wie die Aufregung im Raum sich legt. In der Entschleunigung sieht Stengers (2005) die Chance, dafür sensibel zu werden, welche verschiedenartigen Möglichkeiten in einem Ereignis liegen. Im Moment des „Ankommens“ und der Ruhe bemerke ich, dass sich hier gewissermaßen mehrere Forschungsvorhaben überlagern. Da ist mein eigenes, die Beobachtung einer Maker Community. Denn schließlich ist das der Grund, weshalb ich hier in dieser Runde sitze. Gleichzeitig bin ich aber auch Teilnehmerin des Workshops und damit Teil des sozialen Experiments WBZ. Der Workshop verfolgt ein eigenes Forschungsinteresse, „Zukunft zu bauen“, und auch die anderen Teilnehmenden links und rechts neben mir sitzen hier mit der Absicht, neues Wissen zu entwickeln. Auch sie lassen sich auf das experimentelle Setup ein, versuchen eine angenehme Position auf den Stühlen zu finden, die Abwesenheit des Handys zu akzeptieren und einem Gong „in einen anderen Raum“ zu folgen.

Mit dem Workshop verfolgen die Leiter eine eigene Agenda der Wissensproduktion, gleichzeitig zu meiner. Der Workshop ist ein kreatives, prototypisches Ereignis oder, um es mit den Worten Wilkies und Michaels (2015, 29 f.) zu sagen, ist er ein Designevent. Wilkie zufolge kann das Designevent als ein konstruiertes und konstruierendes (synthetisches) Ereignis verstanden werden. Mit seinem Arrangement werden sowohl ein Problem als auch die

Parameter zu dessen Lösung gesetzt, wie auch das Prototyping von Artefakten durch dessen Werkzeuge bestimmt wird. Das Event des Workshops besteht an diesem Morgen aus der erfinde- rischen Anordnung von Stühlen, die in einem Kreis stehen, einem roten Teppichboden, dem Blick ins Grüne, gedimmtem Licht und einer Klangschale.

Mit den Eindrücken und in dem Moment der Ruhe werden erste Weichen für den „Lebenstraum“ gelegt, der sich hier beginnt zu formen (im Sinne eines „come into being“, Wilkie/Farías 2015, 5). Denn noch eine weitere Qualität liegt laut Stengers in dem Mo- ment der Ruhe. Für sie ist es die Möglichkeit, das eigene Selbst- verständnis in Frage zu stellen, mit dem wir uns ermächtigen, den Sinn dessen, was wir wissen, zu besitzen. In ihrem Cosmopolitical Proposal fordert sie daher eine „Verlangsamung, ohne die es keine Schöpfung geben kann“¹¹ (Stengers 2005, 1003). Ruhe ist für Stengers Voraussetzung eines kosmischen Erkenntniswegs. Was kann ich also, wenn ich mich auf das synthetische Ereignis – die Synthese aus Gegenständen, Übungen, Abwesenheiten – einlasse und „im Raum des Workshops ankomme“, über den Lebenstraum erfahren?

¹¹ Eigene Übersetzung, Originaltext: „slowing down without which there can be no creation“.



Abb. 90: Wir sitzen im Stuhlkreis. Unter meinem Stuhl habe ich griffbereit eine Kamera liegen. Ich mache mir Notizen, wie ein anderer Teilnehmer neben mir auch. Dabei werden wir fotografiert.

Die Raumfee

Mit dem Verklingen des Gongs öffne ich wieder meine Augen. Ich habe die Füße angezogen, mümmle auf meinem Stuhl. Der Lebenstraum fühlt sich angenehm und behaglich an. Durch die Fenster blicke ich ins wilde Grün aus Bäumen, Sträuchern und Blumen. Wir sind umgeben von einem dichten, blühenden Gar-

ten. Ich fühle mich geborgen, weit weg von meinem städtischen, durchorganisierten Alltag. Die Idee einer „anderen Welt“ fühlt sich in diesem Moment sehr real und greifbar an. Ich lasse meinen Blick schweifen und verharre schließlich in der Mitte des Raums. Dort steht eine Vase mit einem üppigen Strauß an Blumen, Gräsern und Ästen, den die „Raumfee“ am Morgen noch gepfückt hatte. Das Amt der Raumfee war eines unter vielen,¹² das am Tag zuvor in der ersten Kennenlernrunde vergeben wurde.



Abb. 91: Bild von Blumenstrauß, den die Raumfee für den Workshop gepfückt hat, am Boden Drahtmodelle.

Im morgendlichen Sitzkreis sind wir neunzehn Teilnehmende und vier Workshopleiter. Im Kreis sitzen unter anderem ein Mitarbeiter einer Hamburger Klimaschutzstiftung, eine Abiturientin aus Süddeutschland, die mit dem Fahrrad unterwegs ist, ein deutsch-kolumbianischer Umwelt- und Verfahrenstechniker, der sich für *off-grid mindsets* begeistert, eine niederländische Beraterin aus einem Berliner Start-up, eine junge Aussteigerfamilie auf dem Weg zur Selbstversorgung und eine Montessori-Pädagogin. Die Gruppe vereint unterschiedliche Hintergründe und Interessen. Im Zukunftslabor kommen und gehen Leute, sie bringen ihre eigene Biografie, ihre Interessen und Wertevorstellungen mit, eine „Raumfee“ ist jedoch nicht dabei.

Bis hierhin hatte ich keine Vorstellung davon, worin der Aufgabenbereich einer Raumfee bestehen könnte. Das *inventing* der Raumfee war nicht nur ein geschickter Einfall, um für eine gemütliche Raumatmosphäre zu sorgen, sondern auch Teil der Reorganisation gewohnter sozialer Muster. Im Zukunftslabor, als einer Spielart des Reallabors, werden durch eine gezielte Veränderung von bekannten Strukturen, wie hier dem Einführen neuer Aufgaben und Gewohnheiten, gewohnte Handlungsmuster aufgebrochen.¹³ Dadurch entsteht in der experimentellen Versuchsanordnung des Workshops auf kreative und spielerische Weise neues

12 Neben der Aufgabe der Raumfee gab es auch die Caretaker:in, die sich darum kümmert, dass es allen gut geht, und ab und an für kleine Aufmerksamkeiten sorgt, oder die Aufgabe der Timekeeper:in, die die Zeit im Blick behalten und zum Mittagessen läuten sollte.

13 Die Veränderung von Gewohnheiten, Routinen, Praktiken, Prioritäten

usw. geht mit einer Veränderung von physischen Strukturen einher, etwa von Räumen oder auch Artefakten (Schäpke et al. 2017, 11). Nach Schäpke et al. kann dadurch ein „robustes, gesellschaftlich akzeptiertes Wissen zur Lösung realweltlicher Probleme“ (ebd., 1) geschaffen werden.

Handlungswissen: Mit dem Lebenstraum wird prototypisch ein Leben im Tiny House imaginiert, mit einem Garten, in dem allerlei Lebewesen im symbiotischen Miteinander koexistieren, und einem Selbst, das bewusst und ausgeglichen im Körper ruht.

Störfaktor Außenwelt

Zum kreativen Ansatz des Workshops gehört auch das bewusste Zulassen von Störfaktoren: In der Kennenlernrunde offenbare ich meine Doppelrolle als Teilnehmerin und Beobachterin. Im Vorhinein war ich in Gedanken allerlei Szenarien durchgegangen, wie ich meine Doppelrolle kommunizieren soll und mit welchen möglichen Reaktionen ich zu rechnen habe. Meine größte Befürchtung lag darin, den sicheren Raum und die Atmosphäre des Workshops zu stören und durch meine Anwesenheit Unbehagen zu erzeugen. Ich entscheide mich dennoch für eine größtmögliche Transparenz und lege meine eigenen Überlegungen und Unsicherheiten offen (Ingold 2013, 4 f.). Ich bin überrascht, wie gut das *Outing* aufgenommen wird. Abgesehen von ein paar ersten musternden Blicken der anderen Teilnehmenden, erlebe ich vor allem Neugierde. In der Pause muss ich mich daher allerlei interessierten Fragen stellen, was ich genau tue, wie das funktioniert und was ich schon herausgefunden habe. Gerade auf diesen Punkt der Neugierde werde ich später noch näher eingehen, weil hier ein Schlüsselmoment der urbanen Zukunftslabore liegt: das Vereinnahmen von Kritik.



Abb. 92: Während ich dokumentiere, werde auch ich dokumentiert.

Wie sich bereits am Beispiel der Raumfee gezeigt hat, werden im Workshop gezielt bestehende Konventionen destabilisiert. Ein solches ergebnisoffenes Herumspielen mit sozialen Beziehungen sehen Kimbell und Bailey (2017) emblematisch für einen neuen Geist des Kapitalismus. Zwar beziehen sie sich in ihrer Untersuchung auf das *policy-making* und den Umgang mit *public issues* ausgehend von Regierungen – aber auch auf der Gegenseite¹⁴, den Nichtregierungsorganisationen wie WBZ, zeigt sich ein kreativer, adaptiver und provisorischer Umgang mit öffentlichen Angelegenheiten (ebd., 218). Selbstinitiierte Zukunftslabore wie WBZ formulieren einen eigenen Vorschlag für eine nachhaltige, urbane Zukunft. Kritik, realpolitische Herausforderungen oder soziale Störfaktoren wie ich werden im Zukunftslabor als konkrete Chance gesehen, die eigenen Prozesse zu verbessern (ebd., 210). Die Spannungen, die dabei auftreten, werde ich im Folgenden diskutieren. Dafür gehe ich auf drei Situationen aus dem Workshop näher ein: einen Baum pflanzen, Linsen sortieren, eine Vision zeichnen.

¹⁴ Das „Gegen“ bezieht sich hier nicht auf eine antagonistische Haltung zu den Absichten der Regierung, sondern die organisatorische Gegenseite der selbstverwalteten Bürgerbeteiligung.

Einen Baum pflanzen

„Am Nachmittag werden wir einen Baum pflanzen“, teilt uns Robin, einer der Workshopleiter, mit, als wir am Morgen wieder im Seminarraum sitzen. Nun bekommen wir aber erst einmal einen Input zur Permakultur, wie man einen Garten anlegt und wie auch in der Stadt Prinzipien der Permakultur umgesetzt werden können – auf dem eigenen Balkon, auf dem Dach, auf Baumscheiben oder in Hausnischen. Die Fotos und Geschichten, die uns der Workshopleiter erzählt, stimulieren unsere Fantasie. Von Zeit zu Zeit schwellen die Gespräche an, die Lautstärke im Raum hebt sich und verstummt wieder, wenn der Workshopleiter zum nächsten Punkt seines Vortrags übergeht. In einer Powerpoint-Präsentation bekommen wir Folie für Folie und mithilfe von Fotos und Diagrammen veranschaulicht, was Nachhaltigkeit ist.

Kreisdiagramme

Auf einer Folie sind drei farbige Kreise abgebildet, die sich überlappen. In ihnen stehen die Begriffe Ökologie, Ökonomie und Soziales, daneben ein Zitat der „Weltkommission für Umwelt und Entwicklung“ von 1987: „Nachhaltige Entwicklung ist eine Entwicklung, die die Bedürfnisse der aktuellen Generation deckt, ohne die Möglichkeit zukünftiger Generationen, ihre Bedürfnisse erfüllen zu können“. Sowohl ökologisches, ökonomisches wie auch soziales Handeln ist laut der Kommission und laut Robin in der

Verantwortung, seine Konsequenzen mitzudenken. Am ehesten sieht er diese Möglichkeit in den Prinzipien der Permakultur realisiert, die er in der Schnittmenge der Kreise versteht.

Auf den nächsten Folien lernen wir dann, was das Prinzip Permakultur ist – „Jedes Element oder Teilbereich erfüllt mehrere Funktionen. Jede Funktion wird durch mehrere Elemente oder Teilbereiche abgedeckt.“ – und wir bekommen Einblicke in die Arbeit von Robin.¹⁵ Er ist studierter Ökolandbauer und hat hier bei WBZ einen Waldgarten nach den Prinzipien der Permakultur angelegt, was Teil seiner Masterarbeit war. Der Input ist umfangreich, er vermittelt nicht nur das Konzept nachhaltiger Wertschöpfung, sondern auch ganz viel Hintergrundwissen darüber, was Subsistenz- und Suffizienzstrategien sind, über den heat-urban-island-Effekt, urbanen Metabolismus, cradle-to-cradle und Postwachstum.

15 Die Quellen aus dem Vortrag habe ich nicht überprüft. Sie gehören zur Realität, die im Workshop aufgebaut wird.

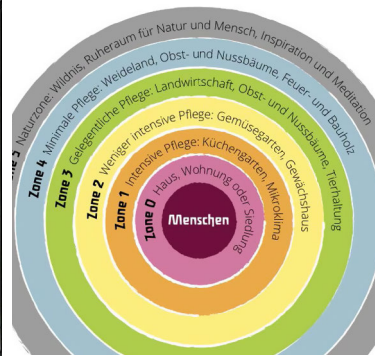
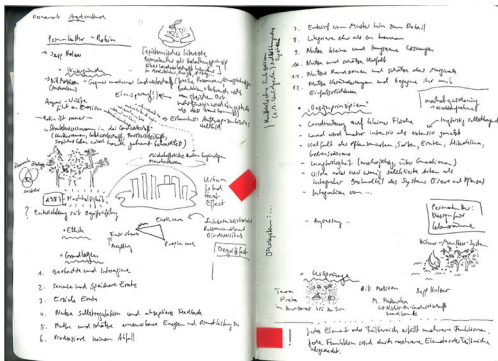


Abb. 93/94: Von mir skizzierte Modelle zum Thema Permakultur in meinem Notizbuch, entstanden während eines Input-Vortrags. Das Zonenmodell für den Aufbau eines Waldgarten. In der Mitte steht der Mensch.

Angeregt diskutieren die Teilnehmenden mit und stellen Rückfragen. Robin zeigt uns ein weiteres Kreisdiagramm. Im Zentrum der sieben Kreise steht „der Mensch“. Eine Teilnehmerin kommentiert: „Warum steht der Mensch in der Mitte, ich dachte, es geht um Symbiose. Ich suche nach Modellen, die anders sind, bei denen der Mensch mal nicht mehr im Mittelpunkt steht.“ Robin antwortet: „Das ist eine sehr gute Beobachtung. Wir sind keine Jäger und Sammler mehr, wir gestalten immer auch unsere Umwelt. Um das bewusst besser zu machen, müssen wir bei uns selbst anfangen, anstatt die Verantwortung abzugeben“. Damit gibt sich die Teilnehmerin zufrieden. Es ist auffällig, wie gewohnt und vertraut das Debattieren über einen gesellschaftlichen Wandel ist. Im *performed knowledge* dieses Vormittags, wie Hirschauer das implizit gezeigte Wissen bezeichnet (Hirschauer 2016, 981), zeigt sich eine

ausgeprägte, etablierte und kultivierte Debattenkultur. Durch ihr Handeln zeigen die Teilnehmenden, was für eine Gesellschaft sie herstellen wollen.

Die Konzepte von Permakultur und Nachhaltigkeit scheinen größtenteils bekannt zu sein, dabei hat in dieser Runde bis auf die Workshopleiter eigentlich niemand eine professionelle Ausbildung in diesem Feld. Umso erstaunter und auch beeindruckter bin ich, wie viel Wissen bereits in der Gruppe der Teilnehmenden vorhanden zu sein scheint. Dabei bedeutet ein umfangreiches Wissen über Nachhaltigkeitsstrategien nicht, auch gleich Handlungswissen für die Anwendung davon zu haben. Krämer unterscheidet eine „bewusst-reflexive, wissenschaftliche Einstellung zur Welt“ von einem „pragmatisch reflexiven Weltzugewandtheitsein“ (Krämer 2014, 117). Damit betont er, dass es nicht das Gleiche sein muss, was wir über die Welt zu wissen zu meinen und wie wir der Welt begegnen.

Nachhaltigkeit tun (doing sustainability)

Sagen und Tun befinden sich jedoch in einem Abhängigkeitsverhältnis. Es ist ein „Bezugssystem von Aktivitäten und Äußerungen, das die Gegenwart prozesshaft hervorbringt“, so Krämer (2014, 117). Akteur:innen bringen die Gegenwart durch ihr Sprechen und ihr Tun unter Anstrengung und immer wieder neu hervor (Krämer 2014, 117), wobei praxistheoretisch gesehen auch das Sprechen zuallererst eine körperliche Handlung ist, in der sich Kopf und Hände bewegen (Schatzki 2002, 72). Gegenwart erzeugen die Akteur:innen durch das wiederholte und routinierte Aufführen von Praktiken. Wenn wir hier im Seminarraum sitzen und von einer nachhaltigen Gesellschaft sprechen, uns mithilfe von Diagrammen und Bildern verdeutlichen, wie diese aussehen könnte, uns vorstellen, wie eine Stadt zu einem großen Garten mit Solarpaneelen und Windrädern werden könnte, dann wird aber vor allem eins deutlich: Es geht gerade nicht um das Stabilisieren von Gegenwart durch das Wieder-und-wieder-Aufführen von Routinen. Stattdessen geht es um neue Entwürfe für die Zukunft, ein imaginiertes Wie-es-einmal-werden-soll und eine Kritik an den bestehenden Praktiken.

Nachhaltigkeit ist ein Projekt, das auf die Zukunft ausgerichtet ist und ein gegenwärtiges, spätmodernes Immer-weiter-so kritisiert (Sommer/Welzer 2017). Das, was wir daher im Workshop und gerade hier sitzend im Seminarraum machen, ist der Versuch, zukünftige „ways of doing“ (Hirschauer 2016, 46) in der Gegenwart vorzustrukturieren. Ein *doing sustainability* fordert zwar ein

16 „Doing“ ist ein Konzept, das vor allem durch die Ethnomethodologie von Garfinkel (1984 [1967]) geprägt wurde. Mit dem Konzept des „doing“ werden „vermeintlich eindeutige Phänomene wie Geschlecht, Erwerbsarbeit oder Kreativität [...] in ihrer situativen und kontextuellen Bedingtheit rekonstruiert. Sie erscheinen als Resultate fortlaufender Praktiken.“ (Krämer 2014, 116) Das Konzept des „doing“ geht also davon aus, dass gesellschaftliche Vorstellungen konstruiert sind und sie durch Handlungen, Verhalten und Tun gesellschaftlich stabilisiert werden.

17 Hier überschneiden sich neoliberale und nachhaltige Strategien, die beide von einer grundsätzlichen Destabilisierung gegenwärtiger Konventionen ausgehen. Allerdings verfolgt eine neoliberale Strategie die Deregulation zum Selbstzweck, nachhaltige Strategien der Wertschöpfung sehen in der Destabilisierung nur eine notwendige Phase des gesellschaftlichen Umbruchs, hin zur Kreislaufwirtschaft und einer Kultur des Weniger (Sommer/Welzer 2017).

gegenwärtiges Handeln, „wir müssen jetzt anfangen“ (siehe Diskussion oben), geht aber von einem zukünftigen Wirken aus.¹⁶ Während es beim *doing gender* (Butler 1991; 2004) um ein Aufheben des sozialen Geschlechts oder beim *doing culture* (Hörning/Reuter 2004; Reckwitz 2003, 282) um ein Vergegenwärtigen von Kultur geht, ist ein Tun von Nachhaltigkeit (*doing sustainability*) auf ein Leben in der Zukunft gerichtet und betont gleichzeitig auch dessen soziale Konstruktion. So soll das Zukunftswissen, das sich im Tun von Nachhaltigkeit in Form von fantasievollen Bildern, Diagrammen, Kurven oder einer Computersimulation materialisiert, quasi zurück in die Gegenwart intervenieren (Bühler/Willer 2016, 17). Für einen gesellschaftlichen Wandel fordert die Teilnehmerin, bestehende Routinen daher gerade nicht weiterzuführen, wenn sie das Kreisdiagramm kritisiert. Ausgehend von der Vision einer „besseren Zukunft“ fordert sie, mit Gewohnheiten zu brechen.

Worin zeigt sich ein Tun von Nachhaltigkeit? Wie wird der Bruch von Routinen praktiziert? Und wie ist eine Gesellschaft überhaupt denkbar,¹⁷ die sich selbst destabilisiert? – Diese Fragen, wenn auch anders formuliert, beschäftigen die Gruppe über die Workshopeinheiten hinaus.

Wir sitzen zusammen draußen am Tisch vor dem Seminarhaus in der Sonne. Die Gespräche aus dem Seminarraum haben wir mitgenommen auf die Gartenbänke, die vor dem Wabenhaus in der Sonne stehen. Vor uns auf den Tellern türmen sich frischer Salat, Nudeln und Ratatouille, die das heutige Küchenteam, ein weiteres rotierendes Amt, für uns vorbereitet hat. Lebendig diskutieren wir darüber, was notwendig ist, die Welt (im Gesamten) zu verändern, im besten Fall sogar sie zu retten. Hier deutet sich ein erstes Scheitern zwischen Tun und Sagen an. Allein das Ausmaß dieses Vorhabens ist gewaltig und wirkt daher eher überfordernd, sogar lähmend. Trotz der kollektiven Überzeugung, handeln zu müssen, die hier auf einen breiten Konsens und Willenskraft trifft, fehlt es an der Vorstellung eines „Wie“, einer Erfahrung zum Handeln. Eine Teilnehmerin schlägt vor: „Wir müssen bei uns selbst anfangen“ und paraphrasiert die Diskussion vom Morgen. Ein anderer stimmt zu und bekräftigt: „Global denken, lokal handeln“, eine weitere Teilnehmerin schließt mit: „Eigentlich ist das hier doch unsere Utopie“ und macht mit der Hand eine ausladende Geste, um zu zeigen, dass sie das WBZ-Gelände meint.

Der Blick auf das alles beherrschende Grün, in dem das Seminarhaus fast verschwindet, hat in der Tat etwas von einer romantischen Öko-Utopie und füttert die großstädtische Sehnsucht nach

einem Zurück zur Natur und Einfachheit. Viele Aspekte weisen hier auf eine neoromantische Wiederverzauberung hin: die betonte Nähe zur Natur, Offenheit für spirituelle Praktiken, das Herstellen von Alltagsgütern mit den eigenen Händen. Dem gegenüber steht jedoch die grundsätzliche technik- und innovationsoffene Zukunftsorientierung der Gemeinschaft: das Entwickeln und Verwenden von Open-Source-Technologien, die Integration von E-Ladestationen in die Regionalplanung, das Fördern von flexiblen Arbeitsmodellen wie Coworking auf dem Land und auch die Forschungsbemühungen (etwa Kooperationen mit Universitäten). Hierin ist eher ein technokratischer Positivismus als eine romantische Abkehr von der Zivilisation zu beobachten. Genau umgekehrt soll das urbane Leben zukunftsfähig gemacht werden, etwa durch Dachbegrünungen, Lastenräder, lokale Produktion und so weiter. Die Grundlagen möchten die Teilnehmenden hier erlernen.

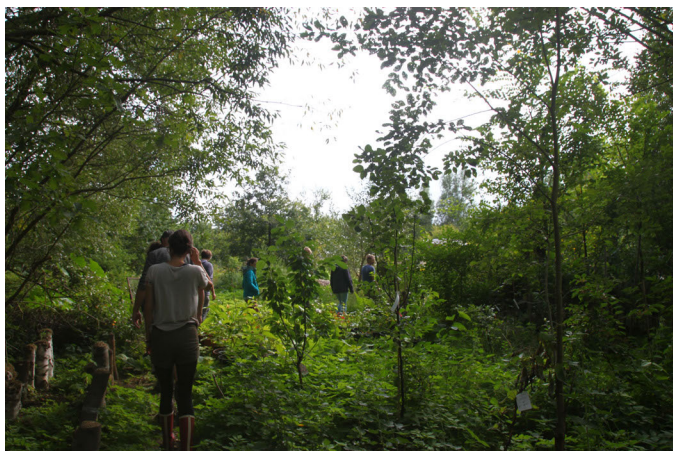


Abb. 95: Auf dem Weg in den Waldgarten gehen wir durch das aufgeförförstete Dickicht.

Sagen und Tun

Nach dem Mittag treffen wir uns noch einmal im Seminarraum, um unser heutiges Vorhaben, einen Baum zu pflanzen, vorzubereiten. Der Workshopleiter hat ein Flipchart aufgestellt und fragt, was wir brauchen, um einen Baum zu pflanzen. Während wir auf Geratewohl Ideen in den Raum werfen, moderiert er den Prozess und zeichnet eine Skizze auf das Papier. Es entsteht der Querschnitt eines Baums, der in der Erde steckt. Abstrakte Linien deuten einen Kaninchendraht und Pappe an. „Dadurch soll der Baum vor Kleintieren geschützt werden, gleichzeitig dient er als Beet für Kartoffeln“, kommentiert Robin seine Zeichnung. Ergänzt wird die Skizze durch Anmerkungen und einige weitere Detailzeich-

nungen, die im Laufe des Gesprächs zur Erklärung entstanden sind.

Vor unseren Augen und in einem dialektischen Pingpong zwischen Robin und uns, den Workshopteilnehmenden, entsteht nicht nur ein Bild davon, wie man einen Baum pflanzt, sondern auch eine Vorstellung davon, wie das abstrakte Prinzip der Permakultur im Konkreten, sogar im eigenen Garten angewendet werden könnte. Im Gegensatz zu den theoretisch aufgeladenen Debatten zur Nachhaltigkeit, wie wir sie am Mittag geführt haben, muss dieses Vorhaben nun überschaubar und in Bezug auf Zeit und verfügbares Material umsetzbar sein. Mit dem Projektieren unseres Vorhabens, dem Festlegen von einzelnen Arbeitsschritten, notwendigen Werkzeugen und Materialien, soll diskursives Wissen in Handlungswissen überführt werden. Wir wollen uns vorbereiten auf das, „was da draußen auf uns wartet“. Der Versuch, durch präventive Strategien möglichen Fehlentscheidungen vorzubeugen, ist Bühler und Willer (2016) zufolge eine ökonomische Grundhaltung. Durch das Erzeugen von Plänen als Steuerungstechnik versuchen wir ein mögliches Risiko abzuschätzen und Ungewissheiten vorwegzunehmen (Bühler/Willer 2016, 16).

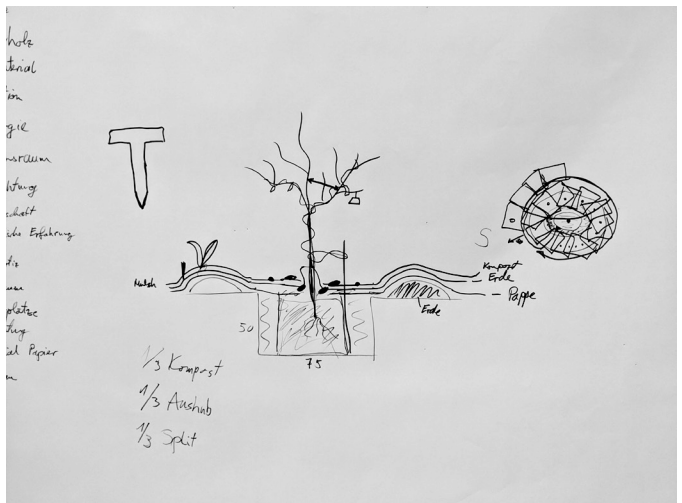


Abb. 96: Unsere Skizze, nach der wir den Baum pflanzen wollen, und ein Blick in den Garten.

Die Überforderung, Sagen und Tun zusammenzubringen, wie sie sich bereits beim Mittagessen angekündigt hat, entfaltet ihr volles Ausmaß, als wir im Garten ankommen. Der schematische Querschnitt des Baums, unsere sorgfältig geplante Skizze, lässt sich nur schwer mit dem chaotischen Anblick des Gartens zusammen-

bringen, der sich vor uns erstreckt. Angesichts des grünen Wirrwarrs verwuchern unsere Pläne augenblicklich in eine komplexe Unzugänglichkeit: Wo sollen wir den Baum denn hinpflanzen? Was macht einen geeigneten Platz aus? Welche Werkzeuge brauchen wir dafür? Wo finden wir sie? Wie werden sie gehandhabt? Wer macht was? Und vor allem: Wie fangen wir überhaupt an?

Ins Machen kommen

Während das Zeichnen der Skizze vielleicht noch eine bekannte, zumindest aber eine nachvollziehbare Tätigkeit war, führt der Anblick des Gartens zu Orientierungslosigkeit, Unsicherheit und Verwirrung. Viele der Teilnehmenden stehen herum und wissen nicht so recht, was sie tun sollen. Einige schlendern umher, während andere sich in eine gefundene Aufgabe vertiefen. Sie graben eifrig riesige Löcher oder befreien unaufhaltsam große Flächen von Brennnesseln. Ziel der Übung ist nicht, dass wir einer Anleitung folgen und von nun an jede Woche einen Baum pflanzen. Eher soll die Übung ein Einstieg sein, was es heißt, „ins Machen zu kommen“. Soziale Praktiken, so Shove und Pantzar (2012), brauchen jedoch ein Vorwissen, auf das sie aufbauen können.¹⁸



Abb. 97/98: Auf der Suche nach Aufgaben im Garten.

Hier im Garten scheint jedes praktische Vorwissen zu fehlen. Es gibt keine Routinen, auf die das Pflanzen eines Baums aufbauen könnte, wie etwa die Erfahrung davon, wie es sich anfühlt, die Hände in die Erde zu stecken, oder davon, was man dann macht, wenn man die Erde in den Händen hält. Welche gewohnte Praxis in diesem Moment aber auf einen neuen Kontext trifft, ist die Praxis der Planung, deren präventive Regulation hier im Anblick des grünen Chaos einer intuitiven Entscheidungsfreudigkeit weichen

18 In einer Untersuchung zur Verbreitung von Floorball, einem Mannschaftssport, bei dem Spieler:innen einen kleinen Ball mit Plastikstöcken in ein Tor schlagen, beobachten Shove und Pantzar (2012), wie sich soziale Praktiken dynamisch verändern. Floorball wurde Anfang der 1970er Jahre aus Schweden nach Finnland exportiert, von da aus hat sich das Spiel vor allem in Europa verbreitet und professionalisiert. Für Punktspiele mussten Regeln festgelegt werden, wie die Größe des Tors oder die Spieldauer, 1986 wurde schließlich die International Floorball Federation gegründet. „Die ersten Rekruten von Floorball wurden allmählich von einer Praxis abgezogen, die schon ‚existierte‘ (Handball oder Fußball), und zu einer Praxis hingezogen, die sie selbst erfanden (Floorball).“ (Shove/Pantzar 2012, 104) Soziale Praktiken, schließen sie daraus, werden nur vorläufig stabilisiert. Sie verändern sich, wenn sie auf neue Umstände treffen. Entscheidend ist aber, so Shove und Pantzar (2012), dass es ein Vorwissen braucht, auf das sie aufbauen können.

muss. Praktiken werden nur vorläufig stabilisiert und verändern sich, wenn sie auf neue Umstände treffen (Shove/Pantzar 2012).

Die Workshopleiter stehen am Rand und beobachten. Unsere Fragen nach fehlendem Kaninchendraht oder Unsicherheiten nach dem richtigen Platz zum Pflanzen beantworten sie entspannt und offensichtlich improvisierend: „Ja, dann lassen wir das einfach weg“, oder „... dann schauen wir mal, was wir noch im Schuppen finden ...“. Im Machen, mit beiden Händen in der Erde grabend, formt sich eine Nachhaltigkeitspraxis, die geprägt ist von Ungewissheit, offenem Ausgang, Fehler selbst zu machen und einer Trial-and-Error-Erfahrung. Der Wunsch und die Forderung nach Nachhaltigkeit (Zukunftsfähigkeit) steht einer stabilen Gewohnheit und vorausschauenden Planbarkeit entgegen.

An dieser ersten Situation – der Übung, einen Baum zu pflanzen – wird vor allem eines deutlich: Das, was wir sagen und was wir durch unser Tun zeigen zu wissen, muss nicht das Gleiche sein. Das ist vor allem in Bezug auf die Nachhaltigkeitspraxis relevant, an der sich der Lebensraum in diesem Workshop orientiert. Eine Nachhaltigkeitspraxis, ein *doing sustainability*, richtet sich an einer Vorstellung von Zukunft aus, die sich wesentlich von der Gegenwart unterscheiden soll. Dazu gehört es, mit Gewohntem zu brechen, was dem Verständnis von Praxis als einem routinieren Aufführen von Handlungen erst einmal entgegensteht. In der Nachhaltigkeitspraxis zeichnet sich eine gezielte Destabilisierung ab. Das Gewohnte zu destabilisieren erscheint angesichts der Ungewissheit krisengeprägter Zukunftsvorstellungen erst einmal paradox.

Unsicherheit mit Unsicherheit begegnen ist ein sozialpolitisches Programm zur Selbst-Ökonomisierung, wie Krämer (2014, 32) es in seiner Untersuchung der Kreativwirtschaft feststellt. Diese Spannung möchte ich in einer zweiten Situation näher untersuchen, in der es darum ging, Linsen zu sortieren.

Linsen sortieren

Linsen sortieren ist nur eine von vielen Kreativitätstechniken, die wir an diesem Tag kennenlernen. Der Workshopleiter Joscha öffnet mit uns den Methodenkoffer und zusammen spielen wir uns durch die Sammlung kreativitätsfördernder Übungen. Wir sollen lernen, was für Möglichkeiten und Werkzeuge es gibt, um kreativ zu werden und so unseren Lebensraum selbst gestalten zu können. Einige Übungen kommen aus dem Bereich „Design Thinking“, andere sind eher Adaptionen ostasiatischer Spiritualität oder Spiele aus der Kindheit. Ich lerne hier etwas über Kreativi-

tät in einem Umfeld, das auf den ersten Blick wenig mit „Design“ im Sinne einer professionellen Gestaltungspraxis zu tun hat.¹⁹ Für mich ist das eine befremdliche Situation. Es fällt mir mitunter schwer, mich auf manche Übungen einzulassen und etwa beim Design Thinking den starren, linearen Ablauf der vorgegebenen Schritte gerade nicht zu unterbrechen. Es ist wie eine verzerrte Außenperspektive auf das, was für mich Alltag ist.

Empathie und Intuition

Ich möchte an dieser Stelle bewusst keine demarkierende Diskussion darüber eröffnen, wer (oder wer nicht) über die Autorität verfügt, etwas mit „Design“ zu betiteln oder sich Designer:in zu nennen. Entscheidender ist, was sich in diesem Zusammenhang hinter den Begriffen des Gestaltens und der Kreativität verbirgt. Nicht ohne Grund treffe ich hier, außerhalb meines institutionellen Rahmens, auf diese Bezeichnungen und Praktiken.²⁰ Ausgehend von diesem Workshop wird der eigene Lebenstraum und die Vision einer nachhaltigen Zukunft zu einer kreativen Angelegenheit gemacht. Hierin deutet sich eine Perspektive an, die die eigene Zukunft als etwas Gestaltbares sieht bzw. sogar als ein Problem, das man kreativ lösen kann (muss). *Design Thinking* meint hier die Anwendung eines (idealisierten) Designprozesses. Eigentlich mit der Absicht, Unternehmensführung kreativer und flexibler zu machen (Krämer 2014, 63), wird es hier eingesetzt, um die Unternehmung des Selbst an die Anforderungen postindustrieller Alltags- und Arbeitspraktiken anzupassen.

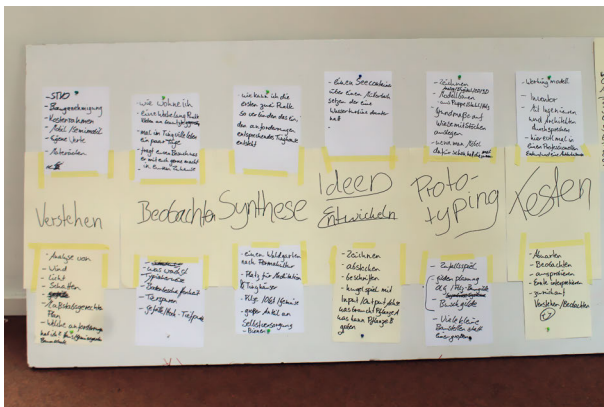


Abb. 99: Die sechs Schritte des Design Thinking.

Bevor wir zum Linsensortieren kommen, haben wir bereits „Stühle für den Chef“ gezeichnet, uns „Indianernamen“ gegeben und einen Filmplot ausgedacht. Die Aufgabenstellungen waren klar.

19 Zwar trägt der Workshop „Lebensräume gestalten“ die Gestaltung bereits im Namen, dennoch war er weder konzipiert noch durchgeführt von „Designer:innen“.

20 Das Interesse an Gestaltungsheuristiken ist nicht allein ein Phänomen der Gegenwart. Seit den 1950er Jahren gab es immer wieder Schnittmengen, die als Spiegel gesellschaftlicher, politischer und ökonomischer Entwicklung dienen können. Hier ein kurzer Exkurs: Wie Mareis und Seitz zeigen, kommt das (heutige) „Design Thinking“ nicht etwa aus dem Design heraus, wie der Name zu implizieren scheint (Mareis 2011, 186 ff.; Seitz 2017). Anfang der 1980er Jahre bezeichnete es unter anderem ein Forschungsfeld an der britischen Sheffield University, in dem Forschende versuchten herauszufinden, wie professionelle Designer denken (Lawson 2010 [1980]). Zunächst ging es dabei aber nicht um eine konkrete Methode. Anfang der 1990er Jahre tauchte der Begriff im Research Design Thinking-Symposium an der Technischen Universität Delft wieder auf (Seitz 2017) und wurde schließlich von der Designagentur IDEO zu einer „Methode für wirtschaftliche Innovation“ weiterentwickelt (Mareis 2011, 186). Zwar wurde die Bezeichnung übernommen, aber im heutigen Design Thinking geht es nicht mehr um die Erforschung davon, „how designers think“.

Viele der „Methoden“ erinnern an Spiele aus der Kindheit und bekommen dadurch etwas Unbeschwertes und Phantasievolles. Sie sind darauf angelegt, intuitiv zu funktionieren, und bedienen sich daher auch Stereotypen, „die allen bekannt“ sind. Schaut man sich einmal die Bezeichnungen der Kreativitätstechniken an, deuten sie mitunter problematische Bilder an, wie „der böse (männliche) Chef“ oder auch das Verkleiden als „Indianer“, bei dem man sich ein buntes Tuch um den Kopf bindet und ausgedachte, mutige Namen gibt.²¹ Nicht nur die Bezeichnungen der Methoden, auch die Übungen selbst sind gerade nicht auf Reflexion angelegt, sondern beabsichtigen einen intuitiven Erkenntnisgewinn (Seitz 2017, 54). Damit unterscheidet sich, wie Seitz feststellt, das Methodenverständnis im Design Thinking wesentlich von einer wissenschaftlichen Methode. Es geht eher darum, sich empathisch in eine Situation einzufühlen, wobei die assoziativen Namen helfen sollen.

Dass die Werkzeuge aber überhaupt so intuitiv verwendet werden können, liegt nicht allein daran, dass sie assoziative Namen tragen, sondern vor allem an den Arbeitsmaterialien, ihren materiellen und räumlichen Konfigurationen, die den Erkenntnisprozess begleiten. Im *Design Thinking* sind zum Beispiel bunte Klebezettel besonders präsent. Sie sind klein – es passt also nicht viel Text drauf, Informationen müssen reduziert werden; sie sind günstig – es können viele Ideen produziert werden und ohne schlechtes Gewissen können sie auch wieder zerknüllt und weggeworfen werden; sie kleben – dadurch können sie sichtbar für das ganze Team an Wände positioniert und immer wieder neu geordnet werden.²² All diese materiellen Eigenschaften unterstützen einen Prozess, der auf Flexibilität und Vorläufigkeit angelegt ist.

Ziellos

Nun sollen wir Linsen sortieren. Ich knie auf dem Boden und kippe eine Dose bunter Linsen vor mich aus, direkt auf den Teppich. Da liegt nun ein Haufen grüner, gelber, oranger, schwarzer Linsen, manche sind größer, kleiner, flacher oder runder als andere. Was sollen wir mit diesen Linsen jetzt genau machen? Dieses Mal gibt es keine Zeitvorgaben, außer dem Mittagessen, zu dem es bald läuten wird. Es gibt aber auch keine anderen Vorgaben, an die wir uns halten könnten, kein Regelwerk, wonach wir sortieren oder worauf wir beim Sortieren achten sollen. Damit unterscheidet sich diese Aufgabe grundlegend von den anderen, die wir bisher an diesem Tag kennengelernt haben. Die Frage ist daher: Was machen die Linsen mit uns?

21 Eine Rhetorik, die ebenfalls auf Intuition angelegt und dabei nicht weniger problematisch ist, zeigt sich in Kreativitätstechniken wie Brainstorming oder Mindmapping. In der „kämpferisch-militärischen Rhetorik“ werde sehr offensichtlich der politische Kontext des Kalten Kriegs deutlich, so Mareis (2018). Trotz des aufgeladenen Kontexts, in dem das Tool zum „militärisch koordinierten Gehirn- oder Gedankensturm“ (Mareis 2018, 7) entwickelt wurde, hat es sich im Alltag durchgesetzt. So wird gebrainstormt, was man heute zum Abendessen kochen könnte oder wohin der nächste Urlaub geht. Brainstorming, Mindmapping, Design Thinking orientieren sich an festen Paradigmen wie Intuition, Schnelligkeit, Quantität, Empathie und einem Out-of-the-Box-Denken (Mareis 2011; Kimbell 2011; Kimbell 2012; Tonkinwise 2011; Seitz 2017; Rittel et al. 2013). Sie sind eher Werkzeuge, die für den jeweiligen Einsatzzweck (das Problem) herangezogen werden.

22 Ähnlich körperlich ist die Praxis des Brainstorming. Auf einem Bild der RAND-Corporation von 1958 sind vier Männer und eine Frau in einem Büro zu sehen. Sie sitzen auf dem Boden oder auf der Treppe, machen es sich auf dem Stuhl bequem und legen die Füße hoch. „Using the brain to storm problems“ (Osborn, in Mareis 2016a, 12) ist eine körperliche Aktivität, unkonventionelle Gedanken brauchen unkonventionelle Sitzpositionen. Diese Überlegung prägt heute die Einrichtungen von vielen Tech-Unternehmen und Start-ups. Nur wenig Beachtung in der Kreativitätsforschung bekommen hingegen die kollektiven

Vor mir liegt ein bunter Haufen verschiedener Linsensorten. Für mich wird bei dem Anblick des Haufens schnell klar, diese Übung führt zu nichts, sie soll zu nichts führen. Es sind zu viele Linsen, als dass ich es tatsächlich schaffen könnte, sie in der nächsten Stunde vollständig zu sortieren, und wahrscheinlich möchte ich das auch nicht. Weder ist die Übung körperlich herausfordernd noch in irgendeiner Weise spannend, es ist auch nicht zu erwarten, dass irgendetwas Unerwartetes oder Neues passiert. Im Grunde genommen ist diese Aufgabe sogar ausgesprochen langweilig: Nach vorne gebeugt, den Kopf auf meine linke Hand gestützt, sitze ich da. Mechanisch bewegt sich mein Arm zu dem großen Haufen Linsen. Ich greife eine mit Daumen und Zeigefinger, schaue sie an und lege sie rechts von dem großen bunten Haufen ab. Wieder bewegt sich mein Arm zurück zum großen, bunten Haufen, greift mit Daumen und Zeigefinger eine Linse, ich betrachte sie, der Arm wandert nach rechts und legt sie ab. Nach und nach wachsen fünf kleine einfarbige Haufen. Ein weiterer kommt hinzu, als ich bemerke, dass es zwei grüne Sorten gibt. Kurz halte ich in meiner Bewegung inne und überlege, trenne den grünen Haufen in zwei und verfare weiter.

Als ich mich nach einiger Zeit umschaue, bemerke ich, dass die Bewältigung dieser Aufgabe völlig unterschiedliche Formen angenommen hat. Von meinem Platz aus sehe ich Haufen, so wie meine, aber auch große, ausgelegte Flächen einfarbiger Linsen. Ich sehe Rechtecke und Balkendiagramme, flinke Hände und versunkene Konzentration. Ich sehe geometrische, konzentrische Mandalas und schließlich Spiralen, die keiner farblichen Ordnung folgen, sondern einer ordnenden Handbewegung. In dieser Aufgabe, so sehr sie sich von den anderen Aufgaben zu unterscheiden scheint, da sie gerade kein Problem zu lösen versucht, zeigt sich aber genau das als Problem: Selbst bei einer völlig anspruchslosen Tätigkeit, die keine Absicht und kein Ziel verfolgt und auch nicht zu bewältigen ist, da es einfach viel zu viele Linsen sind, suchen die Teilnehmenden nach einem Sinn.

Während jede Person auf ihre Weise die Linsen sortiert und die Aufgabe für sich auslegt, entstehen Wissensordnungen in Linsenform. Einige schaffen sich selbst ein Regelwerk, nach dem sie sortieren, oder erfinden eine Herausforderung, der sie sich mit der Aufgabe stellen können. So füllen sie die Leerstelle, die diese Aufgabe hinterlässt. Ein Teilnehmer weigert es gänzlich, sich auf die Aufgabe einzulassen. Er sitzt mit verschränkten Armen auf dem Sofa, die Dose ungeöffnet vor ihm. Reckwitz identifiziert in seiner Diagnose der Spätmoderne das Dilemma, dass man kreativ sein

Arbeitsprozesse der DDR, die das individuelle Künstlergenie durch eine kollektive Autor:innenschaft ersetzt. https://www.uni-bamberg.de/fileadmin/uni/fakultaeten/ggeo_faecher/arch_bau_denkmal/KDWT/Poster/Kollektiv_KDWT_IRS.pdf und Brünenberg et al. (Hg.): Das Kollektiv, 2022.

will und es aber auch sein muss (Reckwitz 2013, 10). Seine Überlegung ist, dass die Forderung nach Kreativität aus dem persönlichen Streben resultiert, durch „das Neue“ sinnlich und affektiv stimuliert zu werden (Reckwitz 2013, 10). So entstehen Mandalas, Spiralen, Farbfelder oder eben auch das trotziges Verweigern von offensichtlicher Ziellosigkeit.



Abb. 100: Linsen werden nach Farbe sortiert, es entstehen mehrere gleichfarbige Haufen.

Aushalten

Nach der Übung besprechen wir in der großen Runde, wie es für uns war, Linsen zu sortieren. Eine Teilnehmerin kommentiert ihre fünf kleinen Linsenhäufchen: „Ich darf zu Hause nicht erzählen, wie viel Geld ich für das Sortieren der Linsen ausgegeben habe“ und lacht dabei. Doch sie macht damit einen wichtigen Punkt deutlich: In der letzten Stunde haben wir Linsen auf einem Boden hin- und hergeschoben und damit nichts Produktives geleistet. In einer spätmodernen Gesellschaft erfüllt zu leben, meint nach Reckwitz ein Streben nach Produktivität durch Kreativität (Reckwitz 2013, 133). Dazu gehören projektorientierte Teamarbeit, Dynamik und Flexibilität, die Faszination für den perfekten Körper und das Neue, getrieben sein von Aufmerksamkeit, extensiver Mediennutzung und einem stil- und erlebnisorientierten Konsum,

digitale Datenströme, ein ständiges Unterwegssein, Städtetourismus und gentrifizierte Quartiere (Reckwitz 2013, 51). Etwas zu tun, das auf nichts hinausläuft, ist daher nur schwer auszuhalten.

Ein anderer Teilnehmer fragt in die Runde: „Was ist denn nun die richtige Mechanik?“ und ein weiterer verrät: „Ich habe verschiedene Methoden ausprobiert, um effizienter zu sein. Wenn ich die Linsen einzeln über den Boden schiebe, bin ich schneller, als wenn ich viele mit einer Hand nehme“. Nicht ohne Zufall würden Kreativität und der „Wachstumsfetisch“ des Neoliberalismus so gut zusammenpassen, so der britische Sozialtheoretiker Mark Fisher (2013), erfülle doch Kreativität die neoliberalen Anforderungen, sich ständig neu zu erfinden, bei maximaler Flexibilität und sich selbst gut verkaufen zu können. Die Hinwendung zur Spiritualität bedeutet daher auch weniger ein Abwenden vom Steigerungsparadigma der Spätmoderne. Eher eröffnet sie ein weiteres Marktsegment. Durch Meditation, so die Auffassung des Entwicklers Tang, der für Google ein Achtsamkeitsprogramm entwickelt hat, kommen wir an die Quelle der Kreativität und könnten so Empathie und Profit verbinden.²³ Auch hier im Workshop nimmt Yoga einen wesentlichen Teil des Tagesprogramms ein.

²³ <https://www.youtube.com/watch?v=GzASpMVg4Is>, abgerufen am 20.3.2023.

Es ist daher auch nicht verwunderlich, dass der Lebensraum einer nachhaltigen Zukunft zu einer kreativen Angelegenheit wird. Zum einen ist er eingebettet in eine Gesellschaft, die sich an kreativen Paradigmen von Flexibilität und Selbstverwirklichung orientiert und die eine Faszination für das Neue und Kommende teilt. Zum anderen wird die nachhaltige Zukunft, gerahmt als kreatives Problem, verhandelbar. So gesehen bräuchte es nur das richtige Werkzeug, in diesem Fall ist es eine Mischung aus Innovationskraft und Spiritualität. Ebenso wie Reckwitz kritisiert auch Fisher einen spätmodernen Kapitalismus, der alternativlos geworden sei. Im Linsen-Sortieren hat sich eine gesellschaftliche Kreativwerdung gezeigt, die sich durch alle Lebensbereiche zu ziehen scheint und das alltägliche Handeln konstituiert. In der nächsten Situation, dem Zeichnen einer Vision, wird es um die Herausforderung einer nachhaltigen Zukunft gehen, die abgegeben wird an das Individuum.

Eine Vision zeichnen (Träumen)

In dieser dritten Situation beziehe ich mich nur hintergründig auf eine konkrete Übung aus dem Workshop, eher möchte ich zeigen, was zwischen den Workshopeinheiten passiert. So ist das Programm zwar recht dicht strukturiert und auf einen Input folgt ein weiterer Input und dann schon eine neue Übung oder ein Orts-

wechsel. Dennoch gibt es Pausen zwischen den Workshopeinheiten, das Mittagessen und ausgedehnte Abende, die wir trotzdem alle gemeinsam „am Platz“ verbringen. Auf einem Spaziergang über das Gelände bewundere ich mit ein paar anderen Teilnehmenden die Vielfalt der Bäume, Sträucher und Blumen. Überall im Boden stecken kleine Schilder, auf denen lateinische Pflanzennamen stehen, und immer wieder begegnen wir übergroßen Modellen von Wimperntierchen, vom Blütenaufbau des orientalischen Mohns oder von der Evolution des Menschen.

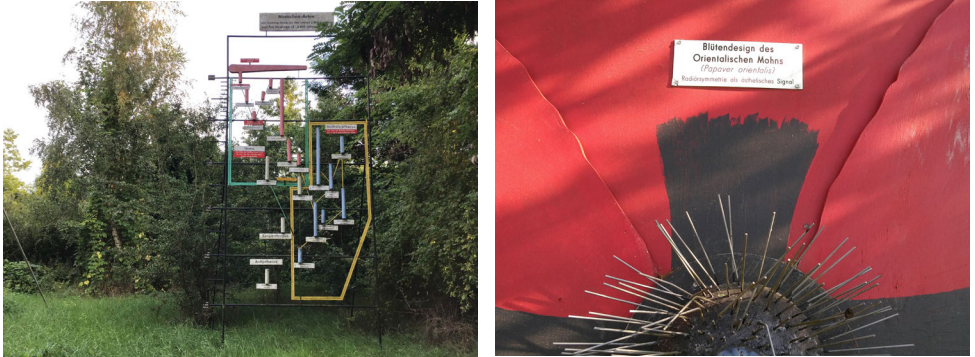


Abb. 101/102: Modelle zur Erklärung der menschlichen Evolution und das Blütendesign eines Orientalischen Mohns.

Die ganze Szenerie hat etwas Unwirkliches und erinnert an eine Mischung aus Naturlehrpfad, Freiluftmuseum und Themenpark. Die farbigen Modelle aus Eisen und Holz, von denen stellenweise die Farbe abgeplatzt ist, wirken aus der Zeit gefallen, dabei sind sie keine zwanzig Jahre alt. Vor allem aber werden wir damit konfrontiert, wie der Mensch sich den Menschen und seine Einbettung in eine Umwelt vorstellt. Im direkten Verständnis wird hier der Modellcharakter der Gegenwart deutlich und wie eine bionische und durch technische Innovationen durchzogene Vision für die Zukunft aussieht. Für Jasanoff und Kim sind diese Visionen Traumlandschaften der Moderne (Jasanoff/Kim 2015).

Modelle

Auf unserem Spaziergang wird eine bereits vergangene Vorstellung der Zukunft anhand von Schildern und Modellen erzählt. Die Vorstellung davon, was Realität ist, durchdringt als „unzusammenhängende Ströme und Gebilde“ (Jasanoff/Kim 2015, 8) die sozialen Praktiken und Institutionen. Hier ist die Realität eine durch Modelle gestützte Wissenslandschaft, die in der Überzeugung eines anthropozentrischen Weltbilds davon ausgeht, durch

technische Innovation Fortschritt und Wohlstand zu erreichen. Als „kollektive Visionen wünschenswerter Zukünfte“ sind solche soziotechnischen Imaginären Jasanoff und Kim zufolge Produkte einer globalisierten Moderne. Zum einen können mehrere kollektive Visionen nebeneinander existieren, zum anderen sind sie abhängig von dem spezifischen Kontext, in dem sie entstehen und verankert werden.²⁴ Anstatt sie daher als gegeben zu betrachten, werden sie durch soziotechnische Praktiken erst produziert.

Einige dieser „unzusammenhängenden Ströme und Gebilde“ (Jasanoff 2015, 8) einer bionischen Zukunft wurden bei der Übernahme des Geländes durch WBZ wieder aufgegriffen. Das kann sowohl materiell verstanden werden, da die Gebäude und Modelle zu großen Teilen bestehen geblieben sind, als auch ideell, da ein technoökologischer Ansatz auch heute wieder die Praxis prägt. Allerdings wurde die Verwendung der Gebäude und auch die Vision einer technoökologischen Zukunft an die eigenen Vorstellungen angepasst. Daher gibt es überall etwas zu entdecken. Die Modelle wurden in eigene Projekte integriert, und manche Schilder haben als lustiger Kommentar einen neuen Platz gefunden. So heißen die Schlafkojen im Seminargebäude etwa Aorta, Nierenpapille oder filziges Madagaskar.

24 Jasanoff nennt die Beispiele vom Entschlüsseln der DNA, wodurch das Klonen von Menschen denkbar wurde und biopolitische Machtverhältnisse neu verhandelt wurden (Jasanoff 2015, 1, 21, 25), die Entwicklung der Atomkraft, die eine geopolitische Neuordnung zur Folge hatte (Jasanoff 2015, 26), aber auch performative Praktiken des sozialen Widerstands, wie die Gründung von Wikileaks (Jasanoff 2015, 10).



Abb. 103/104: Die eigenwillige Architektur des Lummerlands und die Zuteilung der Kojen.

So unwirklich der Ort ist, so sehr befreit eben dieser Wunderlandcharakter von den bekannten Routinen des Alltags und macht Platz zum Träumen und Visionieren: Wie wäre eine andere Welt denkbar, wie wollen wir selbst darin leben, was können wir dafür tun und wie fangen wir bei uns selbst an? In den Träumen, so Appadurai, hätten Individuen lange Zeit den Raum gefunden, ihr soziales Leben neu zu gestalten, emotionale Zustände und Empfindungen auszuleben und Dinge zu sehen, die dann die Wahrnehmung ihres

normalen Lebens beeinflusst hätten. Das habe sich in der „postelektronischen Welt“ geändert (Appadurai 1996, 5). In seiner Globalisierungskritik schreibt Appadurai Mitte der 1990er Jahre, wie die globalisierte Moderne den Nationalstaat hinter sich gelassen habe und stattdessen die Imagination zu der verbindenden sozialen Kraft geworden sei. Die Imagination einer Postwachstumsgesellschaft schafft tatsächlich ein globales Bezugssystem. In den Praktiken der Gemeinschaft ist es etwa der Grundsatz eines global geteilten Wissens, das Bewusstsein für die globalen Auswirkungen des menschlichen Handelns, aber auch die Workshopteilnehmenden, die aus der Umgebung ebenso wie aus anderen Teilen der Welt kommen.

Projekte

Auf unserem Spaziergang über das WBZ-Gelände, 20 Jahre nachdem die Modelle hier aufgestellt wurden, werden die Folgen einer globalisierten Moderne sichtbar. Der japanische Ahorn steht neben dem kanadischen Mammutbaum auf einem aufgeforsteten Acker in Mecklenburg-Vorpommern. Die Welt ist kleiner geworden und auch im Workshop verbindet uns weniger unsere Herkunft und mehr eine gemeinsame Vision. Der Traum, der eigene Lebenstraum, muss dafür jedoch viel mehr leisten, als nur poetische Fantasie zu sein. Er folgt einem projektiven Sinn, für den „die Imagination ein Vorspiel zu irgendeiner Art von ästhetischem oder anderem Ausdruck ist“ (Appadurai 1996, 7). Mit der Unterscheidung zwischen Fantasie und Imagination betont Appadurai die Projektorientierung, die im Imaginieren liegt und die kein Rückzug, sondern ein Startpunkt für Aktionen ist (Appadurai 1996, 7). Ähnlich wie Reckwitz beobachtet Appadurai, wie sich in der Spätmoderne Kreativität und Kultur – gesellschaftliche Bereiche, die einst außerhalb der Wirtschaft standen – in der Marktlogik des Alltags auflösen (Appadurai, 1996 5).

Wir nehmen an dem Workshop teil, um (auf die ein oder andere Weise) einen Schritt näher an unseren eigenen Lebenstraum zu kommen, ihn zu begreifen und realisierbar zu machen. Entweder dadurch, dass wir im Grünen etwas Abstand zum städtischen Alltag bekommen, dadurch, dass wir etwas über nachhaltiges Bauen von Tiny Houses lernen, oder dadurch, dass wir unser Forschungsvorhaben voranbringen. Dabei liegt die Betonung vor allem auf dem Selbst.²⁵ Für Appadurai (1996), Reckwitz (2013) und auch Jasanoff und Kim (2015) werden Träume in der Spätmoderne eher zu Projekten, die der Stabilisierung und Optimierung der Gegenwart dienen.

²⁵ Auch wenn Imaginären Gruppenleistungen sind, können sie nur dann greifen und ihre kollektive Kraft entwickeln, wenn Schlüsselpersonen ihre individuellen Träume und Bestrebungen mobilisieren, um ihre Visionen dauerhaft zu etablieren. Jasanoff 2015, 25.



Abb. 105/106/107/108/109/110: Jede:r sucht sich einen Platz, um an der eigenen Zukunftsvision zu arbeiten.

Die Workshoptage sind vollgepackt mit Inputs, Übungen und Gruppenaktivitäten. Wir werden aber auch immer wieder ermutigt, uns Zeit zu nehmen, um eine Vision von unserem eigenen Lebenstraum zu zeichnen. Auf einem Tisch im Seminarraum steht dafür eine Kiste mit Stiften, daneben ausreichend Papier. Mit Buntstiften sollen wir unserem Traum einen Ausdruck verleihen und in einem Visionboard unser Projekt zu Papier bringen.²⁶ Ein gesellschaftliches Problem in ein Projekt zu überführen ist bereits zu Beginn der Moderne im 18. Jahrhundert die Aufgabe des Projektgemachers (project manager), wie der Historiker Markus Krajewski (2016, 220) aufzeigt. Der Projektgemacher entwarf einen „kühnen Entwurf für eine künftige Welt“ (Krajewski 2016, 220), begeisterte mögliche Geldgeber und sicherte damit die Finanzierung des Vorhabens und sich selbst. Damit scheint sich bis heute nicht viel geändert zu haben.²⁷ Allerdings ist das Projektgemachen heute nicht mehr nur den Projektgemachern vorenthalten, stattdessen wird jedes Individuum in der Spätmoderne zum Projektgemacher.

26 Auch das Visionboarding ist bereits um 1800 in der Praxis des Projektgemachens angelegt. „Projekte zu machen heißt demnach, die Möglichkeiten des Künftigen in Papierform auszuloten und zugleich die Installation von Zukunftssystemen voranzutreiben“, Krajewski 2016, 211.

27 Die Finanzierung kam vor allem aus staatlichen Kassen, weshalb das Gemeinwohl sich daran orientierte, was die Geldgeber als das Beste für die Ge-

sellschaft hielten. Heute ist das häufig eher die Entscheidung eines Geldgebers aus der Wirtschaft. Krajewski bezieht sich dabei unter anderem auf den Kaufmann und Publizisten Daniel Defoe. In seinem „An Essay upon Projects“ (1697 in Krajewski 2016) schreibt dieser, dass das Ziel eines Projekts im „Publick [sic] Good, and Private Advantage“ (Krajewski 2016, 216) liege – also darin, eine bessere Zukunft durch Innovation zu versprechen, was vor allem der sozialen Anerkennung und Selbstverwirklichung diene.

Zukunftsbilder

Mit dem Visionboard hätten wir etwas, so einer der Workshopleiter, was wir uns zu Hause aufhängen können und was uns jeden Tag daran erinnert, was unser Traum ist und wohin wir wollen. Wir projektieren also unsere Träume, um sie wahr werden zu lassen. Der Subton, der dabei mitschwingt, sagt: Das Einzige, was zwischen dir und deinem Traum steht, bist du selbst. In der „partizipativen Gesellschaft“²⁸, in der jede:r an dem gemeinsamen Projekt Gesellschaft teilhaben darf, wird die Verantwortung für den eigenen Wohlstand, den eigenen Erfolg und das persönliche Wohlergehen der/dem Einzelnen übertragen.²⁹ Das Projektieren von Träumen dient daher vor allem der Absicht, das verunsicherte Selbst zu stabilisieren.

Der Traum, den wir hier leben und den wir „maßgeschneidert“ mit nach Hause nehmen wollen, ist der einer Postwachstums-gesellschaft, eine ökosoziale Transformation hin zu einer nachhaltigen Zukunft. Zugleich wollen wir selbstwirksam sein – dadurch, dass wir selbst etwas machen, handlungsfähig werden – und dabei dennoch ökologisch folgenlos bleiben – den eigenen ökologischen Fußabdruck auf dem Planeten reduzieren. Mit Buntstiften und Papier sollen wir sowohl eine Vision formulieren als auch einen Plan entwerfen, wie wir unseren Traum verwirklichen wollen – wie wir also weitermachen wollen, wenn wir den Workshop und damit „unsere Utopie“ verlassen und zurück in die urbane Wirklichkeit treten. (Angesichts der spätmodernen Wirklichkeit, die durchdrungen ist von Projektmacher:innen und von Traumlandschaften der Moderne, stellt sich die Frage, ob wir die urbane Wirklichkeit überhaupt verlassen haben.)

Wir sitzen hier, auf einer Gartenbank, auf dem Boden des Seminarraums, in der Sonne am Teich oder eingeklemmt in einen Stuhl und versuchen, uns mit Stift und Papier eine lebenswerte Zukunft auszumalen. Indem wir unsere persönliche Zukunftsvision für uns greifbar machen, verleihen wir unserer gegenwärtigen Handlung und Entscheidungsfindung einen Horizont (Bühler/Willer 2016, 9). Bühlers und Willers Überlegung ist, dass durch Prognosen nicht nur Zukünfte vorhersehbar gemacht werden, sondern durch frühzeitige Maßnahmen auch ökonomische Ungewissheiten reduziert werden sollen. Gerüstet mit Stift und Papier wird unser Skizzieren zur Praxis des Selbst, durch die wir unsere eigenen Regierungstechniken und Machtrelationen herzustellen versuchen.

Die Zukunftsforscher Bühler und Willer sehen im Machen von Zukünften daher ein wirkungsvolles Instrument. Doch es ist nicht

28 Die Verschmelzung von sozialem Widerstand (counter practice) und Geschäftspraktiken (corporate practice) führe heute zu einer „unfreiwilligen Umsetzung neoliberaler Agenden, wie der so genannten participatory society“, so Cramer (2019, 72).

29 Wohlfahrtsstaatliche Praktiken werden in einem neoliberalen Staat, so Boltanski und Chiapello (2003), in eine individualisierende Gesellschaftspolitik umgeformt. Das führt Bröckling zufolge zu einer allumfassenden Aktivierung und Selbstoptimierung des eigenverantwortlichen, unternehmerischen Subjekts (Prinz/Wuggenig 2007; Bröckling 2007).

nur die Verantwortung für den eigenen Erfolg, sondern auch die Verantwortung, wie jede:r mit der Komplexität globaler Krisen und der Ungewissheit drohender Krisen umgeht. Damit wird im kapitalistischen Realismus nicht nur Stress privatisiert, wie Mark Fisher (2013) feststellt, sondern auch die Bewältigung von Ungewissheit an das Individuum abgegeben. So gesehen wird in einer spätmodernen Gesellschaft selbst das Träumen ökonomische Notwendigkeit.

DIY und das Spiel mit der Ungewissheit, verkörpert in einer Projektprosa und in Start-up-Mentalität (Krajewski 2016, 220), ist das ideale Geschäftsmodell einer destabilisierten Gesellschaft. Die spätmoderne Gesellschaft baut darauf auf, dass selbstverantwortlich Initiativen ergriffen und Innovationen vorangetrieben werden. Gleichzeitig stabilisiert das Individuum durch das Schaffen von Visionen sich selbst, während es durch eben diese Innovationen die Gesellschaft (positiv) verunsichert und damit neue Märkte erobert. Für Cramer (2019, 55) ist es gerade das disruptive Innovationsversprechen, das den DIY-Ethos zum notwendigen Grundprinzip von fragilen Systemen macht. Doch sowohl die gesellschaftlich-disruptive als auch die individuell-stabilisierende Wirkung, die dem Selbermachen hier zugeschrieben wird, erscheinen angesichts der Buntstiftzeichnungen, die wir uns am letzten Tag gegenseitig präsentieren, unverhältnismäßig und überschätzt.

Buntstifte und Papier

Auf den DIN-A4-Papieren sind farbenfrohe Zeichnungen entstanden von Häusern in Gärten und Gärten auf Häusern, aber auch Baupläne mit groben Abmessungen oder schematische Diagramme für die Vereinbarkeit von Lebensbereichen. Es ist gerade das spielerische und vermeintlich folgenlose Tüfteln, das das DIY für eine unternehmerische Praxis relevant macht. Die direkte Auseinandersetzung mit dem Material hilft Macher:innen dabei, „sich von den kleinen, iterativen Verbesserungen zu lösen, die den industriellen Designprozess für gewöhnlich bestimmen“ (Shorey 2020, 125)³⁰. Durch das Tüfteln an kreativen, innovativen Projekten und durch das Übernehmen von Eigenverantwortung überführt der „Kleinunternehmer, der Do-it-yourself Vertreter“³¹, wie ihn Stuart Hall 1986 in einer Streitschrift zum „Alptraum des Thatcherismus“ bezeichnet, sein selbstgeschaffenes kulturelles Kapital in Unternehmen und Institutionen (Cramer 2019, 55). Mit nicht viel mehr als Buntstiften und Papier entstehen neue Vorhaben zum Bau von Häusern oder zur Gründung von Unternehmen.

30 Um herauszufinden, wie DIY-Praktiken und unternehmerische Interessen zusammenhängen, analysiert Shorey eine Auswahl an Bastelvorlagen, die General Motors in den 1950er Jahren an seine Mitarbeiter:innen verteilte (Shorey 2020).

31 Eigene Übersetzung, Originaltext: „small businessman, the do-it-yourself conveyancer“.



Abb. 111: Mit Buntstiften die Zukunft entwerfen.

Das Erzählen von Zukunftsgeschichten ist eine soziale, materielle und politische Praxis, die immer auch einen Effekt hat (Watts 2008). Auch wenn es nur flüchtige Buntstiftzeichnungen sind, werden in ihnen bestimmte Zukünfte produziert, indem andere ausgelassen werden (ebd.). Zwar könnten mehrere unterschiedliche Zukunftsvorstellungen aus dem gleichen Grundmaterial heraus entstehen, so Jasanoff (2015, 339), es muss also nicht nur *den einen* Traum geben, doch haben sich die dominanten Erfolgsgeschichten der New Economy durchgesetzt (Daily 2017, 242; Foster/Boeva 2018). Im Traum einer nachhaltigen Zukunft, wie wir ihn hier leben, haben die Prinzipien eines unternehmerischen Steigerungsparadigmas Bestand. Auch bei dem Versuch, sich davon zu befreien und etwa über Kreislaufwirtschaft oder autarke Energie- und Verwertungskreisläufe nachzudenken, sind die Teilnehmenden hier mit der Absicht, sich weiterzuentwickeln und persönlich zu wachsen. Dafür sind sie bereit, Urlaubstage einzureichen und die Kosten des Workshops zu tragen.

Der spätmoderne Traum vom DIY als Befreiung des Selbst und Befähigung zur Selbstverwirklichung ist in dieser Lesart eher einem kollektiven, anhaltenden Alptraum gewichen, aus dem es kein Entkommen gibt. Diese Perspektive hat sich so weit gesteigert, dass die neoliberale Vorstellung nur noch eine Wirklichkeit zu kennen scheint.³² Womöglich ist die Alternativlosigkeit aber nicht nur ein Problem einer neoliberalen Spätmoderne, sondern auch im Erzählen eines neoliberalen Narrativs, das keine Unschärfen kennt. So betonen Prinz und Wuggenig (2007), dass es nicht „den Neoliberalismus“ gibt und dass daher die neoliberale Gouvernementalität differenzierter betrachtet werden muss. Neoliberalismus ist kein „universelles Entwicklungsstadium in der westli-

32 Foucault spricht von dem unausweichlichen Paradox des „zwanglosen Zwangs“ im neoliberalen Freiheitsdispositiv (Prinz/Wuggenig 2007); Reckwitz (2013) spricht von dem spätmodernen Dilemma im Kreativitätsimperativ, dass man kreativ sein wolle und müsse; Cramer (2019) spricht davon, dass im DIY die gegenkulturel-

chen Welt“ (Prinz/Wuggenig 2007, 242), stattdessen gibt es lokale Spielarten, die auf kulturelle Eigenheiten reagieren,³³ ebenso wie auch die Praktiken des Selbermachens lokal und kulturell situiert sind. Gerade hier in Nordostdeutschland steckt im Selbermachen ein subsistenzwirtschaftliches Wissen, das sich den Logiken des Marktes entzieht.³⁴

Diskussion: Das spätmoderne Selbst als Gegenthese des Wandels

Im vorangegangenen Unterkapitel habe ich drei Situationen aus dem Workshop „Lebensträume gestalten“ exemplarisch analysiert.³⁵ Ich habe mir zum einen angeschaut, *was dort passiert*, vor allem aber hat mich interessiert, *wie es passiert*. Damit habe ich einerseits nach den beteiligten Akteuren, Abläufen und Materialitäten des Workshops gefragt, andererseits habe ich die Frage nach den Praktiken gestellt, die von den Akteuren aufgeführt wurden. In den gemeinsamen Übungen, etwa einen Baum zu pflanzen oder Linsen zu sortieren, lag der Versuch, mit gewohnten Routinen zu brechen. Mit dem praktischen – *hands-on* – Erproben von Nachhaltigkeit wurde der eigene Handlungsspielraum praktisch erlebt, aber auch seine Grenzen. In Visionboards entstanden zusätzlich konkrete Zukunftsbilder, durch die zukünftige „ways of doing“ in der Gegenwart vorstrukturiert werden sollten.

Die Übungen zielten darauf ab, mit bestehenden und sozial verankerten Routinen zu brechen, um so verinnerlichte Gewohnheiten des Konsums und eines kreativ-ästhetischen Lebensstils zu verändern. Der Fokus liegt auf positiven Erfahrungen, kreativem Ausdruck, Selbstverwirklichung, projektorientierter Arbeit, flachen Hierarchien und einer allgemeinen Sharing-Mentalität. Es war jedoch genau das verkörperte Erfahrungswissen einer konsumorientierten Spätmoderne, das die Teilnehmenden in ihren Übungen irritiert und den „Lebenstraum“ zu einem ökonomisch notwendigen Projekt des Selbst gemacht hat. Darin wird die Herausforderung deutlich, der sich die Teilnehmenden stellen und die den Umbau der Spätmoderne hin zu einer Postwachstums-gesellschaft so schwer macht. Mit den eigenen Händen versuchen sie die Routinen eines unternehmerischen, wachstumsorientierten Selbst aufzubrechen und stattdessen zu Gestalter:innen des Wandels zu werden.

le und unternehmerische Praxis zusammenfallen, und Fisher (2013) spitzt es schließlich zu: Der Neoliberalismus kenne keine Alternative, eher ist das Ende der Welt denkbar als das Ende des Kapitalismus.

- 33 Das „Gegenüber“ ist nicht verschwunden, sondern hat sich lediglich transformiert (Prinz/Wuggenig 2007, 241). Prinz und Wuggenig nennen dafür das Beispiel von staatlicher Bürokratie zur Durchsetzung deutscher Hochschulreformen.
- 34 Hierfür zwei Beispiele aus dem Feld, die nicht im Zusammenhang mit dem Workshop stehen. Beispiel 1, Käse-machen: Christoph hilft beim Käse-machen in einer lokalen Käserei aus, dafür darf er für den Eigenbedarf Käse mitnehmen. Wie viel das ist, ist nicht geregelt. Beispiel 2, Kartoffelacker: Nachdem die konventionelle Kar-toffelerte vorbei ist, fährt Jost zum Kartoffelacker und gräbt per Hand die übrigen Kartoffeln aus, die durch das Raster der Maschine gefallen sind, und teilt sie mit dem Kollektiv.
- 35 Die Diskussion des Workshops anhand dieser drei ausgewählten Situationen schließt wiederum andere Ereignisse aus. So bin ich nicht näher auf die Yogapraxis eingegangen, nicht auf andere Kreativitätstechniken wie das Üben von Design Thinking oder den Versuch, eine Zen-Meditation durchzuführen.

Entlernen von Routinen

Hier entsteht eine Spannung in der Figur des Selbst, in der sich auf komplexe Weise Formen gegenkultureller, kreativer Praktiken (hier beziehe ich mich nochmals auf Reckwitz' Kreativitätsdispositiv) mit unternehmerischen Logiken und einem bürgerlichen Leistungsethos vermengen, wie sie Ulrich Bröckling beschreibt. Trotz einer grundlegenden Kritik spätmoderner Lebensweisen im Diskurs scheint es jedoch kein Entkommen aus den verkörperten Handlungsmustern zu geben. Das Selbermachen einer Postwachstumsgesellschaft scheint hier untrennbar gekoppelt zu sein an neoliberale Regierungstechniken der Selbstoptimierung, der Eigenverantwortung und der Produktivitäts- und Leistungssteigerung. In der Argumentation entsteht das Paradox, dass die Teilnehmenden des Workshops – indem sie ein *Tun von Nachhaltigkeit* erproben und damit ihre eigenen Gewohnheiten destabilisieren, um eine Kritik an einer konsumorientierten Spätmoderne zu formulieren – letztendlich die gleiche neoliberale Logik und gewinnorientierte Dynamik reproduzieren, die sie eigentlich hinter sich lassen wollen. Das sich reproduzierende Selbst ist die Gegenthese der Postwachstumsdebatte. Doch der Versuch einer Außenperspektive scheint in eine Sackgasse geraten und die Postwachstumsgesellschaft ein Label der Verschleierung zu sein, mit dem materielles Wachstum durch persönliches Wachstum ersetzt wird.

Die Figur des Selbst zeigt sich hier als eine gouvernementale Strategie zur politischen Steuerung. Die Bewältigung der Gegenwart, die empfundene Ungewissheit, die von einer Welt im Wandel ausgeht, wird an die Einzelperson abgegeben. Jedoch bezieht sich die Selbstvergewisserung nicht mehr nur auf die Frage nach der Wohlstandssicherung, sondern viel grundlegender auf das eigene Überleben. Indem das eigene Handeln gegenüber der überwältigenden Komplexität ökosozialer Systeme in Projektphasen unterteilt wird, öffnet sich ein Gestaltungsraum. Durch Kreativitätstechniken, oder noch viel basaler mit Papier und Stift, wird die Komplexität in den eigenen Handlungsraum skaliert. Das Selbermachen, Prototyping, Entwerfen und Projektieren sind hier kulturelle Werkzeuge der Sinnerzeugung. Das kreative Selbst ist somit eine Rolle, die die Teilnehmenden annehmen, um eine Welt im Wandel zu antizipieren. Erst durch die Rahmung von „Zukunft“ in einer Projektlogik wird die Ungewissheit, die von den dramatischen und lebensbedrohlichen Zukunftsnarrativen ausgeht, für das Selbst greifbar und gestaltbar.

Im Workshop ging es fortwährend darum, Zusammenhänge aufzuzeigen und neue Verbindungen zu schaffen, um mit einem

wachstumsorientierten Selbstverständnis zu brechen. Das zeigte sich in dem Workshopprogramm, in dem Yogapraxis und Tiny Houses, Permakultur und Kreativitätstechniken zu einem ganzheitlichen Programm verbunden wurden. In dem Versuch, den Menschen vor seiner eigenen Entfremdung zu schützen, trennt der bestehende intellektuelle Apparat den Menschen von der Umwelt und stellt ihn über andere Lebewesen und nichtlebendige Dinge (Mol 2021, 2). Im Garten oder im Seminarraum wurden Theorien und Modelle verwendet, die versuchten, diese Überlegenheit gegenüber anderen Entitäten, etwa Bäumen, in Frage zu stellen. Theorien zur symbiotischen Koexistenz (Permakultur), aber auch ganz konkret Modelle zum Aufbau eines Termitenhügels tragen dazu bei, zu verdeutlichen, wie Realitäten wahrgenommen und gehandhabt werden (Mol et al. 2015).

Im positiven Integrieren von Kritik, durch Kreativitätstechniken und spirituelle Praktiken verfolgte der Workshop eine eigene Forschungsagenda, um mit den Herausforderungen der Gegenwart umzugehen. Um den Wandel zu antizipieren und „Zukunft zu bauen“, sollte ein anderes Verhältnis zur Umwelt und auch zum eigenen Körper erlernt und bestehende Routinen entlernt werden. Eine völlige ontologische Neuausrichtung ist auch für Mol der einzige Weg, um eine tatsächliche Außenperspektive auf die sozialen Praktiken der Gegenwart zu bekommen.³⁶ Dafür braucht es ihr zufolge ein neues Vokabular, neue Modelle und Metaphern, um den „intellektuellen Apparat des humanistisch-philosophischen Denkens“ (Mol 2021, 1), der die Sozial- und Geisteswissenschaften und die gutgebildeten Macher:innen prägt, hinter sich zu lassen. Einen Ansatz sieht sie darin, die Modelle und Metaphern, die es braucht, um Realität zu beschreiben, aus der Erfahrung metabolischer Prozesse abzuleiten (Mol 2021, 3). Wie aber schmeckt, riecht und fühlt sich der Lebenstraum an? Und welchen anderen Zu- und Umgang mit der spätmodernen Wirklichkeit schafft ein solcher Perspektivwechsel?

Auf der Suche nach dem Außen

Ich liege auf dem Bett in meinem *Van*, die grünen Vorhänge habe ich mit Magneten vor den Fenstern befestigt, das Licht vom Seminarhaus kommt nur noch gedimmt in meine Höhle. Für meinen Rückzug (und um etwas Distanz zwischen mir und der Außenwelt zu schaffen) habe ich auf meinem Handy Musik angemacht, irgendetwas Instrumentales, ohne Gesang. Ich bin erschöpft vom Tag, von all den Eindrücken, Begegnungen und Gesprächen. Mein Körper ist müde, mein Bauch voll vom Abendessen und mein Kopf

36 In ihrer Schrift „Eating in Theory“ (2021) führt Mol diese Überlegung am Beispiel des Essens aus: „Beim Verzehr von Lebensmitteln werden die bekannten Objekte in das bekannte Subjekt eingeführt.“ (Mol 2021, 3) Dadurch steht die materielle Welt nicht mehr dem „cognito“ gegenüber, sondern tritt ein in das menschliche „Sein“ (Mol 2021, 9) – wobei Schmecken, Riechen und Tasten den gleichen Erkenntniswert bekommen wie Sehen und Hören (Mol 2021, 3). Mol hinterfragt die humanistischen Ideale, die in vergangenen und gegenwärtigen Theorien den Blick auf die Welt prägen und das Denken über andere Zugänge wie Bewegung oder die Erfahrung der Sinne stellen. „Wie wäre es, wenn wir aufhören würden, die kognitiven Überlegungen des Menschen über die Welt zu feiern, und uns stattdessen an den Stoffwechselfvorgängen des Menschen in der Welt orientieren würden?“ (Mol 2021, 3) Auch im menschlichen Erkenntnisprozess selbst stehe das Denken ganz oben, wohingegen metabolische Prozesse wie Essen und Atmen, aber

auch Bewegungen und Empfindungen eine untergeordnete Rolle spielen. Mol fordert daher einen ontologischen Shift, in dem sie das Vokabular, die Modelle und Metaphern, die wir brauchen, um Realität zu beschreiben, aus der Erfahrung eben dieser metabolischen Prozesse ableitet.

voll von Gedanken. Auch wenn nun keine offiziellen Programmpunkte mehr stattfinden, keine Seminare, Inputs, Übungen, und ich mich auch aus den inoffiziellen Aktivitäten zurückgezogen habe, wie dem abendlichen Lagerfeuer, so bin ich immer noch im Feld. Ich höre die Grillen, höre die Frösche und höre Menschen, die vorbeilaufen, den Kies unter ihren Schuhen und wie sie sich leise unterhalten. Ich rieche das Buchenholz meines selbstgezimmernten Innenausbaus und aus der textilen Deckenverkleidung des Vans die Vorbesitzer der vergangenen 25 Jahre. Ich fühle die Dauendecke über mir und wie durch das halbgeöffnete Schiebefenster die kühle, frische Luft der Nacht strömt. Gelegentlich donnert ein Lkw die Landstraße entlang.



Abb. 112: *Inside my van. Mit zugezogenem Vorhang versuche ich mich von der Außenwelt zurückzuziehen.*

Die Nacht gehört zum Workshop, ebenso wie der Tag. Es ist die Zeit, in der jede:r für sich ist, ein Moment, um zur Ruhe zu kommen, zu reflektieren und zu ordnen. Die Rückzugsorte hat jede:r für sich selbst gewählt, sie unterscheiden sich in ihren soziomateriellen Bedingungen deutlich voneinander. Während das *Lummerland* eine Art kollektiv geteilter Schlafsaal ist, in dem die verwinkelten Kojen eigensinnige Grundrisse und Ausstattungen (und Namen) haben, ist das *Dufthaus* mit seinen Insektennetzen und Zelten, die inmitten von Rosengewächsen stehen, ein eher fantastisches, olfaktorisches Matratzenlager. Die Übernachtung im *Tiny House*, das von einer Gruppe des WBZ entwickelt wurde, ist eine private Wohneinheit, die wiederum an Einfamilienhausidylle erinnert, wohingegen das Zelten auf der Wiese mit Außendusche

dem puristischen Camping in der Wildnis nahekommmt. Allein das konstituiert schon unterschiedliche multisensorische Erfahrungen und damit mehrere gleichzeitige Realitäten. – Ich liege da, meine Gedanken mäandern vor sich hin. Träumen ist kein aktives Handeln, kein „nexus of doings and saying“ (Schatzki 2002, 76). Es ist eher ein affektives Nichthandeln. Mit Mol gesprochen³⁷ verdaue ich hier liegend die materiellen und nichtmateriellen Eindrücke des Tages (Mol 2021, 92).

37 Mol reizt das praxeologische Konzept aus, jenseits des Handelns, des Gesagten und Getanen, erweitert



Abb. 113/114/115: Von links nach rechts: Übernachtung im Dufthaus, im Brückenhaus, im Tiny House.

Mol versteht das Denken nicht als ein Gegenstück zum Verdauen, in ihrer Verortung seien sie nämlich ganz ähnlich. So wie das Denken nicht allein im Kopf stattfindet – sondern in der Interaktion mit der uns umgebenden Welt geschieht –, sei auch das Verdauen nicht beschränkt auf den Magen-Darm-Trakt (Mol 2021, 90 f.). Es findet gemeinsam und schon lange vorher statt, bevor Mol das Essen herunterschluckt und bevor ich in meiner Van-Höhle liege. Die Zubereitung, das Kochen und Genießbarmachen der Nahrungsmittel und schließlich das Zerkauen sind erste Schritte des Verdauens. „Das Essen [...] reicht über meine Haut hinaus“³⁸ (Mol 2021, 92) und schließt Werkzeuge wie Pfannen und Besteck, aber auch das Feuer vom Herd mit in den Prozess ein. Auch die Landwirte aus der Region, die diese Lebensmittel erst angebaut haben, sind Teil des Verdauungssystems (Mol 2021, 10). Das Verdauen unserer Eindrücke spannt sich auf ähnliche Weise über den eigenen Körper hinaus. Die Workshopleiter haben uns eine Zukunft in mundgerechte Häppchen vorbereitet und Techniken des „Stoffwechsels“ vermittelt. In den gewählten Schlafstätten werden die Zukunftsprojekte vorgekostet und zeigen, mit einer quietschenden Luftmatratze, mit dem Duft von Rosen, dem Surren von Mücken oder mit einem So-wenig-Platz-ist-das-ja-gar-nicht, inwiefern der imaginierte Traum verdaubar oder weniger bekömmlich ist.

Aus der naturalistischen Argumentation Mols heraus kann das Projekt „Lebenstraum“ nur scheinbar ein klares Ziel verfol-

um ein Verständnis des „doing“, das praxeologisch eher als affektives Nichthandeln zu verstehen wäre. Die Verdauung könne nicht trainiert werden, auch würde sie nicht von einem Zentrum aus gesteuert, eher sei sie ein sich ausbreitendes, turbulentes Tun (Mol 2021, 3).

38 Eigene Übersetzung. Originaltext: „Eating [...] stretches out beyond my skin“.



gen, wie es das neoliberale Narrativ bekräftigt. Das Selbst löst sich angesichts des ontologischen Perspektivwechsels auf, denn selbst in meinem Körper bin ich nicht allein. Unter meiner Haut und in meinen Organen „findet ein großes mikrobielles Fressen statt“ (Mol 2021, 90). Im Grunde genommen verdaut WBZ sogar eher uns. Die Pflanzen in den Seminarräumen reinigen unsere verbrauchte Luft des Tages, die Wasseraufbereitungsanlage filtert mit Mikroorganismen unser Abwasser, vom Kompost werden unsere Essensreste zersetzt. Gemeinsam, als ein „ausgedehntes, historisch verstreutes, sozio-materielles Kollektiv“ (Mol 2021, 91), verdauen wir die Eindrücke, koproduzieren wir die Gegenwart und grundieren eine mögliche Zukunft. So gesehen würde die „neoliberale Sackgasse“ an Kontur und Linearität verlieren. – Doch ist Mols naturalistische Perspektive nur ein weiteres Konzept, das ich auf der Suche nach einem Ausweg aus dem neoliberalen Narrativ über meine Beobachtungen stülpe? Oder ist es nicht vielmehr rekursiv, die multisensorische Erfahrung des Feldes, die mich für eine solche Sichtweise sensibel macht?

Aus einer soziomateriellen Perspektive, die eine neoliberale Entwicklung der Gesellschaft kritisiert, zeigt sich in der integrativen Haltung, wie sämtliche Lebensbereiche absorbiert werden und sogar Kritik als disruptive Innovation verwertbar gemacht wird. In jeder Kritik, jeder Reibung, jedem Aufrütteln, jeder Reflexion wird eine Chance der Verbesserung gesehen. Aus naturalistischer Perspektive wiederum ließe sich hier argumentieren, dass sich die künstliche Trennung zwischen Menschen und ihrer Umwelt, die in der Moderne gezogen wurde und sich im humanistischen Denken verankert hat, im Verschränken sämtlicher Lebensbereiche, wodurch auch die Grenzen spezifischer Wissensdomänen verschwimmen, wiederum auflöst. Ich möchte die Perspektiven nicht bewerten und mich hier auch nicht auf eine Seite stellen. Stattdessen möchte ich Holbraads (2012) Konzept der Rekursivität folgend fragen, was das Feld mit mir als Ethnografin macht.

Das Selbst verdaut sich selbst

Für mich als teilnehmende Beobachterin gab es keinen Rückzug aus dem Feld. Zwar konnte ich für mich entscheiden, nicht an einer Übung teilzunehmen – so war ich nur einmal beim Yoga, weil es mir sonst einfach zu früh war –, und trotzdem, wie ich im vorangegangenen Abschnitt zum Träumen erwähnte hatte, war ich immer noch „im Feld“. Und auch ich wurde trotz meiner offenkommunizierten Rolle als Forscherin sofort integriert in die Gruppe und nicht als Eindringling oder gar Parasit betrachtet. Das

Auflösen meiner eigenen Konturen innerhalb der Gemeinschaft hat mich während meines Aufenthalts vor verschiedene Fragen gestellt: Wie gehe ich mit dem Verhältnis von Nähe und Distanz um? Soll ich sie künstlich herstellen, soll ich mich aktiv zurücknehmen, soll ich versuchen, mich aus den Gesprächen oder etwa Übungen zum Design Thinking herauszuhalten? Oder wäre das eine erzwungene Trennung, mit der ich den Menschen, denen ich begegne, etwas vormache und sie im schlimmsten Fall sogar entwerte, indem ich sie zu bloßen Forschungsobjekten mache?

Und wie kann ich festhalten, was ich beobachte? Soll ich es überhaupt festhalten oder für die wenigen (vier) Tage des Workshops mich vollkommen auf die Situation einlassen, keine Notizen machen, kein Tagebuch schreiben, nicht abends den Tag Revue passieren lassen? Kann ich überhaupt auf die parallel laufende Reflexionsschleife in meinem Kopf verzichten? Können das die anderen Teilnehmenden?

Indem sich die Rollen auflösen und ich, ebenso wie die anderen Teilnehmenden, einbezogen werde in den Alltag „im Feld“ und wir in die Verantwortung gezogen werden, auch über den Workshop hinaus an der ökosozialen Transformation mitzuwirken, wird meine teilnehmende Beobachtung aus ihrer Komfortzone gerissen. Die teilnehmende Beobachtung richtet sich in einem eher konventionellen Sinn „auf das Verständnis kultureller und sozialer Systeme, von Werten, Organisationen und so weiter“ (Pink 2015, 94). Dabei liegt der Fokus meist auf dem allein visuellen Wahrnehmen der Umgebung, was eine Distanz schafft zwischen Beobachterin und Beobachtetem. Durch meine Anwesenheit im Workshop, der auf einen gesellschaftlichen Wandel abzielt, und durch mein Forschungsinteresse an der Vision einer Postwachstumsgesellschaft trage ich dazu bei, die Praktiken und Diskurse der Transformation weiterzuentwickeln. Meine teilnehmende Beobachtung wird zu einer beitragenden Beobachtung, indem ich mich den Menschen bei ihren Spekulationen darüber anschließe, was das Leben sein müsste oder sein könnte (Ingold 2013, 4).

Das Bewusstsein dafür, dass das zu beobachtende Feld ein ganz eigenes Expertenwissen besitzt und dass es meine Aufgabe als Ethnografin ist, davon zu lernen, erzeugt einige innere Spannungen, die ich selbstkritisch hinterfragen muss. Das ist zum einen ein institutionell erlernter Blick auf eine gestaltungsrelevante Situation. Durch meine mehrjährigen Tätigkeiten an Design- und Kunsthochschulen stelle ich ungewollt eine Distinktion zu außerinstitutionellen und außerdiskursiven Gestaltungsaktivitäten her, also solchen, die nicht im Diskurs der gestalterischen

Ausbildung stattfinden oder auf diese zurückzuführen sind. Ungewollt schreibe ich mir eine Hegemonie über den Wissensbereich des Designs zu und muss immer wieder mein verzerrtes Bild und meine eigene Voreingenommenheit hinterfragen. Zum anderen bin ich ebenfalls Teil meines spätmodernen Arguments. Ich erlebe die gleiche Welt im Wandel wie die anderen Teilnehmenden und an mich wird das gleiche Anforderungsprofil der Selbstwirksamkeit gestellt. Mein Körper erfährt daher die Situationen auf ähnliche Weise wie sie.

Die Überbetonung visueller Beobachtungen in der teilnehmenden Beobachtung kritisiert die Ethnografin Sarah Pink als unzureichend (Pink 2015, 94). In ihrem umfangreichen Programm für eine *Sensory Ethnography* (2015) plädiert sie stattdessen dafür, Beobachtung eher als einen Prozess des Lernens und der Wahrnehmung mit allen Sinnen zu begreifen (Pink 2015, 96). Das verschiebt die Domäne des Wissens nach innen, sowohl in die eigene Körperlichkeit und in die eigenen Empfindungen und Wahrnehmungen, die ich mit anderen an diesem Ort teile. Wie oben beschrieben schließt das nicht nur alle Teilnehmenden mit ein, sondern auch sämtliche weiteren Lebewesen am Platz. Gemeinsam verdauen wir die Eindrücke des Tages und koproduzieren eine mögliche Zukunft. Wenn Ingold die teilnehmende Beobachtung als „eine Art, von innen heraus zu wissen“³⁹ (Ingold 2013, 5) beschreibt, dann wäre das teilnehmende Verdauen „eine andere Art, von innen heraus zu wissen“, und zwar über das gemeinsame Beitragen zu einem zukünftigen Handlungswissen.

39 Eigene Übersetzung, Originaltext: „a way of knowing from the inside“



Abb. 116: Das zugewachsene Blumenhaus.

Metabolismus des Wandels

In der Anerkennung der Körperlichkeit von Praktiken liegt ein entscheidendes und erkenntnisbringendes Moment. Ich versuche einzuordnen, was ich beobachte und woran ich teilnehme, um zu erfahren, *wie es passiert*. Indem ich nicht nur beobachte, sondern mit meinem Körper das Feld ertaste und darüber hinaus sogar als Teil einer sozialen Gruppe zu dem Metabolismus eines kollektiven Ökosystems beitrage, wird mein Körper gleichzeitig zum Sensor und Mitwirkenden, um die Komplexität und Fragilität einer Gegenwart im Wandel zu erfassen. Wie auch der Van als epistemisches Werkzeug, mit dem ich mich mobil im Feld bewege, wird auch mein Körper zu einem epistemischen Ding. Mit ihm erfasse ich ähnlich einem Seismografen das Geschehen um mich herum und verdaue gleichzeitig mit den anderen Teilnehmenden vor Ort die Eindrücke des Tages. Gemeinsam koproduzieren wir eine Lebenswelt.

Von hier aus betrachtet wird die scheinbar unauflösbare Konsumkritik zu einer Diskussion zwischen menschlichen Akteur:innen, die ihre Umwelt lediglich als Ressourcen betrachten. Durch die Flucht ins Posthumane eröffnet sich mir eine Anschauungsweise, die in der symbiotischen Wechselbeziehung menschlicher und nichtmenschlicher Akteure ein alternatives Beziehungsmodell sieht. Mit dem ontologischen Perspektivwechsel verlagert sich auch das reflektierende Denken, das meine Beobachtungen strukturiert. Argumentativ gebe ich hier die humanistische Trennung zwischen dem reflektierenden Bewusstsein und dem handelnden Körper und damit die Figur des Selbst auf. Die Reflexion findet vielmehr in und durch meinen ganzen Körper und im Austausch mit anderen statt. Was diese Perspektive wiederum auslöst, ist die empfundene Endgültigkeit, die im Machen von Zukunft liegt, und die Überforderungen, denen sich das Selbst darin ausgesetzt sieht.

Das Selbst ist eine wesentliche Figur, um zu verstehen, wie sich die Zukunftsorientierung im Design seit dem Einfluss der Planungstheorien der 1960er Jahre verändert hat und auf gegenwärtige gesellschaftliche und ökologische Herausforderungen reagiert. In einem Moment, in dem „das Überleben der Menschheit“, so das überspitzte Narrativ, nun selbst in Frage steht, werden gestalterische Praktiken des *future-making* zu einem Projekt der Selbstvergewisserung. Denn die Praxis des „Selbstmachens“, die mit dem wirtschaftlichen Aufschwung ab Mitte der 1950er Jahre und in den folgenden Jahrzehnten zum Ausdruck von Selbstverwirklichung, einer reformorientierten Anpackermentalität und

schließlich eines gegenkulturellen Protests wurde, scheint nun wieder essenziell und sogar lebensnotwendig. Das Selbst hat die politische Verantwortung die Gesellschaft mitzugestalten – und damit die Frage nach der eigenen Zukunft – *selbst* in die Hand genommen. Diese Sichtweise steht nicht im Kontrast zu einer spätmodernen Wirklichkeit, sondern ist vielmehr ihre Zuspitzung. Die Vision einer Postwachstumsgesellschaft lehnt aber gerade das Wachstumsparadigma ab, das einer spätmodernen Gesellschaft und so auch der Figur des Selbst zugrunde liegt. Sie ist die Gegenthese, an der die Projektgemeinschaften sich abarbeiten, sowohl auf persönlicher, lokaler als auch auf globaler Ebene.

Entscheidend hierbei ist, wie es passiert und was die Akteur:innen dabei erleben. Durch den Einbezug des unmittelbar Erlebten und Wahrgenommenen finde ich Zugänge zu Theoriewelten und Diskursfeldern, die auf völlig unterschiedlichen Grundannahmen und Modellen beruhen. Es ist interessant, was das Feld mit mir als Ethnografin macht und was ich daraus über das Feld erfahre. Die Betonung der Körperlichkeit macht mich darauf aufmerksam, dass an meiner Theoriebildung weit mehr beteiligt ist als nur ein ordnendes, reflektierendes Denken. Die Herausforderungen, mit denen das reflektierende, spätmoderne Subjekt konfrontiert wird, machen das Gestalten von Zukunft zu einem körperlichen, anstrengenden Prozess. Das affektive Erleben der Transformationsbestrebungen im Workshop, der anderen Workshopteilnehmenden und auch der Workshopleitenden ist ebenso Teil des Erkenntnisprozesses. So konnte ich an mir selbst und rückwirkend auch bei den anderen Teilnehmenden beobachten, wie während des Workshops durchaus bestehende Denk- und Handlungsmuster erschüttert wurden. Ohne merklich die Alltagsroutinen oder das Vokabular zu verändern, war es eher eine subtile Empfindung von Verbundenheit.

Das Machen in der Krise	186
Kopf- und Handarbeit	186
Sandsturm	187
Tröpfchenbewässerung	188
Fragil	190
Körperlich	191
Wissen im Machen	192
Lokal plural	194
Liegestühle und Plastikrohre	195
Die Zukunftsutopie im Zukunftslabor	196

Der Inselgarten – Kleine Welten machen	198
Die Wahl der Werkzeuge	199
Erzeugen von Bildern	200
Steuerung von Teilhabe	201
Verunsichern der Umwelt	203
Kleine Welten machen	204

Der 3D-Drucker – Vermittler der Katastrophe	206
Die 3D-gedruckte Zukunft im Wohnzimmer	208
Design global (north), produce local	211
Nicht-Drucken	214
Vermittler der Katastrophe	216

Die Komposttoilette – Ästhetik des Unfertigen	219
Der Geruch von Sägespänen	219
Der Ferrari des Kleingartens	221
Ästhetik des Unfertigen	222

Diskussion: Sinnliche Wiederverunsicherung im Machen	223
Eine festgesetzte Zukunft wird wieder verunsichert	224
Neue Sinn- und Erfahrungswelten	226

Machen

Krisenhafte Zukünfte im Machen sinnlich verhandeln

In diesem Kapitel geht es nun darum, wie eine wünschenswerte Zukunft und die Herausforderungen eines spätmodernen Anforderungsprofils, die das Selbst bestimmt, miteinander im Machen ausgehandelt werden. Anhand von drei Prototypen – dem Inselgarten, dem 3D-Drucker und der Komposttoilette – diskutiere ich, wie im Machen ein spezifisches Krisenwissen entsteht. Beim detaillierten Auslegen der Beispiele werden kulturelle Gewohnheiten und Machtbeziehungen sichtbar, die nicht nur sozial verankert sind, sondern auch von den verwendeten Werkzeugen und Materialien ausgehen und die schließlich angesichts einer Gesellschaft im Wandel selbst brüchig werden.

Das Machen in der Krise

Wieder besuche ich den Inselgarten. Bei jedem meiner Aufenthalte bei WBZ statte ich der schwimmenden Plattform einen kurzen Besuch ab. Als ich 2019 das erste Mal hier war, wurde sie gerade gebaut. Es war die erste Situation und die Insel das erste Objekt, dem ich hier im Feld begegnet bin. Mittlerweile, vier Jahre und eine Pandemie später, schwimmt sie immer noch auf dem kleinen Weiher, versteckt im Wald. Doch in der Zwischenzeit ist sie mit ihrer Umgebung verwachsen. Ein dichtes Grün hat sie eingenommen. – Anhand des Entstehens der Insel wird deutlich, wie sich die Zukunftslabore Krisennarrative und eine sozioökologische Instabilität im Prototyping kollektiv erschließen. Um das nachzuzeichnen, werde ich im Folgenden auslegen, was beim Bau der Plattform eigentlich passiert, wer hier baut, welche Momente der Verunsicherung dabei entstehen, aber auch, welches Wissen dabei entsteht und was schließlich die Insel Jahre später noch weiß.

Kopf- und Handarbeit

Frühjahr 2019, WBZ und die Maker-Initiative Open Island organisieren zusammen einen Workshop. Zusammen mit Externen, die sich für diesen Workshop angemeldet haben, entwickeln sie in wenigen Tagen eine Vision für einen sich selbst versorgenden Garten und bauen eine schwimmende Plattform, den Prototyp eines „Inselgartens“. Zusammen planen sie ihr Vorhaben und erstellen Personas von typisierten Großstädter:innen, die in einer nahen Zukunft einen Ort brauchen werden, um gemeinsam zu gärtnern, einen Ausgleich zur „Kopfarbeit“ durch „Handarbeit“ zu bekommen und Abkühlung zu finden. Betroffen von den Auswirkungen des Klimawandels soll diese Insel das Bedürfnis nach Natur und Ruhe stillen. Hier wird ein Naturbild bedient, in der die Natur zwar bedrohlich erscheint, aber auch das Wirkliche und Vollkommene darstellt. Der Mensch, als ihr Antagonist, muss sich wieder mit der Natur versöhnen und ein symbiotisches Miteinander herstellen, um friedlich mit und in ihr zu leben. Interessant ist dabei, dass das symbiotische Miteinander gerade durch Praktiken des Entwerfens und Planens entstehen soll. So bauen die Teilnehmenden im Laufe des Workshops eine schwimmende Plattform, entwerfen eigene Ansätze für Pflanzenbewässerungssysteme und entwickeln Prototypen mit Schläuchen, Kunststoffrohren und Holz.

Vor dem Hintergrund einer drohenden Klimakrise sind die Teilnehmenden des Workshops motiviert, über alternative Res-



sourcen- und Verwertungskreisläufe nicht mehr nur nachzudenken, sondern ins Machen zu kommen. Immer wieder werden Bauteile hinzugefügt oder umplatziert, nur um schließlich wieder demontiert zu werden. Das materielle Spekulieren und Iterieren im Entwurf ermöglichen den Teilnehmenden ein Vor und Zurück zwischen Gegenwart und Zukunft. Vermeintlich folgenlos können die Teilnehmenden mögliche Zukünfte zusammenstellen, sie antesten und wieder rückgängig machen. So schwimmen bei meiner Ankunft Kanister im Wasser, stehen Pflanzenkübel auf einer Leiter und werden Rohre aufgeschnitten und wie eine Marmelbahn vertikal aufgehängt.

Sandsturm

Bei meinem ersten Besuch im Frühjahr 2019 ist der Klimawandel bereits als akute Bedrohung in der öffentlichen Aufmerksamkeit angekommen – insbesondere durch die Protestaktionen von *Fridays for Future* und *Extinction Rebellion*, deren Sticker auch auf den Türrahmen von WBZ und anderen Communities kleben. Bis dahin wird von „Krise“ in diesem Umfeld zwar noch nicht im Plural gesprochen, das Bewusstsein für eine Welt, die sich im Umbruch befindet, aber ist omnipräsent. Die drohende Klimakrise wird als so gravierend und mannigfaltig erwartet, dass Dürren, überhitzte Städte, klimabedingte Kriege und Migration lediglich die voraussehbaren Konsequenzen sein werden. Die Sensibilität für das Thema verdeutlicht sich etwa in einer kurzen Videoaufnahme, die während eines der Workshops bei WBZ abgespielt wird. Sie zeigt einen Sandsturm, der auf einem benachbarten Acker gesichtet wurde.



Abb. 117/118: Links: Sandsturm, Standbild aus dem selbst aufgenommenen Video. Rechts: Extinction-Rebellion-Sticker an einem Regenrohr der Klimawerkstatt Werder.

Die Bilder wirken furchteinflößend und unwirklich, eher wie aus einem Endzeitfilm. Das gegenwärtige Krisenbewusstsein imaginieren eine Weltlage, die ihre Kippunkte erreicht habe, so die Literaturwissenschaftlerin Eva Horn (2014, 68). Horn beobachtet, wie in Literatur, Filmen und auch populären Sachbüchern vermehrt ein „apokalyptischer Ton“ (ebd., 12) vorherrscht. Die Bilder des Sandsturms vermitteln durch die unmittelbare Nähe zu ihrem Entstehungsort eine Dringlichkeit. Die Kippunkte, die Horn als das eigentliche katastrophale Moment beschreibt, nach dem es kein Zurück mehr gibt, rücken näher. Horn sieht die intensive Beschäftigung mit Katastrophen symptomatisch für ein modernes Verhältnis zur Zukunft. Der Sandsturm auf dem benachbarten Feld kündigt daher nichts weniger als das „Zerbrechen einer modernen Zeitordnung“ (ebd., 63) an und das Ende einer Welt, wie wir sie kennen.

Es ist eine düstere Zeitdiagnose, die etwas Letztendliches hat, die aber auch die narrative Basis¹ bildet, auf der die Insel entsteht. Denn entscheidend ist die Reaktion, die aus der intensiven Beschäftigung mit Katastrophen, Störfällen und Untergangsszenarien heraus entsteht. So dient die „Inszenierung des Welt-risikos“ (ebd., 23) vor allem als Negativschablone, um sich von der vergegenwärtigten Katastrophe abzuwenden – und, wie in diesem Fall, zu handeln. Während Untergangsszenarien in Film und Literatur, die Horn beschreibt, projektieren, wie eine Zukunft als Katastrophe – nach dem Menschen – aussieht (ebd., 63), erzählt der Prototyp die Geschichte einer „enkeltauglichen Zukunft“, von Hoffnung und Machbarkeit durch Teilhabe und Transformation.

¹ Praxeologisch gesehen sind Narrative medial gestützte Wissensordnungen, die mit der gebauten Zukunftsfiktion multisensorisch erlebt werden.

Tröpfchenbewässerung

Nach drei Tagen gemeinsamen Arbeitens am Tümpel schwimmt eine Plattform auf dem Wasser. Auf ihr befinden sich mehrere gebaute Überlegungen für manuelle und automatische Bewässerungslösungen und genug Platz für Liegestühle und Sonnenschirme. Um die Plattform herum treiben kleine Satelliten – Pflanzentöpfe, die in schwimmende Holzgerüste eingehängt sind. Hier würden die imaginierten Personas *Sebastian Goodman* und *Greta Greenplant*, die zuvor im Workshop gemeinsam erarbeitet wurden, einen Ausgleich zum hektischen Alltag ihres städtischen Lebens finden und in einer kühlenden Oase inmitten der überhitzten Stadt mit Freund:innen gärtnern können, so die hoffnungsfrohe Utopie.

Die Praktiken (Reparieren, Making, Hacking, Urban Gardening usw.) und Diskurse (Postwachstum, Commoning, Open

Source usw.) der Projektgemeinschaften, sie sind alle auf eine mögliche Zukunft ausgerichtet. Sie sollen in der Zukunft funktionieren, in einen zukünftigen Alltag eingebettet sein und sie sollen durch Umbau des Bekannten eine Abkehr von einer drohenden Katastrophe erwirken. Dabei steht das Ende der Welt, oder auch etwas kleiner: die Bilder des Sandsturms, im spannungsvollen Kontrast zu der Selbstbaulösung einer Tröpfchenbewässerung. Fast naiv wirkt das Frickeln an kleinen technischen Lösungen gegenüber dem Endzeitszenario der Klimakrise.



Abb. 119: Pflanzentröge schwimmen als kleine Satelliten um den Inselgarten.

Doch mithilfe der Insel werden Geschichten erzählt, wie Zukünfte „andersmöglich“ (Geiger 2018), alternativ zu einer spätmodernen, postindustriellen und damit unweigerlich apokalyptischen Zukunft, aussehen könnten.² Vielmehr strukturiert die Katastrophe die Art und Weise, wie die Insel geplant und was auf ihr gebaut wird. Das Entscheidende dabei ist, dass sich die Teilnehmenden im Prototyping der Insel mit einer Zukunft auseinandersetzen, für die sie womöglich noch keine Worte haben. Dennoch entsteht im Machen ein Handlungswissen darüber, wie sich eine Postwachstumsvision anfühlen könnte. In der Vergegenwärtigung der Zukunft entstehen dabei Bilder und sensorische Eindrücke, die prägen, „wie sich Menschen ihre soziale Existenz vorstellen“ und die unmittelbar strukturierend in das kollektive Imaginäre eingreifen (Horn 2014, 22).

2 Mit dem Bau der Insel formulieren die Teilnehmenden einen Gegenvorschlag, der weitaus größer ist, als das bloße Frickeln vermuten lässt: In dem imaginierten Zukunftsszenario engagieren sich die Inselgärtner:innen Sebastian Goodman und Greta Greenplant neben ihren Teilzeitberufen in einem Community Garden, wo sie lokal Gemüse anbauen und sich so ein Stück weit selbst versorgen können. Damit entkommen sie den heißer werdenden Städten und machen sich unabhängig von globalen Lieferketten, die in der

Fragil

In den Monaten und schließlich Jahren nach dem Workshop nehme ich immer mal wieder den Weg durch den Wald, um bei der Insel vorbeizuschauen. Schon bald zeigt sich, dass die entworfenen und installierten Bewässerungssysteme nicht in der beabsichtigten Weise funktionieren. Die gesetzten Pflanzen gehen ein, andere übernehmen ihren Platz in den Töpfen. Im Verlauf der kommenden Jahre kann ich beobachten, wie die Insel ohne Wartung immer mehr von ihrer umgebenden Vegetation eingenommen wird. Mit der Zeit wird aber nicht nur die Insel von einem dichten Grün überwachsen, sondern verändert sich auch die politische, ökonomische und ökologische Weltlage.



Abb. 120: Der Inselgarten im Sommer 2020, etwa ein Jahr nach seiner Erbauung.

Das Bewusstsein einer krisenbesetzten Zukunft bildet sich während der Jahre 2019–2022 immer weiter heraus. Das geschieht nicht nur durch mein eigenes Forschungsinteresse, das meinen Blick für diese Themen sensibel macht, sondern auch durch ein Akkumulieren mehrerer krisenhafter Ereignisse – etwa des Ausbruchs der Covid-19-Pandemie, die als eine Art Erweckungsmoment deutlich macht, „wie schnell wichtige Infrastrukturen, die erforderlich sind, um den Alltag am Laufen zu halten, drohen zu kollabieren“ (Bayramoğlu/do Mar Castro Varela 2021, 16). Die Erfahrung einer gesellschaftlichen Fragilität, wie sie Bayramoğlu und do Mar Castro Varela beschreiben,³ wird weiter erschüttert durch den Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine im Februar 2022, der zu massenhafter Flucht führt und sich auch auf globale Lebensmittelmärkte (u. a. Blockade des Getreideexports) und die

imaginierten Zukunft als gefährdet und unzuverlässig gelten. Durch das Bauen der Plattform und das Erfinden der Personas wird diese Zukunft für die Workshopteilnehmenden gegenwärtig und erscheint tatsächlich möglich.

³ Im Gegensatz zum Klimawandel, der als abstrakte Bedrohung eher im spekulativen Status des Narrativs diskutiert oder kritisiert wird, ist die Pandemie eine plötzliche Zäsur des

spätmodernen Alltags. Die Medienwissenschaftlerin Yener Bayramoğlu und die Politikwissenschaftlerin María do Mar Castro Varela sprechen daher von einer gesellschaftlichen Fragilität, die mit einem Mal spürbar wurde (Bayramoğlu/ do Mar Castro Varela 2021).

Energieversorgung (u. a. Verknappung fossiler Brennstoffe) auswirkt.

Das Prototyping der Projektgemeinschaften findet genau vor und in Reaktion auf die Krisenerfahrung statt und kann nicht getrennt von diesen Umständen betrachtet werden. Hier kommen unabhängig von den individuellen Hintergründen Macher:innen zusammen, die ein gemeinsames Erkenntnisinteresse verbindet. Im gemeinsamen Prototyping der Insel wollen sie verstehen, was in einer Welt passiert, deren Gewissheit zunehmend ins Wanken gerät. Denn die Erfahrung multipler Krisen hat vielen Menschen, so auch den Projektgemeinschaften, die Abhängigkeit von globalen Lieferketten, fossilen Brennstoffen und kritischen Infrastrukturen ins Bewusstsein gerufen. In dieser Zeit rückt das Leben in Gemeinschaft, Fragen nach alternativer Wertschöpfung und nach lokaler, regenerativer Energiegewinnung immer mehr in den Fokus. Jede Epoche, so Horn, bringt ihr eigenes Krisenwissen hervor. In dieser ist es wohl die Fragilität der spätmodernen Gesellschaft.



Abb. 121: In die Verstrebungen eines Geodätischen Domes (Hof Prädikow) sind inspirierende Referenzen gefräst. Hier: „POC21 Millemont“, ein Innovationscamp, das 2015 in der Nähe von Paris stattfand mit dem Ziel, „in 5 Wochen 100 Maker, Designer und Innovatoren zusammenzubringen, um ein Proof of Concept einer nachhaltigen Gesellschaft zu entwickeln“ (www.poc21.cc, abgerufen am 26.7.2022).

Körperlich

Wie bereits oben angesprochen, greift die Insel als eine Zukunftsfiktion in direkter Weise ordnend in das Imaginäre einer Kultur ein (Horn 2014, 23). Diese Überlegung möchte ich jedoch nicht im übertragenen oder symbolischen Sinn verstehen, sondern durchaus unmittelbar und praktisch. Denn das Krisenwissen, das sich

in den Prototypen der Zukunftslabore materialisiert, ist ein verkörperertes:

Die Insel kann begangen werden. Man kann auf ihr stehen, den wackeligen Untergrund spüren, auf Knien kann man versuchen, die Pflanzentröge zu erreichen, die als Ausleger um die Plattform schwimmen. Man könnte im Sommer wiederkommen, nun keinen dicken Pullover mehr tragend, man könnte Freunde einladen, um gemeinsam das selbstgezozene Gemüse zu ernten und die kühle Oase zu genießen, während in den Städten womöglich die Hitze tobt. Der Prototyp der Insel gibt einen Innenblick auf die Katastrophe und ihre sozialen Beziehungen, Stärken und Schwächen, wie Horn die Handlungsmacht des Narrativs beschreibt (Horn 2014, 32).

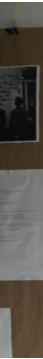
Das ist ein wichtiger Punkt, da der Prototyp hier eine erkenntnisgewinnende Aufgabe übernimmt, und zwar nicht als eine Erkenntnis über seine Materialeigenschaften, Produktionsverfahren oder als Funktionsprototyp, sondern über eine mögliche Krise – die im Prototyp modelliert und antizipiert wird. Wie ich bereits in meiner Beobachtung der Insel gezeigt habe, ist offensichtlich, dass die erbauten Bewässerungssysteme nicht in beabsichtigter Weise funktionieren. Der sich selbst versorgende Inselgarten in seiner erdachten Form scheint zunächst verfehlt, gescheitert. Dass die Insel nicht funktioniert, ist aber möglicherweise gar kein Problem. Möglicherweise ging es bei dem Workshop um etwas anderes. Die schwimmende Plattform, die sich betreten und anfassen lässt, auf der gegärtnert und gesessen werden kann, soll dabei helfen, etwas über eine mögliche Zukunft zu erfahren. Sie wird zum „epistemischen Partner“ (Estalella/ Criado 2019, 150) und Verhandlungsort der kollektiven Zukunftsvision.

Wissen im Machen

Im Machen der Insel kommen unterschiedliche Materialien, Werkzeuge und Methoden zum Einsatz. Mit ihnen versuchen die Teilnehmenden, ihre gemeinsame Vision zu materialisieren. Wie schon gesagt, ist der Workshop eine Kollaboration zweier Maker-Initiativen. Das ist nicht unerheblich, da mit dem Setting auch eine bestimmte Haltung einhergeht. Richterich/Wenz (2017, 9) beschreiben die Maker-Bewegung als das Wiederaufleben einer technooptimistisch eingestellten DIY-Kultur, die global vernetzt ist und vor allem von idealistisch eingestellten und unternehmerisch denkenden Machern⁴ getragen wird.

Das Bild eines digital affinen und an einer Demokratisierung von Wissen interessierten, männlichen Tüftlers, das ich hier zeich-

4 Hier verwende ich beabsichtigt das generische Maskulinum, da Richterich und Wenz das männlich geprägte Bild von Maker- und Hackerspaces problematisieren (Richterich/Wenz 2017, 12 f.).



ne, ist ein normatives und stark überspitztes. Jedoch ist es eines, das aus der US-amerikanischen Maker-Bewegung selbst geprägt wurde. Seit den frühen 2000er Jahren wurde ausgehend von der US-amerikanischen Ostküste, insbesondere durch den FabLab-Begründer Neil Gershenfeld am MIT eine generelle Idee von Maker Culture auf der ganzen Welt gefördert (Gershenfeld 2005). Das „Making“ ist eine Art Baukasten der Transformation, bestehend aus 3D-Druckern, FabLab-Raummodellen, Open-Source-Mentalität und Design-Thinking-Techniken. Es ist jedoch auch ein dominantes Narrativ, das sich selbst reproduziert und andere Stimmen außen vor lässt, indem es sie nicht abbildet (Foster/Boeva 2018).

Hinter dem arglosen *non-professional tinkering* des „Making“ verbirgt sich eine Machtgeste, mit der ein Herrschaftsbereich abgesteckt und ein Weltbild verallgemeinert wird (Foster/Boeva 2018). Denn das, was hier vor allem produziert wird, ist das Bild eines Makers, ein meist männliches Mitglied einer Maker Community, der seine Materialien durch neue digitale Werkzeuge kontrolliert (Foote/Verhoeven 2019, 73). Solche Strategien würden dazu führen, so Foster und Boeva (2018, 1), dass insbesondere die Sichtweisen des Silicon Valley und der US-amerikanischen Ostküste, die im Making zu finden sind, Aufmerksamkeit bekommen und verharmlost werden.



Abb. 122/123: Links: Abfotografierte Post-it-Maps zu Stadtgestaltung, Nachhaltigkeit und Gemeinschaft dokumentieren ein „Visionstreffen“ in der Alten Mu, Kiel. Rechts: Der Cowork-Land-Container versucht eine soziale Intervention mit einem Kontaktbuch aus Papier, „ist wie Facebook nur anders“ steht auf dem Umschlag.

Umso auffälliger ist, dass die Gemeinschaften häufig selbst Anschluss an das „Silicon-Valley-Modell“ suchen. In einem Diavortrag berichtet der Gründer des KoDorfs Frederik von seiner Reise ins Silicon Valley. Die Faszination, die er dort erlebt hat für neue, agile Formate wie Coworking, Coliving und neue Technologien,

möchte er weitergeben (Gesprächsnotiz Frederik, Bad Belzig, 21.10.2019). Er sieht in den Ansätzen die Möglichkeit, Probleme des Strukturwandels, der politischen Teilhabe und für einen ökologischen Wandel zu lösen (Gesprächsnotiz Frederik, Bad Belzig, 21.10.2019). Für ihn aber ist der entscheidende Punkt, diese Lösungen nicht einfach zu übernehmen, sondern sie lokal zu adaptieren (Gesprächsnotiz Frederik, Bad Belzig, 21.10.2019). Dabei treffen unterschiedliche Kulturen des Machens aufeinander.

Lokal plural

Anhand der Insel oder auch der zuvor genannten Beispiele wie des Cowork-Containers oder der Open Source Ecology Germany wird deutlich, wie das global vernetzte Maker Movement auf lokal und kulturell situierte Kulturen des Selbermachens trifft. Der Inselworkshop und auch die OSEG adaptieren den Open-Source-Software-Gedanken von zugänglichem Wissen und Selbermachen auf das gemeinsame Bauen von Hardware und adressieren damit Fragen des Klimawandels. Im Vordergrund des Machens stehen handwerkliche Tätigkeiten wie Werkeln, Tüfteln, Ausprobieren und Erfinden. Für die einen Teilnehmenden sind sie bekannt durch eine subsistenzwirtschaftlich geprägte Kultur des Selbermachens in der DDR, für die anderen eher in der Tradition eines identitätsstiftenden Heimwerkens.⁵ Das sind grundsätzlich andere Haltungen, die nun im Making jeweils Anschluss finden und ergänzt werden durch neue technologische Entwicklungen.

Es ist die Faszination für Open-Source-Technologien, die man öffnen, mit anderen teilen und weiterentwickeln kann. Hier vereinen sich der Kollektivgedanke der Subsistenzwirtschaft und das identitätsstiftende Moment jenseits von Massenkonsum. Häufig genannt werden 3D-Drucker, ebenso spielt aber auch die Möglichkeit zur Vernetzung durch das Internet eine Rolle, wodurch neue Lebens- und Arbeitsmodelle ermöglicht werden. Der Cowork-Container versucht etwa als mobiler Prototyp das Arbeiten auf dem Land umzudenken, also Coworking zu nutzen, um wirtschaftlich schwache Gegenden „aufzuwerten“. Genau das ist aber der Punkt, den Foster und Boeva problematisch sehen: Vor allem neue Modelle der Zusammenarbeit werden direkt in ein westliches Innovationsparadigma und damit in eine kapitalistische Denkweise überführt (Foster/Boeva 2018, 10). Das Bewusstsein für lokale Praktiken des Selbermachens rückt dabei in den Hintergrund.

Auch wenn ich mich hier auf westlich geprägte Diskurse zum DIY und Maker Movement stütze, in dessen Denkraum meine Beobachtungen auch vordergründig stattfinden, möchte ich das Ma-

5 Die Teilnehmenden haben unterschiedliche Hintergründe aus Ost- und Westdeutschland bzw. sind nach der Wende geboren.

chen weiter fassen. Anstatt mich von dem generellen Konzept des Makings als eine Form kritischer, kulturproduzierender Praxis abzuwenden, möchte ich es als „Machen“ differenzierter betrachten: „... selbst innerhalb des sogenannten ‚Westens‘ gibt es verborgene Stimmen, Gemeinschaften und Praktiken, die ihren eigenen lokal und historisch situierten Zugang zum Machen haben“⁶ (Foster/Boeva 2018, 4). Ein plurales Verständnis vom Selbermachen, aber auch vom „Westen“ ist hilfreich, um zu verstehen, was hier passiert. Denn beim Bau der Insel kommen neben Kreativitätstechniken (wie Brainstorming und Personas) auch heimwerkliche Fähigkeiten und improvisierte Tapelösungen zum Einsatz. Hier verschränken sich kulturelle Praktiken, aber auch kulturelle Imaginären.

Liegestühle und Plastikrohre

Mit Tape und ein paar Schrauben bringen die Teilnehmenden in letzter Minute noch Bauteile, einen Torbogen, ein paar Plastikrohre und zwei Sonnenschirme an. Es ist der letzte Tag des Workshops und bereits Nachmittag. Mit einem Mal geht alles ganz schnell. Im Machen, entlang des Materials, *on the go* ein Objekt entstehen zu lassen verlangt eine gewisse Offenheit gegenüber dem Ergebnis oder, wie im Beispiel der Insel, zuzulassen, dass erst im Tun bestimmte Entscheidungen getroffen werden können. Die Designtheoretiker:innen Gareth Foote und Eva Verhoeven (2019, 83) sehen das Making daher weniger durch die Fähigkeit definiert, Maschinen zu beherrschen oder Materialien zu manipulieren, sondern eher als ein Produkt der soziomateriellen Umstände.⁷ Zwar wurde der Workshop schon Wochen zuvor geplant, doch erst vor Ort formen die Teilnehmenden gemeinsam heraus, wie sie sich eine mögliche Zukunft vorstellen – selbstversorgend, zirkulär, bepflanzt, gemeinschaftlich. Ihre kollektive Vision wird erst mit dem Prototyping strukturiert.

Kurz darauf wird mit Liegestühlen und Bier der gemeinsame Abschluss des Workshops eingeleitet. Die Handskizzen, die Plastikrohre und auch die Liegestühle, die während des Workshops in eine sinnhafte Beziehung gebracht wurden, sind nicht nur kultureller Überbau. Mit ihnen erfassen die Macher:innen, wie sie sich ihre soziale Existenz wünschen (Horn 2014, 22). Dabei ist das Konzept des impliziten Wissens, das das Prototyping so attraktiv macht, nicht frei von Ambivalenzen. In dem Versuch, das menschliche Handeln einem technisch-rationalen Zugriff zu entziehen, findet eine „Verzauberung“ der zugrunde liegenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse statt (Mareis 2011, 283). Das praktische

6 Eigene Übersetzung, Originaltext: „Even within the so-called ‚West‘, there exist obscured voices, communities, and practices that demonstrate a plurality.“

7 So auch der Architekturtheoretiker Wim Nijenhuis. Er hinterfragt im Machen „the humanistic thesis that our intellectual faculties“, damit bezieht er sich auf Handlungen des Denkens, Sprechens und Planens, „determine our humanity and replaces them with a more physical, materialistic vision“ (Nijenhuis 2019, 136). Nijenhuis spricht hier ähnlich wie der Soziologe Donald Schön von einer situativen Tätigkeit, in der Macher:innen „drop control and go along with matter“ (Schön 1983, 129). Hier wird Handlungsmacht (agency) abgegeben: Inwiefern sind die Werkzeuge oder ist das Material mitbeteiligt (coproducer) an der Gestaltwerdung (becoming) der Insel?

Erfahrungswissen wird als etwas Intuitives begriffen und damit naturalisiert (Mareis 2011, 271). Dabei wird aber ignoriert, dass menschliches Wahrnehmen, Denken und Handeln sozialen Regeln folgt, die durch Traditionen, Normen und Autorität weitergegeben werden (Bourdieu 1987, 135 in Mareis 2011, 270). So ist es womöglich kein Zufall, dass trotz der kurzen Zeit, nach wenigen Tagen tatsächlich das geplante Objekt auf dem Weiher schwimmt. Nicht zuletzt ist es Zeuge eines motivierten und gewissenhaften Arbeitseifers, der jedoch wenig Raum für Unerwartetes zulässt.



Abb. 124/125: Links: Letzte Probleme werden mit Seilen, Schrauben und Tape gelöst. Rechts: Im Vordergrund mit Tape zusammengehaltene Bauelemente und ein Fass, das als Vase dient, im Hintergrund ein Pappaufsteller, an den Personas, Stakeholder Map und Bedürfnisanalyse gepinnt sind.

Am Bau der Insel wird deutlich, wie die Macher:innen auf praktische Weise versuchen, mit einem gesteigerten Krisenbewusstsein umzugehen. In Erwartung einer Katastrophe und durch ein gemeinsames Machen wollen sie etwas über eine mögliche Zukunft erfahren. Ausgehend von der Beobachtung der Insel, in der situiertes und verkörpertes Wissen verhandelt wird, treten noch ganz andere Fragen in den Vordergrund. Das Machen der Insel stellt eher grundsätzlich infrage, was wir wissen können und wer daran beteiligt ist. Mit dem Blick auf das implizite Moment der Veränderung im Prototyping möchte ich daher von dem fertigen Baukasten einer Postwachstumsgesellschaft einen Schritt zurücktreten und fragen, wie solch eine kollektiv geteilte Zukunftsvorstellung – etwa die, wie eine Postwachstumsgesellschaft in Nordostdeutschland aussehen soll – überhaupt zustande kommt.

Die Zukunftsutopie im Zukunftslabor

Die zunächst utopisch erscheinende Vision einer Postwachstumsgesellschaft wird innerhalb des engen und unbeständigen Gefüges der Projektgemeinschaften real. Sie kann erlebt und durch eigene

Wahrnehmung körperlich erfahren werden. Vor dem Hintergrund einer erwarteten Katastrophe entstehen so neue Wissenspraktiken, um in Abwesenheit von Gewissheiten zu verstehen, was eigentlich passiert – ein gemeinsames Erkenntnisinteresse, das die Gemeinschaften und ich als teilnehmende Beobachterin auf gewisse Weise teilen. In den Zukunftslaboren werden die disziplinären Grenzen des Wissens und seiner Erforschung hinterfragt: Wer ist an der Produktion von Wissen beteiligt, was kann man über Zukunft wissen und wie verändert sie sich möglicherweise gerade durch ihre Erforschung? Die Beziehungen zwischen Design, Forschung und Wissenschaft rücken im Schaffen der Projektgemeinschaften in ein neues Verhältnis. Zukunftsvision und gesellschaftliche Anforderungen werden im Machen ausgehandelt. Damit verschiebt sich im Machen aber auch das, was Wissen schafft, und damit das, was als relevantes Wissen zählt.

In diesem Kapitel beschreibe ich das gebaute Imaginäre einer Gesellschaft des Weniger. Es materialisiert sich in Modellen und Prototypen, die sich über die Projektgemeinschaften hinweg verteilen und auffällig häufig wiederholen. Es sind ähnliche Modelle von Tauschschranken, von Komposttoiletten oder von kleinen Wohneinheiten, in denen die Vision einer Postwachstumsgesellschaft Form annimmt. Transformation bezieht sich hier nicht allein auf ein Umdenken im Ressourcenanspruch, sondern vielmehr grundsätzlich auf eine Transformation der Mensch-Umwelt-Beziehung, die damit soziomateriellen Selbstverständnisse und wie solch eine andere, umgebaute Beziehung konkret aussehen könnte. Vor allem aber erfahre ich mit meinem Van, wie diese soziomateriellen Zukunftskonfigurationen erst entstehen und was dabei verhandelt wird. Denn weder stehen die Modelle einfach da, noch passiert das kulturelle Imaginäre einfach so, kontextlos. Vielmehr sind die Prototypen kulturell und historisch eingebettet und sind Produkt ihrer Umwelt.

Für die Analyse beziehe ich mich auf meine Feldbeobachtungen und nehme die Prototypen des Inselgartens, den 3D-Drucker und die Komposttoilette, die ich zuvor bereits angedeutet habe, wieder auf. Weder habe ich vor, die Postwachstumspraktiken zu systematisieren und etwa in einem technisch-rationalen Modell zu verallgemeinern, wie es im Design Methods Movement der 1960er Jahre angestrebt wurde, noch möchte ich von einer gestalterischen, kulturproduzierenden Praxis ausgehen, die ihre eigene Situirtheit ignoriert und ahistorisch argumentiert. Stattdessen möchte ich die Komplexität soziomaterieller Praktiken anerkennen. Daher diskutiere ich die Postwachstumsdebatte in ihrer

kulturellen, sozialen und politischen Verankerung, betrachte sie über ihre „subjektive Empfindungen hinaus als kollektive, sozial geprägte und habitualisierte, diskursiv und historisch formierte Gebilde“ (Mareis 2011, 273) und lege aus, wie Machtstrukturen und problematische Tendenzen reproduziert werden. Im Detail werde ich mir anschauen, was genau passiert, was das für ein Wissen ist und wer oder was bei der Wissensproduktion beteiligt ist.⁸ Genauer gesagt: warum 3D-Drucker nicht angeschlossen sein müssen, um eine zentrale Rolle im gesellschaftlichen Umbau zu spielen, oder inwiefern Prototypen zirkulärer Wertschöpfung in die Gestaltwerdung der Zukunft wirken, obwohl sie nicht funktionieren.

Der Inselgarten – Kleine Welten machen

Der Inselgarten ist in einem mehrtägigen Workshop entstanden. Geplant wird ein schwimmender Garten mit Selbstbewässerungssystemen für den Anbau von Nahrungsmitteln sowie als Rückzugsort. Im Prototyping der Insel positionieren sich die Macher:innen zu einer Welt im Wandel. Dafür stellen sie bestehende Ordnungen in Frage, während andere unhinterfragt reproduziert werden. Prototyping ist eine soziale, materielle und politische Praxis, mit der bestimmte Zukünfte geprobt und stabilisiert werden, indem sie andere auslöst (Watts 2008, 188). Watts betont daher, dass das Erzählen von Zukünften immer auch Folgen hat (Watts 2008, 188). Damit meint sie zum einen, was erzählt wird, also welche Bilder von möglichen Zukünften gezeichnet werden, und zum anderen, wie die Geschichten erzählt werden, mit welchen Werkzeugen. Im Auslegen der Werkzeuge und Bilder, die am Entstehen der kleinen Welt des Inselgartens beteiligt sind, wird deutlich, wie einerseits Bekanntes verunsichert wird, während andere soziale Selbstverständnisse unhinterfragt übernommen werden.

⁸ Dabei sind Analyseansätze, ebenso wie Designauffassungen, immer auch Resultate ihrer Zeit. Aktuelle Diskussionen zum „ontological design“ (etwa Escobar 2018) sollen hier ebenso eine Rolle spielen wie Auffassungen zur „Epistemologie der Praxis“ (etwa Estalella/Criado 2019), zur Produktion von Wissen, die sich insbesondere in der Vergegenwärtigung einer instabilen und krisengeprägten Weltlage versuchen neu zu verorten.



Abb. 126: Prototyping einer (anders) möglichen Zukunft mit Sonnenschirmen und Pappaufsteller.

Die Wahl der Werkzeuge

Um die Teilnehmenden beim Entwerfen ihrer eigenen Ideen zu unterstützen, wurden zunächst gemeinsam Personas erarbeitet. Das ist eine Kreativitätstechnik, die häufig im *Design Thinking* oder *Service Design* verwendet wird. Dabei wird eine fiktive Person mit ihren Eigenschaften, Interessen und Lebensumständen abgebildet, die stellvertretend für eine Zielgruppe steht. Das soll helfen, sich empathisch in die Situation der Zielgruppe hineinzudenken und zufühlen und dadurch ihre Bedürfnisse besser zu verstehen (Kimbell 2011, 294; Seitz 2017, 50 ff.). Damit wird im Workshop ein Ansatz gewählt, der auf agile und innovative Produktentwicklung ausgerichtet ist und dem ein Dienstleistungsgedanke zugrunde liegt. Hier im Workshop ist die Zielgruppe jedoch keine konsumierende, zahlende Kundin, sondern es sind die *Inselgärtner:innen Sebastian Goodman und Greta Greenplant*, spekulative Personen einer zukünftigen, nachhaltigen Gesellschaft.

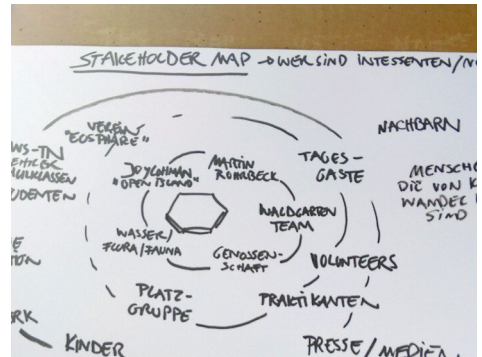
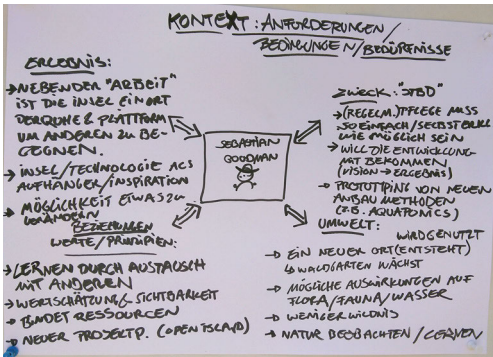


Abb. 127/128: Links: Bedürfnisanalyse „Sebastian Goodman“. Rechts: Stakeholder Map, inkl. „Menschen, die vom Klimawandel bedroht sind“.

Durch die gewählten Werkzeuge wird daher eine ambivalente Beziehung zwischen Innovation und Nachhaltigkeit hergestellt. Während die Postwachstumsvision davon ausgeht, das soziale Miteinander grundlegend neu zu organisieren und von Zwängen ökonomischen Wachstums zu entkoppeln, dienen Kreativitätstechniken des *Design Thinking* jedoch genau der Leistungssteigerung unternehmerischer Strategien (Seitz 2017, 106). Sie nutzen den partizipativen Ansatz, das Einbeziehen aller beteiligten *stakeholder*, für eine kapitalsteigernde Wertschöpfung anstelle eines gemeinwohlorientierten *common good*. Damit wird eine vormals antikapitalistische Künstlerkritik, in der gesellschaftliche Gegenmodelle entworfen wurden, in ein „postromantisches Arbeits- und

Berufsmodell“ übertragen, „demzufolge befriedigende Arbeit ‚kreative Arbeit‘ sein muss“ (Reckwitz 2013, 142).

Das Erfinden von Zukünften, der Bau der Insel, ist auch hier im Sinne des *Design Thinking* weder ein künstlerischer Akt noch wird es einem poetischen, ergebnisoffenen Findungsprozess überlassen. Stattdessen rahmt die Wahl der Werkzeuge „die Zukunft“ in einer Projektlogik und leitet die Teilnehmenden mithilfe lösungsorientierter Kreativitätstechniken durch den Prozess. Der Medienhistoriker Markus Krajewski (2016) stellt in seiner Arbeit zur Entwicklung der „Projektmacherei“ fest, dass heutzutage aus jeder noch so unfertigen Idee unmittelbar ein Projekt gemacht wird. Damit kommentiert er ebenso wie Reckwitz (2013) das Herausbilden einer kreativen Klasse, die sich verwirklicht sieht in flexiblen Arbeitsmodellen, *shared workspaces* und *peer-groups* und die „das Projekt“ in seiner Unsicherheit und Selbstentfaltung zur gesellschaftlichen Norm erklärt hat.

Erzeugen von Bildern

Mit dem gemeinsamen Bau der schwimmenden Plattform und den Bewässerungssystemen bekommen die abstrakten Konzepte von „Nachhaltigkeit“ und „Postwachstumsgesellschaft“ eine Form. Die Vision wird spezifisch und anfassbar. Die Personas *Sebastian* und *Greta* und das kollektive Tüfteln mit Werkzeugen und Materialien füllt sie mit Bildern und Erfahrungen. Dadurch wirkt die Zukunftsvision bereits existent und eben nicht mehr „ungewiss“. Stattdessen wird die empfundene Unsicherheit „in den Status eines gesicherten Wissens überführt“ (Krajewski 2016, 220).

Wenn zunächst die Bedürfnisse, die *user needs*, der Inselgärtner:innen beschrieben werden mit Suche nach Sinnhaftigkeit, Rückzugsort, Nähe zur Natur, Möglichkeit, etwas zu verändern, Gemeinschaft, Lernen durch Austausch – und schließlich durch gemeinsames Anpacken eine Plattform entsteht, die inmitten von Bäumen auf einem Teich schwimmt, dann bekommt die zunächst abstrakte Sehnsucht nach einer anderen Zukunft eine konkrete Form. Die Sehnsucht wird aufgeladen mit den einprägsamen Bildern und Erfahrungen eines warmen Spätsommertags am Teich, dem Geruch des Waldes und der ansteckenden Euphorie, gemeinsam etwas zu erschaffen, mit den eigenen Händen. Gleichzeitig reduziert das Konkretisieren von Visionen aber auch Möglichkeiten. Der Designtheoretiker Tony Fry spricht daher von einem „defuturing“ (Fry 2009; 2020), dem das Prototyping unterliegt. Es liegt in der Praxis des Prototyping, in dessen „Ontologie der Präfiguration“, dass sie zerstört, während sie erschafft (Hunt 2017, 89).



Abb. 129/130/131/132: Bilder von Gemeinschaftsarbeit und Frühling, die sich ins kollektive Gedächtnis der Macher:innen einprägen.

Eine Zukunftsvision in Bildern oder Modellen greifbar zu machen, gibt dem eigenen Handeln eine Richtung. Durch die Insel kann eine mögliche Zukunft erlebt werden, als wäre sie bereits gegenwärtig. Der Prototyp ist daher ein „Versprechen in die Zukunft“ (Krajewski 2016, 212), das eine empfundene Ungewissheit stabilisiert. Als „regulative Fiktion“ wirkt er aber auch in die Gegenwart zurück (Bühler/Willer 2016, 9). Das Prototyping bereitet damit nicht nur einen spezifischen Weg vor und trifft eine Vorauswahl möglicher Zukünfte, sondern dient auch der Gegenwartsoptimierung (Krajewski 2016, 212) mit Fragen wie: Was sind die Milestones, die uns zu einem grünen Dachgarten führen – und damit näher zum Ziel einer nachhaltigen Gesellschaft?

Steuerung von Teilhabe

Die zielorientierten und gleichzeitig reduktionistischen Tendenzen des Prototyping, die ich in den letzten beiden Punkten angesprochen habe, liegen in den soziotechnischen Bedingungen der Praxis selbst. Das Prototyping ist eine Zukunftspraxis, die technisch-operativen Logiken folgt. Im Produktdesign sind Prototy-

pen „Artefakte, die ganzheitliche Vorläufer des Endprodukts sind“, im Ingenieurwesen dienen Prototypen dazu, „sie zu bewerten, bevor weitere Investitionen getätigt werden“, im Servicedesign helfen sie dabei, soziale Interaktion zu optimieren (Kimbell/Bailey 2017, 217).

Eine nachhaltige Zukunft zu „prototypen“ bedeutet also, eine technische Methode heranzuziehen, in die Paradigmen der Prozessoptimierung, der wirtschaftlichen Effizienz, der fortlaufenden Erneuerung und Beschleunigung eingeschrieben sind. Damit wird ein technisch-rationaler Blick auf Gesellschaft erzeugt. Mehr noch, das beabsichtigte ökosoziale Umdenken kann auch nur innerhalb der operativen Grenzen der technischen Methode stattfinden. Verkürzt gesagt wird hier eine Vorstellung gefestigt, dass ökosoziale Probleme des Klimawandels durch technische Innovation lösbar wären. Besonders offensiv wird diese Haltung in der Nachhaltigkeitsstrategie des „grünen Wachstums“ verfolgt. Nachhaltige, energieeffiziente Technologien stehen im Mittelpunkt des Narrativs (Guenot/Vetter 2022, 251). Die Vorstellung versteckt sich aber genauso auch im vermeintlich harmlosen Lowtech-Gebastel der Insel, im Prototyping neuer Bewässerungssysteme und im Implementieren neuer Subjektformen (namentlich die Inselgärtner:innen).

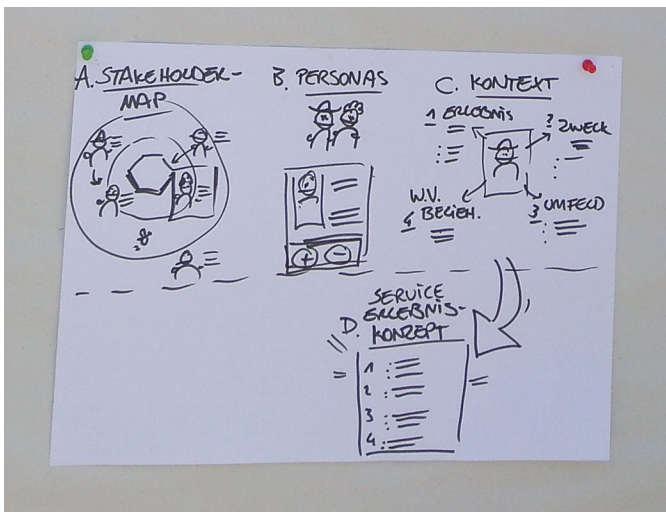


Abb. 133: Entwicklung eines Erlebniskonzepts.

Kimbell und Bailey (2017) sehen im technisch-operativen Ansatz des Prototyping einen neuen und problematischen Geist der politischen Entscheidungsfindung. Im Prototyping von strategischen Lösungen (*policy solutions*) für öffentliche Anliegen (*public issues*)

sehen sie die Gefahr, dass das Prototyping den Meinungsunterschied abschwächt und stattdessen eine unkritische Übernahme von dominanten Narrativen unterstützt wird (Kimbell/Bailey 2017, 215). Zwar beziehen sie sich in ihrer Untersuchung auf gouvernementale Strategien öffentlicher Institutionen, doch die Aktivitäten der Zukunftslabore können durchaus als „bottom-up Regierungsstrategien“ verstanden werden (Cardullo et al. 2018).

Verunsichern der Umwelt

Wie bisher ausgearbeitet, wirkt das Prototyping der schwimmenden Plattform mit ihren Bewässerungssystemen auf unterschiedliche Weise: durch die Erfahrung kreativer Selbstwirksamkeit, dadurch, dass der Diskurs eine Form erhält, und durch geleitete Meinungsbildung. Und dennoch führt das strategisch durchgeführte Projekt Inselgarten letzten Endes „nur“ zu einer *materiellen Spekulation*. Weder funktioniert der Prototyp, noch ist er Modell für weitere Iterationen oder wird der Inselgarten zu einem Produkt weiterentwickelt. Mit dem Ende des Workshops ist auch das Projekt abgeschlossen und die Insel bleibt in ihrem rohen Zustand.



Abb. 134: Detailsansicht der Insel und ihrer Satelliten, ein Jahr nach der Errichtung.

Als Prototyp wirkt die Insel jedoch über die Zeit des Workshops hinaus. Schließlich steht da jetzt in einem Tümpel in Mecklenburg-Vorpommern ein gebautes Objekt aus Holzbohlen, Metallschrauben und Plastikkanistern. Aufgrund ihrer Materialität und wenn sie nicht abgebaut wird, kann die Insel dort Jahrzehnte überdauern. Heute gebaut, besetzt sie bereits den zukünftigen Raum. Für die Designtheoretikerin Ramia Mazé ist das ein wichtiger Moment der gestalterischen Selbstreflexion: Die Zukunft ist nicht leer (Mazé 2016). Sie ist „aufgeladen mit unseren Fantasien,

Hoffnungen und Ängsten, entworfenen Visionen und kulturellen Vorstellungen“ (ebd., 37).

Die *Zukunft* ist also kein weißes Blatt, das mit immer neuen Ideen gefüllt werden kann. Zukunft wird bereits eingenommen „durch gebaute Umwelten, Infrastrukturen, Dinge, die wir entworfen haben“ (Mazé 2016, 37). Mazé macht darauf aufmerksam, dass gebaute Umwelten eine eigene Zeitlichkeit haben, die auch Kulturen überdauern kann, und hinterfragt damit die Notwendigkeit, immer Neues bauen zu wollen. Diese Grundannahme vertreten auch die Vertreter:innen des Postwachstums. Sie gehen davon aus, dass bereits genug gebaut wurde und es eher einen Richtungswechsel braucht. Anstelle kontinuierlicher Innovation fordern sie einen Ausbau der Fähigkeiten, mit der gebauten Umwelt, technologischem und wissenschaftlichem Fortschritt umzugehen (Guenot/Vetter 2022, 246–267), der Umbau wird allerdings selbst zu einem fortlaufenden Prototyping.

Kleine Welten machen

Anhand der knappen Darstellung, auf welche unterschiedlichen Weisen das Prototyping auf und in mögliche Zukünfte einwirkt, sie mit Bildern, Empfindungen und sogar mit Objekten füllt, wird deutlich, wie das kollektive Bewusstsein und damit eine Zukunft präkonfiguriert wird. Im Machen von Zukünften versuchen die Teilnehmenden im Workshop die gesellschaftlichen Bereiche von Konsum, Produktion, Fürsorge, Reproduktion, Wirtschaftlichkeit, Nachhaltigkeit und sozialer Verantwortung iterativ auszuhandeln. Dafür entstehen im Prototyping kleine Welten.⁹ Sie sind Handlungs- und Denkräume, mit denen bekannte, erinnerte und gewünschte soziale Ordnungen – eben eine kollektive Zukunftsvision – zusammengeführt und koproduziert werden (Honer 2011).

Mit der Selbstzuschreibung des „Machens“¹⁰, egal ob durch das Labeln der Werkhalle als *FabLab* oder der Eigenbezeichnung als *Change Maker*, versuchen die Akteur:innen eine gewisse Unklarheit über die Situation und ihren Verlauf zu akzeptieren und sogar zu betonen. Sie setzen dem *thinking* ein *making* entgegen. Das Machen als ein ambivalentes, aber auch kulturell plurales Konzept, in dem die kollektiven Aushandlungsprozesse zwischen Zukunftsvision und spätmodernem Anforderungsprofil stattfinden, ist für mich nicht nur erkenntnistheoretisch interessant, als ein Moment, in dem Veränderung verortet werden kann, sondern auch gesellschaftspolitisch, da das steigende Interesse an Workshops und Projektgemeinschaften mit der Suche nach einem praktischen Erfahrungswissen einhergeht. Das gesteigerte Interesse am Ma-

9 Mit dem Konzept der „kleinen Welten“ schließe ich an Honers Arbeit der kleinen Leiblichkeiten an, in dem sie die kleine Lebens-Welt des Heimwerkers beschreibt.

10 Das Machen ist dabei eine gestalterische Praxis, die explizit Ambiguitäten zulässt und eine gewisse Handlungsfähigkeit an das Material und die Werkzeuge abgibt. In Schöns Beobachtung der reflexiven Praxis verläuft das Zusammenspiel von Denken und Machen in kontinuierlich iterativen Schleifen von Wahrnehmung und Selbstwahrnehmung, Aktivierung und Reaktivierung, Immersion und Reflexion (Allen et al. 2019, 56), vor allem aber bleibt es implizit. Damit greift er ein Konzept des Chemikers und Philosophen Michael Polanyi zur stillschweigenden Dimension des Wissen auf, die verkürzt lautet: Wir

wissen mehr, als wir zu sagen wissen (Polanyi 1966, 4, in Mareis 2011, 271).

11 Gegenwärtige Krisenerfahrungen von globalem Ausmaß begründen ein Narrativ der Katastrophe. Demzufolge ist es die existenzielle Frage nach dem Überleben und Fortbestehen der Menschheit auf diesem Planeten und damit das Eintreten der Zukunft selbst, das angezweifelt wird.

12 Für Schön galt das praktische Erfahrungswissen als „wissenschaftlich unzureichend, methodisch unsystematisch, willkürlich und ineffizient“ (Mareis 2011, 163), da es zu es individuell und fallbezogen ist, um methodisch verallgemeinert zu werden.

13 Auf der Suche nach anderen Wissensmodellen als den allein technisch-rationalen materialisiert sich eine Kritik an bestehenden, modernistischen Wissensordnungen und beständen. Es

chen deutet auf eine Aufwertung, sogar eine Suche nach einem praktischen Erfahrungswissen hin, um einen möglichen Umgang mit Krisen zu finden.¹¹ In diesem Moment genereller Ungewissheit geraten auch bestehende Wissensordnungen selbst in Zweifel. Im Machen der kleinen Welten versuchen die Projektgemeinschaften diese Ungewissheit zu antizipieren. Sie machen, um eine mögliche lebensbedrohliche Katastrophe vorwegzunehmen und abzuwenden, aber auch, um etwas über den Umgang mit gegenwärtigen Krisen zu verstehen.

Es ist das gemeinschaftliche Tüfteln und das Versprechen, ein kreatives, *out-of-the-box*-Denken zu erlernen, das die gut ausgebildeten Städter:innen an dem Tümpel in Mecklenburg-Vorpommern versammelt. Im Prototyping suchen sie nach einem anderen Zugang zu den komplexen Herausforderungen der Gegenwart. Das Krisenwissen, das sie sich im Machen erarbeiten, materialisiert sich zwar in Prototypen, in Workshopeinladungen, in Bauplänen oder in Pappaufstellern, es bleibt jedoch ein körperliches, praktisches, das sich einem vollständigen, expliziten Verstehen entzieht. Diese Sicht auf ein praktisches Erfahrungswissen versucht eine Gegenthese zu einem allein technisch-rationalen Denken, wie es einer aufgeklärten, humanistischen Sichtweise zunächst entspricht.

Angestoßen durch die designtheoretischen Überlegungen der Entwurfs- und Planungsforschung der 1960er Jahre, die sich damit beschäftigten, wie eine Idee entsteht, und sie als Ergebnis eines kreativen Aushandlungsprozesses beschrieben, der festen Abläufen folgt, wurde das „Implizite“ als gestaltungsrelevantes, *designerly* Moment benannt (Rittel/Webber 1973; Rittel et al. 2013). Der Designtheoretiker Donald Schön sah in der reflexiven Praxis daher das Potenzial, ein ganz neues und gewinnbringendes Wissen für Problemlösungsprozesse zu generieren (Schön 1984). Während Schön aber aufgrund wissenschaftlicher Uneindeutigkeit noch eine Abwertung von praktischem Erfahrungswissen gegenüber einem technisch-rationalen, wissenschaftlichen Wissen begründet,¹² sind die spätmodernen, krisenerfahrenen und gut ausgebildeten Städter:innen nun bereit, Zeit und Geld zu investieren, um ein Wissen zu erwerben, das sich der bloßen Ratio entzieht. Das Prototyping als eine Praxis, mit der Gewohntes verunsichert wird, das sich aber einer vollständigen bewussten Reflexion entzieht, wird im Workshop zur persönlichen Zusatzqualifikation.¹³

Im Kontext des Workshops erfährt das Prototyping, das im allgemeinen Verständnis vor allem der Optimierung von Prozessen dient, eine Neuausrichtung. Das Prototyping dient hier nicht

zur Problemlösung, sondern eher dazu, sich mit einem „Problem“ auseinanderzusetzen. Auf der Suche nach Sinn in einem Moment, in dem der Verstand nicht auszureichen scheint, bietet die kleine Welt des Inselgartens einen überschaubareren und sichereren Rahmen, sich den Fragen und Widersprüchen anzunähern. Der Inselgarten affiziert das Subjekt und erzeugt so eine geteilte Sinnwelt (Göbel/Prinz 2015, 14 ff.), durch ihn erfahren die Beteiligten die körperlichen Dimensionen des eigenen Handlungsraums. Im Machen erleben sie ein praktisches Handlungswissen, mit dem sie den Raum ordnen können, und ein sinnliches Wahrnehmen, mit dem sie sich diesen Raum affektiv erschließen (ebd., 28 ff.). Innerhalb der kleinen Welt können die Teilnehmenden sich sorglos und allen spätmodernen Anforderungen zum Trotz ausprobieren.

Die Macher:innen am Tümpel stehen damit aber nicht allein da, sondern teilen ihre Sinnwelt mit anderen Macher:innen (Honer 2011). Über mehrere Orte hinweg schaffen sie überindividuell Sozialität (Mazzilli-Daechsel 2019). Das geschieht einerseits, wenn die Teilnehmenden wieder nach Hause fahren und ihr Wissen mitnehmen, aber auch durch ähnliche Praktiken, die andernorts stattfinden und deren praktisches Wissen sie nun teilen.¹⁴ In Bezug auf die Vision von einer Postwachstumsgesellschaft bedeutet das, dass die Teilnehmenden mit anderen Projektgemeinschaften sowohl eine gemeinsame Auffassung von sozialer Ordnung teilen als auch ein gemeinsames Bewusstsein haben, welche Werkzeuge, Technologien und Wissensbestände es dafür braucht, sie herzustellen. Die ökosensible Open-Source-Mentalität, die Wahl nachhaltiger Materialien und „neuer Technologien“ zum Bauen oder auch Praktiken der Wiederverwertung und des Experimentierens, sie alle bilden die geteilte Sinnwelt einer Postwachstumsgesellschaft.

In dem Prozess spielen technische Geräte, mit denen die utopischen Sehnsüchte von dezentraler Organisation, Postwachstum und geteiltem Wissen in die Wirklichkeit überführt werden sollen, eine besonders tragende Rolle. Im Folgenden werde ich daher die Rolle, die der 3D-Drucker in der Postwachstumsvision einnimmt, näher diskutieren.

Der 3D-Drucker – Vermittler der Katastrophe

In die folgende Diskussion zur Rolle des 3D-Druckers in der Postwachstumsvision beziehe ich meine eigenen Erfahrungen mit ein. Sie resultieren aus den Versuchen, die ich mit verschiedenen Geräten und mithilfe mehrerer Leute unternommen habe. Als materielle Erkundung (*material investigations*) öffneten mir die Ver-

wird hinterfragt, wer und was daran beteiligt ist, Wissen zu schaffen. Aus der produktiven Skepsis heraus werden konkrete und ästhetische Zukunftskonfigurationen geprobt, Handlungswissen praktisch erschlossen und damit geteilte Sinnwelten geschaffen. Die kleine Welt ist daher gleichermaßen die Vision des Inselgartens, wie auch die kollektiv geteilte Lebenswelt der an der Entstehung des Objekts (im unmittelbaren) und an der Idee (im erweiterten Sinn) beteiligten Macher:innen.

¹⁴ Hierin liegt ein praxeologisches Argument, das von der Materialität der Gesellschaft ausgeht. Denn hier zeigt sich, wie das kollektive Imaginäre durch eine gebaute bzw. das Bauen einer kulturellen Dingwelt geformt wird (Göbel/Prinz 2015, 13).

suche eine Erfahrungswelt jenseits der glatten Oberfläche des Geräts, etwa zum Wissensaustausch und Community-Building, die mir sonst verschlossen geblieben wäre.



Abb. 135/136: Das Gerät haben wir in der Ecke eines Maker Labs an der HGK Basel gefunden, es wurde längere Zeit nicht benutzt. Die Bedienung des Geräts müssen wir uns Schritt für Schritt erarbeiten, dabei helfen Youtube-Videos, Blogs im Internet, andere Leute und Multitools.

Während meiner Vorbereitungen für meine erste Feldstudie beschäftige ich mich auf vielfältige Weise mit den Themen Making, DIY, Open Source, Commons, Postwachstum und so weiter. Ich lese alles, was ich in die Hände bekomme, von wissenschaftlichen Publikationen, Bauanleitungen, Manifesten bis zu Diskussionen in Online-Foren. Was mir dabei besonders auffällt, ist die Omnipräsenz des 3D-Druckers, der immer wieder angeführt wird als Disruptor von bestehenden Produktions- und Konsumweisen. Was ich lese, macht mich neugierig und ich möchte so eine Wundermaschine aus der Nähe betrachten. In der Werkstatt des Hyperwerks, einem weiteren Institut der HGK Basel, an der ich zu diesem Zeitpunkt arbeite, stehen gleich mehrere Geräte. Glatt und mechanisch ist ihre Erscheinung. Da ich keine Erfahrung mit der Bedienung habe, suche ich mir Hilfe und finde sie in Person von Yannick. Ohne es zu merken, betrete ich damit die geteilte Sinn- und Erfahrungswelt der Macher:innen. So ist es ein wesentlicher Teil der Praxis, dass Wissen untereinander weitergegeben wird, und auch die implizite Übereinkunft, dass es nicht „den einen Weg“ gibt. So stehen wir gemeinsam vor einem dreiachsigen Deltadrucker, mit dem es möglich sein soll, Keramik zu drucken, und versuchen uns gemeinsam zu erschließen, wie das funktionieren könnte.

Die 3D-gedruckte Zukunft im Wohnzimmer

Basel, Juni 2019: Mein Blick fokussiert die arhythmische Bewegung des Druckkopfes. Ich halte einen Trichter in der Hand, an dem ein Schlauch befestigt ist, durch den feiner Quarzsand rieselt. Vor mir, am Rand einer Druckplatte, stapeln sich Holzbau- steine. Einzelne nehme ich sie auf und versuche ein Gerüst zu bauen, das verhindert, dass die fragile, ständig wachsende Kera- mikwurst in den leeren Raum fällt. Die unvorhersehbaren Bewe- gungen, um die ich mit meiner Hand versuche herumzutanzten, machen mich zu einem unfreiwilligen Knecht des Prozesses, der längst nicht mehr mein eigener ist.

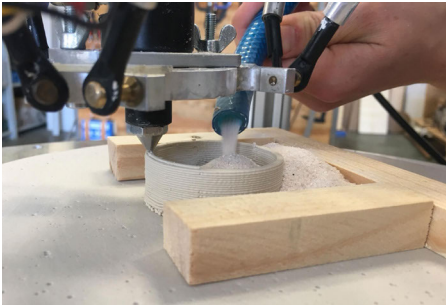


Abb. 137/138: Mit Schlauch und Bauklötzen assistiere ich dem 3D-Drucker.

In meinem Versuch, mit einem Keramik-3D-Drucker ein kleines Objekt, eine Tasse, zu produzieren, zeigt sich eine Dynamik zwischen Vision und Ergebnis, zwischen Form und Materie, zwischen 3D-Drucker und mir. Jenseits der Faszination und des Pathos ent- puppt sich der 3D-Drucker als simples, technisches Gerät, mit dem Material schichtweise auf eine Oberfläche aufgetragen wird.¹⁵ Seine Funktionsweise ist technologisch wenig komplex. Filament wird erhitzt und als fortlaufende Wurst in einer kontinuierlichen Bewegung auf eine Trägerplatte aufgetragen. So entsteht Schicht für Schicht ein Objekt, vergleichbar mit dem schrittweisen Er- scheinen eines Bildes aus einem Tintenstrahldrucker. Vielleicht ist es gerade dieses niederschwellige Verständnis, wodurch der 3D- Drucker seine Popularität erhält. Im Grunde genommen könnte man ihn als eine Weiterführung der Idee des Desktop-Publishing (DTP), des Publizierens vom Schreibtisch aus, in den späten 1980er Jahren verstehen. Der Medienwissenschaftler Alessandro Ludovi- co fasst das DTP-Versprechen so zusammen: „[D]er bloße Besitz eines PCs und eines Druckers bedeutete, dass man potenziell alle Produktionsmöglichkeiten im eigenen Haus hatte“¹⁶ (Ludovico 2012, 47).

15 Zwar gibt es mittlerweile eine riesige Auswahl an 3D-Druckern auch für den Privatgebrauch, aber das RepRap-Modell bekommt im Zusammenhang mit dem Maker-Movement eine besondere Aufmerksamkeit. Der RepRap-3D-Drucker ist wohl das bekannteste und am häufigsten nachgebaute Modell. Er besteht aus „echten, robusten, mecha- nischen Teilen“ (Zheng 2009, 115) und hat große Aufmerksamkeit erregt, weil er in der Lage ist, „buchstäblich eine Kopie von sich selbst herzustellen“ (Zheng 2009, 115). Als kostengüns- tiges Heimgerät und unterstützt von einer lebendigen Community steht der selbstgebaute 3D-Drucker (RepRap) für eine mögliche Demokratisierung der Produktion (De Filippi/Troxler 2015; Stein 2017, 12). Allein durch die theoretische Fähigkeit, sich selbst zu

reproduzieren, verkörpert der RepRap die Gewissheit, dass eine postkapitalistische Wirtschaft möglich ist (Stein 2017, 4; Paech 2016, 287; Troxler 2016, 88).

- 16 Eigene Übersetzung, Originaltext: „simply owning a personal computer and a printer meant potentially having all the means of production in one's own home“.
- 17 Insbesondere die zwischen 2009 und 2014 veröffentlichten Studien über Maker-Bewegungen und Peer-Produktion feiern RepRap als Pionier des offenen Designs. Mit Stand vom 10. Dezember 2021 listet das RepRap-Online-Wiki 72 Varianten auf. Das erste RepRap-Modell (Version 1.0), das sein Erfinder Adrian Bowyer Darwin nannte und das er unter einer GNU General Public License online stellte, wurde oft kopiert. Weitere Varianten wurden von den Mitgliedern der schnell wachsenden Gemeinschaft entwickelt. Alle diese Varianten bauen auf den Konstruktionsprinzipien des ursprünglichen Geräts auf. Einige Weiterentwicklungen, wie z. B. der dreiachsige Deltadrucker, lassen sich visuell nicht mehr mit ihrem Ursprung in Verbindung bringen. So faszinierend es ist, diese Genese zu beobachten, so problematisch erscheint es, das Community Building technokratischen – oder gar darwinistischen – Prinzipien zu überlassen. Die neuen technischen Möglichkeiten steigerten laut den Sozialwissenschaftlern Resch et al. (2018, 107) den Wunsch, neue digitale und materielle Welten zu schaffen. Die Nutzer:innen sahen sich geradezu in der Verantwortung, den vielfältigen neuen Möglichkeiten, die der 3D-Drucker bot, gerecht zu werden und sie bestmöglich zu nutzen.

Während Heimcomputer und Drucker einer self-publishing culture einen entscheidenden Impuls für ihre Professionalisierung gaben (Hübner et al. 2011), verspricht der 3D-Drucker im Wohnzimmer nun quasi sämtliche Konsumgüter selbst drucken zu können. Darin liegt für die maker culture nicht nur eine Vorstellung gestalterischer Freiheit, sondern auch Unabhängigkeit von globalen Konsummärkten. Als 2004 das erste Selbstbauset herauskam, bedeutete der 3D-Drucker für die technisch versierten Nutzer:innen daher eine regelrechte Befreiung,¹⁷ eine liberatory technology (Resch et al. 2018, 106). 2019, also zehn Jahre nach der Einführung, finde ich mich mit einem Schlauch in der Hand wieder, aus dem feiner Quarzsand rieselt, und Bauklötzchen, mit denen ich versuche, das fragile Objekt zu stützen, das vor meinen Augen entsteht. In einer tänzelnden Performance versuche ich in einen gemeinsamen Rhythmus mit dem Gerät zu finden. Doch seine abgehackten Bewegungen bleiben mir verschlüsselt. Weniger als Befreiung fühle ich mich eher als Dienerin des technischen Ablaufs.

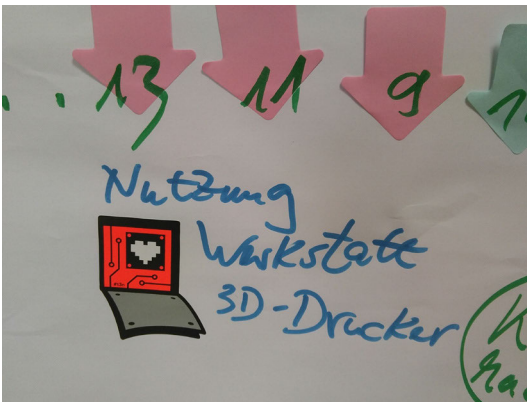
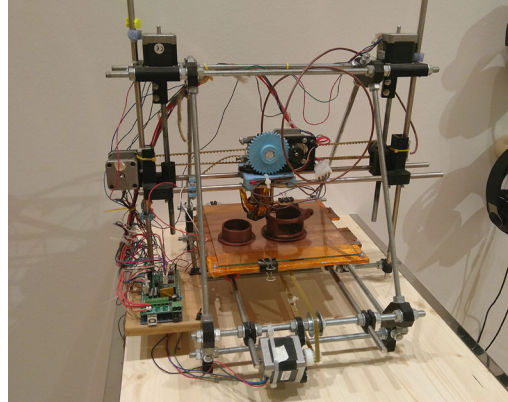
Für die Anfang 2000 noch junge Maker-Szene wurde jedoch die Vorstellung geweckt, dass mit dem 3D-Drucker nun ein sozialer (und später auch ein ökologischer Wandel) nicht nur möglich sein würde, sondern sogar vom Wohnzimmer aus gestartet werden und damit im Grunde genommen jede:r an einer umfassenden Gesellschaftstransformation teilhaben könnte. Und auf gewisse Weise wurde dieses Versprechen auch eingelöst. Es ist die Möglichkeit, ohne wesentliches Vorwissen in eine andere Welt einzutauchen. Es ist sogar üblich und gehört zum DIY-Ethos, dass man sich das Wissen selbst erarbeitet und so Teil einer Community wird, in der man Hilfe bekommt und ebenso eigenes Wissen weitergibt.

Mithilfe von Yannick, von Youtube-Tutorials und von Bekannten, die wir anfragen, entschlüsseln wir Schritt für Schritt die Funktionsweise des Geräts. Mit viel flüssiger Keramik, verteilt über meine Arme und Klamotten, und einem steten Surren im Hintergrund erlebe ich eine ausgeprägte Fehlerkultur. Die Betonung des Prozesses bietet einen Gegenentwurf zu einem ergebnisorientierten Leistungsparadigma im Arbeitsalltag. Es ist aber auch die Erfahrung, etwas gemeinsam mit mir zuvor fremden Menschen zu erarbeiten, worin ein Reiz des Makings besteht.

Der 3D-Drucker, mit dem ich hier zu einer cyborggleichen Symbiose verschmelze, wird für mich zum wortwörtlichen Türöffner in die physische und imaginäre Welt einer technophilen Maker-Bewegung. Bei aller Ergebnisoffenheit und Spielerei ist

die hoffnungsvolle Perspektive, die an dem Gerät haftet, jedoch immens. Gesellschaftliche Konzepte wie Commoning und Postwachstum imaginieren eine zukünftige Gesellschaft jenseits von Markt und Staat (Ostrom 1990; Helfrich 2014). Es ist eine Transformation von einer wachstumsorientierten Gesellschaft hin zu einem gemeinwohlorientierten, postkapitalistischen und ökosensiblen Miteinander. Als umfangreiches Reformprogramm für eine „vollständige Transformation sozialer und wirtschaftlicher Beziehungen“ (Stein 2017, 11) steht diese Vision jedoch im starken Kontrast zu dem simplen Aufbau und der profanen Funktionsweise des 3D-Druckers.

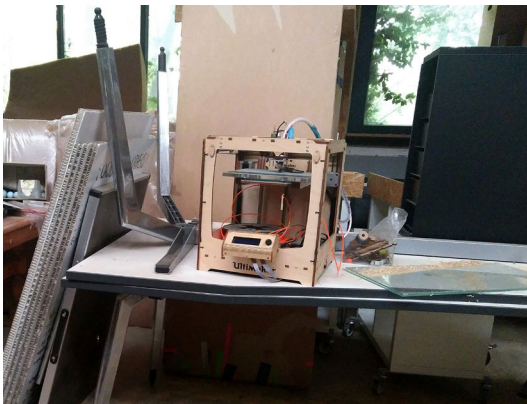
Dennoch sagt der 3D-Drucker im Wohnzimmer deutlich: Hier machen wir selbst, hier wird experimentiert und Unsicherheit und Scheitern zugelassen. Und das ist eine wichtige Erkenntnis, denn dem Gerät bin ich auch in den Projektgemeinschaften immer wieder begegnet, jedoch nicht dort, wo ich ihn erwartet hätte, wie ich im Folgenden diskutieren werde.



Design global (north), produce local

Nieklitz, Juli 2020: Während meiner Forschungsaufenthalte bin ich dem 3D-Drucker immer wieder begegnet, ohne dass ich es bewusst forciert hätte. Erst später fällt mir auf den Bildern, die ich gemacht habe, auf, dass der 3D-Drucker in ganz unterschiedlicher Erscheinung eigentlich ständig präsent war. Auffällig war er vor allem durch seine Unauffälligkeit. So verschwand er im Schrank eines Bandproberaums, stand nutzlos auf einer Werkbank, eingeklemmt zwischen Holzbrettern und anderen Werkzeugen, oder erschien in der Ecke eines Visionboards, das in einem Workshop zur „Zukunft der Arbeit auf dem Land“ entstanden war. Ganz selbstverständlich fand der 3D-Drucker einen Platz in der Vision für die Entwicklung der Region.

Abb. 139/140/141/142/143/144: Kleine Ethnografie des 3D-Druckers v. l. n. r.: zum Drucken von Halloween-Dekoartikeln; in der Ausstellung „Social Design“ im Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg; auf der Leine im FabLab Tempelhof; auf dem Visionboard im Workshop „Arbeiten auf dem Land“; im Multifunktionsraum in der Klimawerkstatt Werder; außer Betrieb in der Holzwerkstatt WBZ.



Der 3D-Drucker, der also untergeht im vibrierenden Gewimmel des Projektalltags, ist gerade in seiner Nebensächlichkeit so erwähnenswert. Denn im Gegensatz zum Feld, wo der 3D-Drucker zwar ständig präsent ist, aber eigentlich nichts Wesentliches mit ihm gedruckt wird, er sogar häufig nicht einmal angeschlossen ist, bekommt er in Diskursen zur Transformation der Gesellschaft (insbesondere Postwachstums- und Commonsdiskursen), in einer Ausstellung zum Social Design¹⁸ und in der händisch skizzierten Zukunftsvision eine Schlüsselrolle. Als eine „neue Technologie“ wird ihm die disruptive Handlungsmacht zugeschrieben, das bestehende soziotechnische Imaginäre der Spätmoderne, gesellschaftlich verankerte Gewohnheiten und bestehende Wissensordnungen umzubauen (Gershenfeld 2005; Roberts 2017; Resch et al. 2018; Kostakis/Papachristou 2014; Kostakis et al. 2018; Jordan 2018).

Wie im vorangegangenen Abschnitt angedeutet, besteht eine gewisse Spannung zwischen dem 3D-Drucker als technisches Gerät und den umfassenden Anforderungen, die an ihn gestellt werden. Als Trophäen stehen sie in den Regalen oder auf Podesten und verkörpern das symbolische, aber greifbare Potenzial, „die Produktion wieder in die Hände der Menschen zu legen“ (Stein 2017, 19). Dabei reicht es, wenn der 3D-Drucker einfach da ist und an die gemeinsame Vision erinnert, wie es die nicht angeschlossenen Geräte verdeutlichen. Das wird insbesondere in dem Leitspruch „design global, produce local“ deutlich, für den der 3D-Drucker symbolhaft steht (Kostakis/Papachristou 2014, 435).

Durch den Leitspruch wird das Spannungsverhältnis zwischen der dezentralen Organisation auf globaler Ebene und den kleineren Produktionszyklen auf lokaler Ebene beschrieben (Kostakis/Papachristou 2014, 435). Vor allem aber bündelt er eine reichhaltige Geschichte sozialer Gegenbewegungen und politischer Debatten, die das Gerät in seiner fast schon provokanten Banalität verkörpern soll. Ich möchte sie im Folgenden kurz ausführen, um die symbolische Bedeutung deutlich zu machen: Der Leitspruch „design global, produce local“ hat seine Wurzeln in dem Ausdruck „think global, act local“ der Umweltbewegung der 1970er Jahre. Er wurde 1969 von David Brower¹⁹ geprägt, den der Historiker Joachim Radkau als „Erfinder des modernen amerikanischen Umweltaktivismus“ (Radkau 2011, 143) bezeichnet. Mit dem Slogan „think global, act local“ forderten die Aktivist:innen ein Umdenken der eigenen unmittelbaren Situation vor Ort, ohne dabei das große Ganze aus den Augen zu verlieren. Damals als Leitsatz des

18 Ausstellung „Social Design“ im Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg, 29.3.2019–27.10.2019.

19 David Brower war Mitbegründer der Organisation „Friends of the Earth“, einer Umweltorganisation aus San Francisco (Radkau 2011, 128). Sie baute ein transnationales Netzwerk auf und setzte sich unter anderem im Kampf gegen zivile Kerntechnik ein, was einen Anstoß für diverse lokale Anti-Atomkraft-Bewegungen brachte (Radkau 2011, 611).

20 Auffällig ist hier die räumliche Überlappung des Umweltaktivismus der 1970er Jahre und des Maker Movement der 2000er Jahre. Der Sozialwissenschaftler Fred Turner beschreibt die soziokulturelle Entwicklung an der US-amerikanischen Westküste von einer Flower-Power-Hippiebewegung hin zu einer technopositivistischen Cyberkultur mit einem eigenen Geist, der in den gemeinschaftlichen Idealen der Hippies ein Vorbild für eine kollaborative und digitale Utopie sah (Turner 2006). Die Begeisterung von Anhängern der Counterculture für die Möglichkeiten neuer Technologien und Vernetzungsmöglichkeiten führte zu einer Cyberculture, die in Computern ein Werkzeug für die persönliche Befreiung, den Aufbau virtueller und alternativer Gemeinschaften und die Erkundung völlig neuer sozialer Grenzen fand. Der 3D-Drucker knüpft an die Traditionen sozialer Gegenbewegungen an. Das technopositivistische, gegenkulturelle Vernetzungsimaginäre ist maßgeblich für das Verständnis des heutigen US-amerikanischen Maker Movement.

21 https://www.mckinsey.com/-/media/mckinsey/business%20functions/mckinsey%20digital/our%20insights/disruptive%20technologies/mgi_disruptive_technologies_executive_summary_may2013.pdf, abgerufen am 17.4.2018.

Protests, wurde der Leitspruch von dem Maker Movement wieder aufgegriffen und aktualisiert.²⁰

Mit dem 3D-Drucker werden die Forderungen an einen ökosozialen Wandel plötzlich ganz konkret: Das Zurückholen der Produktion in die unmittelbare Umgebung und dadurch die direkte Erfahrung von Produktionsprozessen soll zu einem verantwortungsvolleren Umgang mit Ressourcen führen (Stein 2017, 18). In dieser Hinsicht erfüllt der 3D-Drucker gleich zwei Bedürfnisse der technooptimistischen Postwachstumsvision: zum einen eine verlustfreie und ressourcenschonende Produktion, wie ein McKinsey Report von 2013 das disruptive Potenzial beschreibt,²¹ und zum anderen Energieeinsparungen durch geringere Logistik und damit weniger Belastung für die Umwelt (Baier et al. 2016; Kostakis et al. 2018). Dadurch könne eine Gesellschaft jenseits von Marktabhängigkeiten aktiv mitgestaltet und Kontrolle zurückgewonnen werden (Ziemer 2016, 312; Stein 2017, 16), so die 3D-gedruckte Utopie.

Mit dem 3D-Drucker im Regal (oder auch im Museum) wird eine offenkundige Agenda für ein Umweltbewusstsein deutlich, die ein „lokales Handeln“ aus einer postindustriellen, westlich-kapitalistischen Perspektive zwar problematisiert, sich dafür aber auf Paradigmen der technologischen Innovation und Vernetzung stützt. Implizit unterstützt der 3D-Drucker die These, dass die gegenwärtigen Probleme nur einen Mangel an technischem Fortschritt bedeuten. In den Transformationsdiskursen, die einen grundsätzlichen Umbau der Spätmoderne fordern, wird der 3D-Drucker daher als das technische Gerät abgebildet, mit dem eine umfassende Transformation möglich erscheint: Ohne Materialverlust kann jeder herstellen, was er braucht, und das gleich überall (Baier et al. 2016, 86). Ganz selbstverständlich werden hier Denkweisen einer „modernity's one world“ (Escobar 2018, 4) reproduziert. An den wachsenden und sich überschneidenden Bewegungen von Postwachstum, Konvivialität und Commoning kritisieren D'Alisa, Demaria und Kallis (2015, 5) daher, dass ihre Modelle allein auf die „overdeveloped economies of the Global North“ anwendbar seien.

Dass die Geräte nicht angeschlossen sind und auch in eher Lowtech-Umgebungen zu finden sind, wie in einem Bandprobieraum oder als Ausstellungsstück in einem Museum, mag zu vernachlässigend wirken, macht aber einen wesentlichen Punkt in dem symbolischen Potenzial des 3D-Druckers deutlich. Der Bruch mit den etablierten Sinn- und Bedeutungszusammenhängen einer hochtechnologisierten Industriemoderne und die Notwendigkeit, Globalisierung und Fortschritt umzudenken, wird aus der Pers-

pektive eines Globalen Nordens heraus formuliert, noch genauer aus einer westlichen Kapitalismuskritik, die eigentliche Praxis findet aber woanders statt und entzieht sich dem diskursiven Zugriff.

Nicht-Drucken

Kiel, Juni 2022: Während der Jahrestagung der DGTf²², wo ich einige erste Überlegungen meiner Arbeit vorstelle, begegne ich Wolf Kühr. Er ist Mitglied der Fab City Hamburg²³ und spricht darüber, wie die Software „Fab City OS“ ein zirkuläres Design fördert²⁴. In einem längeren Gespräch in der Mittagspause erzählt er mir, wie sie als Gemeinschaft die noch präsenste Corona-Pandemie erleben würden: Endlich hätten sie etwas zu tun, endlich gäbe es ein konkretes Problem zu lösen. Die Gemeinschaft fühle sich bestärkt in ihren Aktivitäten, drucke Halterungen für Gesichtsschilde und entwickle eine „Vision 2054“ für die Stadt der Zukunft²⁵.

- 22 Deutsche Gesellschaft für Designtheorie und forschung
- 23 Das Projekt FAB City Hamburg skaliert die Idee der FabLabs auf die Stadt: Hamburg als Fabrikationslabor.
- 24 Design x Nachhaltigkeit. Jahrestagung der DGTf 2022. Kiel, 2. Juni – 3. Juni 2022, Book of Abstract, <https://doi.org/10.25368/2022.136>, abgerufen am 3.9.2023.
- 25 <https://dtecbw.de/home/aktuelles/fab-city-zeigt-wie-die-stadt-der-zukunft-aussehen-kann>, <https://www.fabcity.hamburg/de/fabcity/vision2054/>, abgerufen am 3.9.2023.

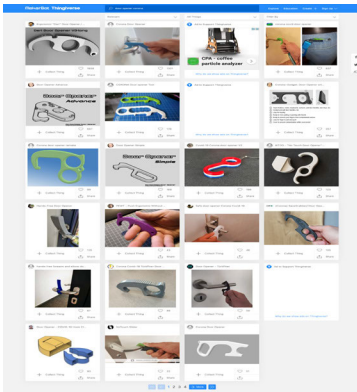


Abb. 145/146: Maker:innen im Kampf gegen Covid. Links: Modelle für 3D-gedruckte Türöffner zum Download auf der Plattform Thingiverse. Rechts: 3D-gedruckte Halterung für Gesichtsschutz des Open Lab Hamburg.

Während der Pandemie zieht die Fab City Hamburg Menschen an, die sich am Aufbau einer kollektiven Vision beteiligen wollen. Gemeinsam explorieren sie, wie sie mit der neuen räumlichen Ordnung, der Verschiebung der Aktivitäten in den virtuellen Raum, umgehen wollen, wie sie sich nützlich in eine Gesellschaft in der Krise einbringen können, wie sie sich organisieren und wie sie gemeinsam für Geräte, Einrichtungen, Software sorgen können. Das geschieht aus einer Situation heraus, die in der Form keine Blaupause kennt. Das praktische Erfahrungswissen entsteht hier in der gemeinsamen Suche nach Umgangsformen und aus dem Wunsch heraus, sich an der Gestaltung der Zukunft zu beteiligen.

Während der Covid-Pandemie erleben nicht nur die Macher:innen eine umfassende Zäsur ihres Alltags. Doch die Macher:innen der Fab City Hamburg sehen in dem 3D-Drucker ein Werkzeug, das es ihnen ermöglicht, mit dieser Zäsur umzugehen.

Während der Pandemie drucken sie Halterungen für Gesichtsschilde und auch online werden auf Plattformen wie Thingiverse²⁶ massenweise Modelle für 3D-gedruckte Türöffner bereitgestellt, mit denen der direkte Kontakt mit Türklinken vermieden werden kann. Das sind keine großen Erfindungen, eher kleinere Spielereien. Doch Wolf beschreibt das gemeinsame Machen als ein bekräftigendes Gefühl von *community-building* und *empowerment*. Auf ganz ähnliche Weise hatte ich das Basteln mit dem 3D-Drucker auch erlebt. Es ist daher nicht verwunderlich, dass der 3D-Drucker als Einstieg in die Welt der Maker-Bewegung dient. Er gehört zur Grundausstattung von FabLabs und Makerspaces und ist oft die erste Anschaffung, um die sich herum eine lokale Gemeinschaft bildet. Die mit der Technologie verbundenen Wünsche, Visionen und Erwartungen tragen dazu bei, „ein System von Bedeutungen zu produzieren“ (Jasanoff/Kim 2015, 220). In etwa heißt das, dass im gemeinsamen Debugging der Software, im Bauen eines 3D-Druckers und im Organisieren der Werkstätten Vorstellungen eines sozialen Miteinanders praktisch verhandelt werden.

So liegt das transformative Potenzial weniger in dem Gerät selbst oder in dem, was mit ihm gedruckt wird, sondern eher in den Praktiken- und Wissensordnungen, die im Umgang mit dem 3D-Drucker entstehen. Dabei werden sprachlich formulierte Visionen ebenso eingebettet wie kulturell verankerte Selbstverständnisse weitergeführt, bis sie schließlich übergehen in die Dauerhaftigkeit und das Selbstverständnis von alltäglichen Routinen und in die Beständigkeit von Identitäten und Dingen (Jasanoff/Kim 2015, 323). Es entstehen Orte oder Imaginationsformen wie Maker Spaces, Maker Fairs, Fab Labs oder Hackathons, in denen verhandelt wird, wie Wissen kollektiv organisiert und wie Infrastrukturen aufgebaut werden können. Dabei müssen weder die gedruckten Artefakte wie Türöffner oder Gesichtsschilde noch das Gerät selbst unbedingt nützlich sein, um dennoch als Diskussionsgrundlage zu dienen, wie Star es in ihrer Beobachtung von Grenzobjekten feststellt (Star 2010, 220).

Als Grenzobjekt (Star 1989) bündelt der 3D-Drucker materielle Ressourcen und Fähigkeiten, um die gemeinschaftlichen Praktiken, Infrastrukturen und Produktionsbedingungen zu verhandeln und anzustoßen. Hier geht es nicht um die Praxis des 3D-Druckens, sondern um das Set an Praktiken und Diskursen, die

26 Eine populäre Plattform, auf der CAD-Files für den 3D-Druck zu Verfügung gestellt werden.

sich um den 3D-Drucker akkumulieren. Erst mithilfe des 3D-Druckers als eines komplexen Gefüges an Arbeitsarrangements werden Praktiken strukturiert und Sprache geschaffen, mit denen wiederum Dinge getan werden können (Star 2010, 604). Dabei scheinen Unterschiede in den persönlichen Hintergründen oder in den Motivationen der Macher:innen keine Rolle zu spielen. Der 3D-Drucker als technisches Gerät fordert zunächst keinen Wertekonsens oder Homogenität, um eine Zusammenarbeit zu ermöglichen. Sowohl seine Bedeutung als auch seine Verwendung können je nach Benutzer:in und Situation variieren. Diese „interpretative Flexibilität“ (ebd., 602) macht es möglich, dass sich neben der populären Boys-with-Toys-Kultur auch feministische Maker- und Hackerspaces oder ökologisch-aktivistische Initiativen die technologischen Möglichkeiten des 3D-Druckers zu eigen machen.

Vermittler der Katastrophe

Während des regionalen Vernetzungstreffens bei WBZ war ich davon irritiert, wie selbstverständlich der 3D-Drucker einen Platz fand auf dem collagierten Visionboard für die Entwicklung der Region. Neben der skizzierten Freelancer-Familie und einem Fahrrad präsentierte er die erstrebenswerte Vision, wie die Arbeit der Zukunft auf dem Land aussehen soll. Während sich im Feld der 3D-Drucker vor allem durch seine Nicht-Praxis offenbarte, wurde in dieser Diskussion deutlich, dass der 3D-Drucker wesentlich Vermittler für eine ganze Reihe an Praktiken und Sehnsüchten im Umbau der spätmodernen Gesellschaft ist. Auch ohne funktions-tüchtig oder an das Stromnetz angeschlossen zu sein, bekommt er eine herausgestellte Bedeutung. Denn obwohl die postkapitalistische, postwachstums- und commonsbasierte Zukunft nicht gedruckt werden kann – und wie ich bereits deutlich gemacht habe, ist dies auch nicht ihr Ziel –, akkumuliert der Wunsch nach einer gemeinwohlorientierten Zukunft jenseits von Wirtschaftswachstum ein vielfältiges Set an Infrastrukturen, Praktiken und Werten.

Das Drucken einer Postwachstumsvision – das Produzieren einer Gesellschaft, die durch das eigene lokale Handeln eine globale Wirtschaft maßgeblich zu beeinflussen und hierarchische Systeme zu unterwandern versucht und dafür den 3D-Drucker nutzt – ist weniger ein materieller als ein kulturell-symbolischer Akt. Der 3D-Drucker wird nicht nur materiell als Ding produziert werden, sondern auch kulturell mit Bedeutung aufgeladen.

Ungeachtet seiner eigentlichen operativen Eigenschaften steht er als Trophäe im Raum und erinnert an die vielen Versprechen, für die er steht, etwa für das mögliche Potenzial, „die Produktion

wieder in die Hände der Menschen zu legen“, lokales Handeln zu ermöglichen oder verlustfrei und ressourcenschonend zu produzieren. Hier wird deutlich: Das transformative Potenzial liegt weniger in dem Gerät selbst oder in dem, was mit ihm gedruckt wird, sondern eher in den Praktiken und Wissensordnungen, die im Umgang mit dem 3D-Drucker entstehen. Scheinbar funktionslos, wie er da steht, wird im Prozess der Kulturalisierung aus dem technischen Gerät ein *Vermittler der Katastrophe* (Appadurai 1986). Mit ihm können Macher:innen die widersprüchlichen und ungesfestigten Positionen verhandeln, mit denen sie sich durch die Klimakrise oder während der Pandemie konfrontiert sehen. Die Folgen der Pandemie werden zwar nicht vom 3D-Drucker (und auch nicht im 3D-Drucken) behoben, aber durchaus mit ihm. Das Interesse am technischen Gerät geht hier weit über seine operativen Eigenschaften hinaus und erklärt ihn zu einem „epistemischen Partner“ (Estalella/Criado 2019, 150), mit dem eine globale Katastrophe befragt (Knorr-Cetina 2000, 190) und im besten Fall sogar abgewendet werden kann.

Der 3D-Drucker im Raum sagt: Hier machen wir selbst, hier wird experimentiert und Unsicherheit zugelassen. Der Unsicherheit, die das Selbst gegenüber einer krisenhaften Zukunft empfindet, mit der Unsicherheit durch einen ergebnisoffenen Prozess zu begegnen, klingt zunächst paradox und bedient auch, wie zuvor angesprochen, ein sozialpolitisches Programm zur Selbst-Ökonomisierung. Doch das Arrangieren von Ungewissheiten, als eine Kernkompetenz des Entwerfens, formt Handlungsträgerschaft (Janda 2018, 61) und erzeugt eine Vielfalt an möglichen, alternativen Narrativen. Im kollektiven Basteln wird die Gewissheit einer Katastrophe, die das eigene Ende bedeutet, wieder neu verunsichert. Auch wenn die Katastrophe womöglich nicht abgewendet werden kann, so erfahren die Macher:innen während der Pandemie dennoch, wie sie handlungsfähig bleiben können. Anstatt keiner Zukunft eröffnet sich im eigenen Wohnzimmer ein neuer Handlungsraum. Ungeklärt bleibt jedoch, für wen diese neuen Zukünfte sind. Denn gleichzeitig fördert der 3D-Drucker auch die Tendenz zur Vereinfachung und Reduktion sozialer Komplexität auf ein One-World-Paradigma und werden bestehende Leit motive unhinterfragt übernommen.²⁷

Das Aushandeln gesellschaftlicher Ambivalenzen ist ein wesentlicher Bestandteil des Machens und schafft eine eigenwillige Ästhetik, die ich im Folgenden diskutieren werde.

27 Kulturelle Imaginären entstehen aus und vor dem Hintergrund einer globalisierten Welt. Sie sind als Orte kollektiver Verhandlung das Produkt der Moderne, wie Appadurai (1996, 6 ff.) sie verortet. Die geteilten Visionen formen sich durch zugrunde liegende Machtverhältnisse, Wertediskurse und hegemoniale Strukturen, die in sie eingebettet werden.



Abb. 147/148/149/150/151/152: Die kleine Welt der Komposttoilette, ausgestattet mit herzigen Details, Partyfähnchen, goldgerahmten Spiegeln und Oberlicht (Tiny Living Festival Prisseck, Insel Weißensee, Lebendiger Landbau Upahl).

Die Komposttoilette – Ästhetik des Unfertigen

Bis hierhin habe ich unterschiedliche Aspekte aufgezeigt, wie die Vision einer Postwachstumsgesellschaft im Machen ihre Form annimmt. Im Prototyping entstehen kleine Welten, in denen frei von gesellschaftlichen Anforderungen eine spekulative Zukunft materialisiert werden kann. Mithilfe technischer Geräte, die als Akteure der Vermittlung eine wesentliche Rolle in dem Prozess spielen, können auch teils widersprüchliche Positionen verhandelt werden. Und das ist auch nötig, da das Realwerden einer Utopie voll von Widersprüchen ist, etwa wenn die Idee eines geschlossenen Verwertungskreislaufs auf die Realpolitik der Abfallverordnung trifft.

Im Folgenden werde ich anhand der Komposttoilette den Umgang mit der Ambivalenz, der Widersprüchlichkeit und Vieldeutigkeit diskutieren. Hierfür möchte ich auf eine Auffälligkeit eingehen, die ich bisher weitestgehend unkommentiert gelassen habe, die sich aber mit dem Blick aufs Bildermaterial fast von selbst erschließt. Es ist die eigenwillige Ästhetik der Prototypen, ihre Betonung von Material und Rohheit. Diese Ästhetik des Unfertigen ist ein wesentlicher Aspekt der geteilten Sinn- und Wahrnehmungswelt der Macher:innen. Keinesfalls ist sie zufällig oder das Resultat eines technischen Unvermögens. Das wird etwa deutlich durch die vielen kleinen Details, mit denen die Komposttoiletten ausgestattet sind. Die Ästhetik des Unfertigen ist eine Entscheidung.

Der Geruch von Sägespänen

Während über mir der Himmel zu sehen ist, erinnert mich der Geruch von Sägespänen daran, dass ich nicht auf einer „normalen Toilette“ sitze,²⁸ auch fehlt das gewohnte Rauschen von neun Litern Wasser, das den sauberen Abschluss der Sitzung bestätigt. Das sonst eher sterile Verhältnis zum eigenen Verdauungsakt wird durch den Geruch von Sägespänen und echte Vogelstimmen irritiert. Während die Moderne mit der Industrialisierung, Rationalisierung und schließlich der wirtschaftlichen Produktivmachung sämtlicher Lebensbereiche einen „Prozess der Entsinnlichung“ (Göbel/Prinz 2015, 19) provoziert hat, spielt im Umbau der Spätmoderne das sinnliche Verstehen wieder eine primäre Rolle. Hier wird der Gegenentwurf zur Moderne insbesondere durch die ästhetische Praxis deutlich. Zum einen sind es die olfaktorischen und akustischen Dimensionen von Sägespänen und Vogelstimmen, die sich stark vom cleanen Hygieneimperativ der Moderne unterscheiden. Zum anderen ist es die auffällige Ästhetik des

28 Komposttoiletten funktionieren nach dem Trockentrennprinzip. Das heißt, Urin und Kot werden getrennt voneinander aufgefangen. Zum Spülen werden Sägespäne in den Kotbehälter gestreut, was gemeinsam kompostiert wird. Der Kompost kann später als Dünger verwendet werden. Komposttoiletten entsprechen meist einem westlichen Standard einer Toilette mit Klobrille und Klopapier, stehen meist draußen und werden insbesondere bei programmatischen Venues wie ökosensiblen Festivals oder eben in DIY Communities verwendet.

Unfertigen, der Versuch, der glatten Oberfläche des Industrieprodukts etwas entgegenzusetzen. Die Kritik der Komposttoilette kommt daher subtil, aber unausweichlich. Denn auch wenn ich um das Probieren von umgekehrtem Osmosewasser vielleicht herumkomme, zum Toilettengang gibt es keine Alternative. Schon bald gewöhne ich mich an den Geruch, denn Komposttoiletten sind überall: auf Festivals, in Tiny Houses und Coworking-Spaces.

Die Komposttoilette als ein ästhetischer Gegenentwurf zur Spätmoderne ist konzeptuell komplex. So liegen im Verständnis der Postwachstumsvision die Hauptargumente für die Komposttoilette darin, dass sie mit einfachen Mitteln und wenigen Materialien (low-tech) (Vetter/Best 2015, 108) vor Ort (lokal) selbst gebaut (DIY) werden kann (Baier et al. 2016, 191 f.). Dadurch, dass sie idealerweise rückbaubar oder wiederverwertbar ist (recycling), soll die Produktion von Abfall vermieden werden (degrowth) (Schmelzer/Vetter 2021). Sie verwendet keine Chemikalien (sustainability) (Wind 2016, 107), verbraucht kein Wasser (ressourcenschonend) und ist nicht an ein zentrales Abwassersystem angeschlossen (unabhängig) (Vetter/Schmelzer 2020, 107). Damit ist die Komposttoilette autark (self-sustaining) in der Nutzung und Wartung (care and repair). Hinzu kommt, dass sie einen eigenen Verwertungskreislauf bildet (circular design) (Majewski 2016, 101), indem der produzierte Dünger für den eigenen Gemüsegarten genutzt werden kann. – So die vollständige Zukunftsvision der Komposttoilette.

Hier kommen gleich mehrere grundlegende Konzepte der Postwachstumsvision zusammen: Lowtech, lokal, DIY, recycling, degrowth, nachhaltig, ressourcenschonend, unabhängig, autark, zirkulär. Durch ihre Nutzung verspricht die Komposttoilette somit, dass ein sozialer und ökologischer Wandel tatsächlich möglich ist. Während der Sitzung bleibt genug Zeit, sich mit diesem Gedanken vertraut zu machen. Die Komposttoilette erscheint somit als eine Art all in one solution für eine „bessere Zukunft“. Dass es gegenwärtig an Infrastrukturen, Regularien und Verfahren fehlt,²⁹ damit die ganzheitliche Idee einer Komposttoilette, nämlich der geschlossene Verwertungskreislauf, tatsächlich umgesetzt werden kann, ist für die Macher:innen kein Gegenargument. Und hierhin liegt ein wichtiges Verständnis über das Machen in den Zukunftslaboren. Die Diskrepanz zwischen Vision und Kondition zeigt vielmehr, an welcher Stelle Veränderung angesetzt werden muss. Projekte wie die Komposttoilette sind häufig teilhabeorientiert und vor allem immer darauf ausgerichtet, positiv in die zu erwartende Zukunft hineinzuwirken und sie aktiv mitzugestalten.

29 Das Ideal der DIY-Komposttoilette ignoriert gegenwärtig die Abhängigkeit von globalen Lieferketten (z. B. Holz aus Finnland) und die Notwendigkeit von Fachwissen und Arbeitsteilung (etwa für die Herstellung von Schrauben etc.). Laut Düngemittelverordnung dürfen Fäkalien nicht zum Düngen auf Feldern genutzt werden. <https://taz.de/Oekoprojekt-Komposttoiletten!/5722827/>, abgerufen am 26.7.2020.

Während die Auflistung der Konzepte, die mit der Komposttoilette in Beziehung gesetzt werden, zu Komplexität und Unübersichtlichkeit führt, ist ihre ästhetische Erscheinung gerade im Gegenteil betont simpel. Ein paar Holzbretter, ein Auffangbehälter und Sägespäne, manchmal auch ein Klodeckel, das ist alles. Ganz im Sinne eines Umdenkens, in dem die Beziehung zur Umwelt eine betonte Aufmerksamkeit bekommen soll, wird der sonst geschlossene und intime Raum der Toilette nach draußen versetzt, mitten hinein in eine laute und lebendige Natur. Die Betonung der sinnlichen Erfahrung im Machen zielt weniger auf das Erleben einer medial gestützten Ästhetisierung der Gesellschaft ab, wie sie unter anderem Reckwitz beschreibt (2016). Eher ist damit die eigene unmittelbare körperliche Erfahrung als Weltzugang gemeint, etwa der Erkenntnisgewinn in dem Moment, wenn die Nahrung den Körper wieder verlässt und bewusst in den eigenen Verwertungskreislauf (die eigene Gemüseproduktion) zurückgegeben wird.

Der Ferrari des Kleingartens

Das Gefühl von Naturnähe und einem authentischen Wahrnehmen der eigenen Körperlichkeit schafft aber auch ein Verkaufsargument. Der geschlossene Verwertungskreislauf im eigenen Garten ist ein durchaus erstrebenswertes Ziel für einen bewussten und nachhaltigen Lebensstil. Komposttoiletten haben daher den Markt erobert und werden mit Werbesprüchen beworben wie: „Mit uns machst du eine bessere Erde“, „Lass dich von der natürlichen Toilette mit Charme begeistern“, „Der Ferrari des Kleingartens“³⁰. Hier wird einerseits ein Umweltbewusstsein verkauft, das nicht nur einen Kurzschluss zwischen dem eigenen Anbau von Lebensmitteln und ihrer Verwertung visioniert, sondern – im Sinne des globalen Denkens und lokalen Handelns – dabei gleich dem ganzen Planeten Erde etwas Gutes tut. Für diejenigen, die die Aussicht auf ein erfülltes Gärtnern nicht überzeugt, bleibt dennoch das Authentizitätsversprechen eines natürlichen Charmes oder selbstironisch, mit Verweis auf die eigene Kleinbürgerlichkeit, das begehrtenwerte und identitätsstiftende Lifestyleobjekt.

Ein sozialer und ökologischer Wandel, bei dem alles verwertbar ist, nichts verloren geht und kein Müll anfällt (Baier et al. 2016, 45), erscheint nicht nur möglich, sondern wird auch konsumierbar. Durch ihren Konsum versprechen Komposttoiletten einen sozialen Mehrwert und soziale Verantwortung zu schaffen (Daily 2017, 228). Auf angenehme Weise fügt sich die Komposttoilette damit ein in die Konsumlogik eines spätmodernen Alltags. Genau in der

³⁰ Werbesprüche von <https://www.komptoi.de/> und <https://goldeimer.de/collections/klos>, abgerufen am 26.7.2022.

Verschränkung von einer kollektiven Vision und ihrer sozioökonomischen Bedingung sieht die Kulturanthropologin Lisa Daily die Gefahr, dass ethische Werte in wirtschaftliche Prozesse der Wertschöpfung und Kapitalakkumulation eingebettet werden (Daily 2017, 228). Denn trotz des Anscheins von sozialer Ermächtigung und ökologischer Teilhabe halten sie den Wunsch nach individualisierten, unternehmerischen Lösungen für strukturelle Ungleichheiten aufrecht (Daily 2017, 229).

Das Verschmelzen des DIY-Prototyping als eine Gegenpraxis (*counter practice*), in der Komposttoiletten mit Freunden und wenig Wissen zusammengezimmert werden, mit ihrem Gegenüber, der Unternehmenspraxis (*corporate practice*), die die Herstellungsprozesse optimiert und eine attraktive Marketingkampagne erstellt, führt zu einer „unfreiwilligen Ausführung neoliberaler Agenden“ (Cramer 2019, 72). Die Utopie von Postwachstum und Zirkularität wird eingebettet in eine spätmoderne Konsum- und Leistungsgesellschaft und beschränkt die Vorstellung, „Welt zu verändern“, auf die Grenzen der kapitalistischen Reproduktion (Daily 2017, 228). Es erscheint daher nicht verwunderlich, dass sich die Ästhetik der massengefertigten Toiletten nicht wesentlich von den selbstgebauten unterscheidet. Denn das Prinzip der Trockentrenntoilette ließe sich auch in einer anderen Erscheinung umsetzen, wie es sie als portable Campingtoilette lange vor dem Komposttoilettenhype gegeben hat. Doch selbstgebaut oder nicht, in ihrer ästhetischen Erscheinung liegt eine Rohheit, so, als wäre der Bau eigentlich noch nicht abgeschlossen.

Ästhetik des Unfertigen

Eine Ästhetik, die Unentschiedenheit zulässt, sogar betont, steht im krassen Gegensatz zu der glatten Oberfläche industriell hergestellter Objekte, die sonst den Alltag dominieren. Die Konsumobjekte der Industriemoderne geben ihren Gebrauch vor, sie folgen einer gelernten Semiotik von Icons und leuchtenden Knöpfen, die das implizite Wissen der Bedienungslogik voraussetzen. Die Komposttoilette, ob selbstgebaut oder nicht, bricht mit diesen verinnerlichten Routinen auf gleich mehreren sensorischen Ebenen. Ob Konsumobjekt oder nicht, ist daher erst einmal gar nicht so entscheidend, da auch bei der Benutzung der Komposttoilette eine körperliche Erfahrung gemacht wird, die sinnlich irritiert und sozial verankerte Bezugssysteme verunsichert.

Gegenwärtig werden an vielen Orten auf ähnliche Weise Komposttoiletten gebaut. Mit dem Bau greifen Macher:innen ein Prinzip auf, das es schon seit Jahrzehnten auf diese Weise gibt. Ihre

Funktionsweise und auch die Bauweise müssen nicht mehr verhandelt werden. Für die Planung kann auf ein breites Wissen und eine breite Auswahl an Bauplänen zurückgegriffen werden, die zum Teil sogar frei zugänglich sind. Die Sinn- und Erfahrungswelt, die im Bauen produziert wird, ist daher keine individuelle und auch keine neu erfundene, „sondern eine teilgesellschaftlich (vor)konstruierte“, wie Honer (1994, 145) ein wesentliches Merkmal des Selbermachens hervorhebt.³¹ Die Komposttoilette existierte bereits vor den „Sustainable Development Goals“ und mit ihr auch der Wunsch, der glatten Oberfläche des Industrieprodukts etwas entgegenzusetzen.

Doch erst in der Gegenwart des 21. Jahrhunderts scheint diese Kritik eine unvermeidliche Dringlichkeit erreicht zu haben. Als eine Reaktion auf „die Ruinen der Industriegesellschaft“, mit der Stadler et al. (2020) den gesellschaftlichen Zustand nach den Wirtschaftswunderjahren beschreiben und deren Suche nach einem alternativen Wissen heute wieder aufgenommen wird, schafft die Komposttoilette einen ästhetischen Gegenentwurf. Die Prototypen sind roh, ihre Materialität ist meist sichtbar, sie wirken wie selbstgemacht, auch wenn sie es nicht sind oder nicht sein müssten. Mit ihrer rohen Erscheinung betont sie, dass ihr Entstehungsprozess noch nicht abgeschlossen ist. Damit bedient sie ein umfassendes Sehnsuchtsprofil, in der Sinnlichkeit, Natürlichkeit, Identitätsfragen, Fortschritt und Wachstum trotz Zukunfts- und Klimaangst gemeinsam stattfinden müssen.

Der ästhetische Gegenentwurf der Komposttoilette scheint die Spannung der Realutopie auszuhalten, da er selbst noch nicht abgeschlossen ist und sich somit ein Stück weit der Kritik entzieht. Die Fähigkeit zu fortlaufender Veränderung und Anpassung, der permanente Zustand „in beta“ (Corsín Jiménez 2017), bezieht sich nicht nur auf die Prototypen, sondern auf das Formen eines gesellschaftlichen Selbstverständnisses. Die DIY-Ästhetik vermittelt ein Gefühl von produktivem Widerstand und zivilem Ungehorsam, indem die betonte Prozesshaftigkeit sagt: Nein, wir sind noch nicht fertig – und sich damit sowohl der Letztendlichkeit eines Weltuntergangs widersetzt als auch für Kritik unangreifbar wird, da immer noch etwas kommen könnte.

Diskussion: Sinnliche Wiederverunsicherung im Machen

In diesem Kapitel habe ich mir angeschaut, wie im Umgang mit Werkzeugen, neuen Technologien, anderen Menschen und durch den Einsatz von Kreativitätstechniken die kollektive Vision einer Postwachstumsgesellschaft ausgehandelt wird und wie sie sich

³¹ Entscheidend in Honers Analyse des Selbermachens ist, dass der Heimwerker keine grundsätzlich neuen Probleme löst. Im Grunde genommen macht er nach, was er als Problemlösungen kennt, und überträgt sie auf seine konkreten Bedingungen (Honer nennt hier Aktivitäten wie das Tapezieren oder Möbelbauen) (Honer 1994, 141). Auch die Komposttoilette ist keine neue Erfindung, nicht einmal das Problem und erst recht nicht seine Lösung sind neu herausgearbeitet.

materiell manifestiert. In allen drei Fallbeispielen war es interessant zu beobachten, wie im Selbermachen mit einer empfundenen Ungewissheit umgegangen wird, die von einer imaginierten, krisengeprägten, instabilen Gesellschaft ausgeht. Im Basteln erzeugen die Macher:innen eine gemeinsame Sinnwelt und handeln iterativ bekannte, erinnerte und gewünschte soziale Ordnungen aus, wie Anne Honer die kollektive Erfahrung von Macher:innen beschreibt. Durch das Bauen der Prototypen, die ganz konkrete Alternativen zur wachstumsorientierten Industriemoderne darstellen, formt sich nach und nach eine kollektive Vorstellung heraus, wie Wertschöpfung in einer nachhaltigen, bedarfsorientierten Gesellschaft möglich sein könnte und wie sich die Macher:innen ihre soziale Existenz vorstellen (Horn 2014, 22).

Die eigentliche Spannung liegt aber darin, dass im Gebastel der Insel, im Aufstellen einer Komposttoilette oder im (Nicht)Benutzen des 3D-Druckers im Grunde genommen nichts Offensichtliches, Weltbewegendes passiert und erst recht nichts, was der umfassenden Größe und Kraft einer Klimakatastrophe gewachsen wäre. Dass da aber eben doch etwas passiert, auf ganz subtile und auch unintendierte Weise, wird erst in der Detailbetrachtung deutlich. Denn dass der 3D-Drucker nicht angeschlossen sein muss, um eine zentrale Rolle im gesellschaftlichen Umbau zu spielen, ist hier kein Problem, ebenso wenig wie es nicht verwundert, dass die Komposttoilette oder der Inselgarten – als Prototypen zirkulärer Wertschöpfung – in die Gestaltwerdung der Zukunft einwirken, obwohl sie nicht funktionieren. Die scheinbare Dysfunktionalität, die performative Ästhetik des Unfertigen und der spekulative Charakter der drei Beispiele sind nicht Resultat von technischem oder handwerklichem Unvermögen. Die Prototypen sind nicht darauf ausgelegt, reale, funktionsfähige Lösungen zu entwickeln, sondern eher darauf, ein gemeinsames Verständnis zu bilden und sich mit der Erfahrung gegenwärtiger und dem Antizipieren kommender Krisen auseinanderzusetzen. Im Machen werden bekannte materielle Setzungen aufgebrochen und neu geordnet.³² Dadurch wird eine Zukunft, die bereits festgesetzt schien, wieder verunsichert und es entstehen neue Sinn- und Erfahrungswelten.

Eine festgesetzte Zukunft wird wieder verunsichert

Am Beispiel der Komposttoilette habe ich das Spannungsverhältnis zwischen Postwachstumsvision und spätmodernem Anforderungsprofil deutlich gemacht, in dem das Prototyping einem ökosozialen Wandel und gleichzeitig der Wertschöpfung eines

32 Die Postwachstumsvision ist ein umfassendes Programm, in dem sämtliche Lebensbereiche verunsichert werden. Die Momente der Verunsicherung und damit der Veränderung zeigen sich in den Brüchen mit sozialen Selbstverständnissen (Wohn- und Arbeitsformen), mit verkörperten Routinen (von Effizienz und Leistungssteigerung), mit Wissenshegemonien (Amateur:innen als Expert:innen), mit gesellschaftlichen Paradigmen (Ökologie statt Ökonomie), mit Modellen (Kreislauf statt Linearität), mit Zukunftsvorstellungen (Möglichkeitsraum statt Katastrophe).

33 Beim Versuch, mit dem Kreislaufgedanken als Grundsatz eines zukünftigen Zusammenlebens ein Gegenmodell zum Wachstumsparadigma der kapitalistischen Spätmoderne zu entwickeln, geraten die Macher:innen in einen Widerspruch. Auf der einen Seite beabsichtigen sie einen problematischen Umgang mit Ressourcen durch kreative Strategien zu verändern, auf der anderen Seite scheinen sie ihn aber genau dadurch zu reproduzieren. Diese Ambivalenz ist das Fundament für den sozialen und technischen Erfolg hochtechnologierter Gesellschaften und zugleich ihre größte Herausforderung, wie die Designforscherinnen Kristina Lindström und Åsa Ståhl in ihrer Arbeit zum „Un/Making in the Aftermath of Design“ (2020) aufzeigen.

34 Es materialisiert sich implizit in den Modellen und kann von den Macher:innen körperlich erlebt werden. Im Prototyping suchen sie so nach einem anderen Zugang, um etwas über die Krise und den Umgang damit zu erfahren.

ethischen Kapitals dient.³³ Damit scheint die große Utopie der Postwachstumsgesellschaft von den realen, ökonomischen Bedingungen der Spätmoderne einverleibt worden zu sein. – In der Betrachtung und der Analyse der Beispiele komme ich immer wieder zu der Frage, ob die Konsumkritik (der Postwachstumdiskurse und praktiken) scheitert. Es drängt sich mir geradezu auf, auf die ambivalente Reibung zwischen Utopie und Realität, zwischen der Vision und der gelebten spätmodernen Wirklichkeit zu verweisen. Der Eindruck geht sogar so weit, die Aktivitäten in dem idealistischen, spielerischen und nicht ganz ernst zu nehmenden Status der Utopie, als einer unerfüllbaren Wunschvorstellung, beiseitezulegen.

Doch es wäre verkürzt, die Praktiken des Machens auf eine bloße Kapitalismuskritik zu reduzieren. Denn gleichzeitig beobachte ich während der Zeit meiner Forschung ein stetig wachsendes gesellschaftliches Interesse an den Gemeinschaften und ihren Projekten. Nicht nur während der Pandemie wächst das Interesse an DIY-Heim-Aktivitäten, sondern auch darüber hinaus. In Erwartung weiterer Krisen nimmt das Interesse an alternativen Lebensmodellen, regenerativer Wertschöpfung und Energieversorgung zu, ebenso wie das Interesse an anderen Formen des Wissens, das einhergeht mit einer Kritik an bestehenden Wissensordnungen. In dem Versuch, durch Selbermachen ein Gegenwissen zu bilden, werden zwar mitunter Werkzeuge und Praktiken innovativer Unternehmensführung und einer kreativ-kapitalistischen Wertsteigerung genutzt, wodurch sich eine problematische Überschneidung zwischen *counter practice* und *corporate practice* andeutet, allerdings entzieht sich die Wirkung einem allein ökonomisch motivierten Zugriff.

Die menschlichen und nichtmenschlichen Akteure stehen in einem praktischen, reflexiven Wechselverhältnis, in dem sie eine gemeinsame Zukunftskompetenz bilden.³⁴ Doch mal steht der 3D-Drucker in einem Schrank, mal versteckt unter einem Stapel Holzbrettern. Was zunächst irritiert, beschreibt genau die Handlungsträgerschaft des 3D-Druckers. Er ist der Vermittler der Katastrophe, der es ermöglicht, widersprüchliche und ungefestigte Positionen zu vereinen, da seine vermittelnde Funktion als Grenzobjekt über die technische hinausgeht. So habe ich feststellen können, dass die Prototypen häufig nicht in ihrer zu erwartenden Funktion operieren. Der 3D-Drucker ebenso wie der Inselgarten deuten ihre Funktionsweise nur an. Anstatt aber dadurch auf eine fragwürdige und gescheiterte Konsum- und Kapitalismuskritik zu schließen, zeigt sich im Machen der Projektgemeinschaften

eher der Versuch, einen anderen Zugang zur Wirklichkeit zu öffnen. Und zwar nicht, um den sozioökonomischen Bedingungen der Spätmoderne und den sozial verankerten Gewohnheiten zu entkommen, sondern vielmehr, um Zukunft wieder zu verunsichern, also der Endgültigkeit der Katastrophe Handlungsoptionen entgegenzusetzen.

Das ist insbesondere in einer Zeit, in der das Eintreten einer *lebenswerten Zukunft* generell in Frage gestellt wird, für viele Menschen von Bedeutung und über die Frage der wirtschaftlichen (bzw. wachstumskritischen) Legitimität hinaus sinnstiftend. Die Macher:innen der Projektgemeinschaften gehen nicht von einer krisenhaften Periode aus, wie die Anthropologen Estalella und Criado etwa die Finanzkrise 2007/08 erleben (Estalella/Criado 2019) und die zeitlich begrenzt ist, sondern von einer gesamtgesellschaftlichen Veränderung, die fortlaufend ist und in der Krisen, Kriege und Extrem(wetter)situationen lediglich aufeinanderfolgende Sequenzen darstellen. Es ist die Skepsis der Macher:innen, ob es für sie überhaupt eine Zukunft geben wird, wenn sie diese nicht selbst herstellen. In der Vorstellungswelt der Projektgemeinschaften stellt eine drohende Katastrophe sämtliche Konzepte und Gewissheiten spätmoderner Gesellschaften infrage und erscheint zugleich unausweichlich. Bekannte Wissensordnungen greifen dann nicht mehr.

Neue Sinn- und Erfahrungswelten

Das Machen in all seiner Widersprüchlichkeit schafft neue sinnliche Zugänge zu bekannten Welten. Im Organisieren von Makerspaces und Werkstätten, im Beschaffen der notwendigen Materialien zum 3D-Drucken, im Debugging von Softwarefehlern, die zum 3D-Druck-Alltag gehören, im Finden einer gemeinsamen Ablageordnung für Dateien und Dokumente oder im Betreten der Insel, im Knien auf der Plattform mit Akkubohrer und Schrauben, im Bewässern der Pflanzensetzlinge ebenso wie im Benutzen der Komposttoilette und Einatmen des Geruchs von Sägespänen entsteht ein spezifisches, verkörpertes Krisenwissen. Als Reaktion auf die globalen Krisen der Moderne und den veränderten Blick des „in-der-welt-seins“³⁵ (Beck 2017, 16) versuchen Macher:innen der „Tendenz der Moderne zu dekontextualisierter Geschwindigkeit, Effizienz, Mobilität und Automatisierung“³⁶ (Escobar 2018, 35) durch eine offene und etwas diffuse Praxis des Machens entgegenzuwirken.

Gerade das Handlungswissen, das präreflexive Know-how, in einer Situation zu handeln, wird als produktive Kraft des Designs

35 Die Häufung der gegenwärtigen Krisen ist eine völlig neue Erfahrung, die unsere Aufmerksamkeit darauf lenkt, dass wir in der Welt sind, so der Soziologe Beck (2017, 11). Damit meint er, dass Menschen in einer westlichen industrialisierten Welt durch das Erleben der eigenen Fragilität mit einem Mal erkennen, dass sie lediglich Teil eines größeren Gefüges (des Ökosystems Erde) sind und dieses nicht beherrschen. Inwiefern die Projektgemeinschaften sich aber nicht nur darüber bewusst werden, dass sie nicht nur „in der Welt“ sind, sondern auch in der Region (in der andere Menschen leben und die sich das Labor hineingesetzt hat), bleibt in dieser Betrachtung offen.

36 Eigene Übersetzung, Originaltext: „modernity's proclivity to decontextualized speed, efficiency, mobility, and automation“.

gesehen. In der Entwurforschung wird es häufig als implizites Wissen (*tacit knowledge*) verhandelt und als ein grundlegendes Konzept zum Verständnis einer gestalterischen Weise zu wissen und zu denken besprochen (Cross 2006, 9; Schön 1984, 49; Mareis 2011). Auch wenn das Konzept nicht frei von Kritik ist, wird hier im Kontext des Zukunftslabors die Produktion und der Umgang mit Handlungswissen zum entscheidenden Forschungsargument gemacht. Der Beitrag der Zukunftslabore in der strategischen Planung (*policy making*) eines gesellschaftlichen Wandels liegt darin, „unsichere oder komplexe Zusammenhänge zu erforschen, bei denen ein analytischer Ansatz keine ausreichenden Antworten liefert“ (Kimbell/Bailey 2017, 220). Der Entwurfsepisteme des *tacit knowledge*, die auf einem verkörperten, präreflexiven Erkennen beruht, wird die produktive Kraft zugeschrieben, die Zukunft einer Gesellschaft zu verändern und auf das einzuwirken, was noch-nicht-ist (Farías/Wilkie 2016, 10).

Zwar ist die Moderne schon immer im Begriff gewesen, sich permanent zu verändern, so Beck (2017, 16), doch die Ereignisse des Klimawandels zeigen, dass es neue Ordnungs- und Bezugssysteme³⁷ braucht, um die Welt im Wandel zu begreifen. Die Insel, die Komposttoilette oder auch das Tiny House sind solche Bezugssysteme. Sie verkörpern eine Suche nach etwas, dem die Worte zu fehlen scheinen. Auch wenn die Prototypen nicht in der intendierten Weise funktionieren, können sie begangen, angefasst, gerochen und so mit mehreren Sinnen erfahren werden. Sie schaffen ein zukünftiges, körperliches Erfahrungswissen, mit dem festgeschriebene Zukünfte wieder geöffnet werden können. Die Fähigkeit, in die Zukunft einzuwirken, machte gestalterische und entwerfende Praktiken zunächst als Problemlöser interessant. Hier geht es nun nicht mehr darum, Probleme zu lösen, da die Probleme viel zu groß und komplex erscheinen, um überhaupt (mit den eigenen Händen) gelöst zu werden. Vor dem Hintergrund einer Welt im Wandel ermöglicht die soziomaterielle Praxis des Zukunftsmachens eine Sinnproduktion (*sense-making*), mit der sich Macher:innen überhaupt erst mit dem Problem auseinandersetzen können.

Die Projektgemeinschaften, die in ihrem Handeln einen Umbau der Spätmoderne verfolgen, versuchen, im Machen neue Sinn- und Erfahrungswelten zu schaffen. In ihnen suchen sie nach einem grundsätzlich anderen Zugang zur Welt – davon, was wir über sie zu wissen meinen und was wir tun, um dieses Wissen zu produzieren. Sie gehen davon aus, dass „Welt“ eh schon instabil ist, weshalb agile und auf Innovation ausgerichtete Kreativitäts-

37 Ein illustratives Beispiel zeichnet Beck anhand des steigenden Meeresspiegels, wodurch „neue Landschaften sozialer Ungleichheit“ geschaffen werden, deren „wichtigste Eintragung nicht mehr nationalstaatliche Grenzen sind – sondern Höhenlinien“ (Beck 2017, 16).






techniken zum Mittel der Wahl werden. Sie werden in dieser Situation zu wirksamen Werkzeugen, die effizient und einfallreich Veränderungen vermitteln (Rawsthorn 2018, 9). Die Insel, die über Jahrzehnte noch im Tümpel steht, ist ein stummer Zeuge dieses bestimmten soziohistorischen Moments. In ihr materialisiert sich die Suche nach einer alternativen Kreislaufökonomie, in den Entwurf haben sich aber auch unhinterfragt bestehende, gegenwärtige Machtverhältnisse und Denkweisen eingeschlichen. Legitimiert durch die Ästhetik des Unfertigen, wird im Zukunftslabor eine ambivalente Postwachstumsvision in ein kollektives Gedächtnis eingebettet, ohne dass die Widersprüche der Realutopie aufgelöst werden müssen.



Abb. 153/154: In der Welt sein: Eine Workshopteilnehmerin tastet an dem organischen Füllmaterial, das für den Wandaufbau eines Tiny House genutzt werden soll.

Die geteilte Sinn- und Erfahrungswelt der Projektgemeinschaften schließt jedoch auch aus. Die Insel macht diese Grenzziehung deutlich, indem sie sie bricht. Der Prototyp der Insel wirkt über den Workshop hinaus. Er steht noch da, als die Workshopteilnehmenden längst abgereist sind. Auch noch Jahre später treibt er auf dem Tümpel und wird zum Bestandteil einer menschengemachten Umwelt. Die Insel deutet auf ein ökologisches Außen hin, das sich den Macher:innen entzieht, aber auch auf ein soziales Außen. In den Zukunftslaboren kommt eine Gruppe an Menschen zusammen, die sich Fragen zur Zukunft stellen. Die Insel bezeugt diese Suche nach einer anderen Mensch-Umwelt-Beziehung, doch wirkt dabei zeitlich und sozial aus der Region entrückt. Denn das In-der-Welt-Sein bedeutet nicht gleichzeitig ein In-der-Region-Sein. Die Projektgemeinschaften nutzen ihre Grundstücke im ländlichen Raum, um urbane Zukünfte zu entwickeln. Der ländliche Raum wird so zu einer Art Versuchslabor für urbane Zukünfte. Damit stoßen sie auf das Interesse der Kommunalpolitik, des

Bundes und Stiftungen, die diese Unternehmungen fördern. Inwiefern es auf das Interesse der Region trifft, der Leute, die vor Ort schon lange wohnen, scheint angesichts der drängenden Zukunftsfragen in den Hintergrund zu rücken.

Zusammenfassung: Argumentation und Erkenntnisse ...	234
Die Materialität der Postwachstumsgesellschaft	234
Routinen des spätmodernen Selbst	235
Sinn- und Bedeutungszusammenhänge im Selbermachen	237
	
Reflexion	238
	
Grenzen der Untersuchung	242
	
Abschlussbetrachtung – Design als Vermittlerin einer Welt im Wandel	244
Kritik der Moderne	247
Sinnproduktion in einer Welt im Wandel	248
Ontologische Umordnung	249
	
Beitrag zur Design(kultur)forschung und Ausblick	251
Designethnografie	251
Deutschsprachige Designforschung	253
	
Ausblick	254

Schluss

In dieser Arbeit habe ich mich mit Projektgemeinschaften beschäftigt, die durch ihre Aktivitäten zu einer ökosozialen Transformation beitragen wollen. Sie sind Teil einer aktiv geführten Postwachstumsdebatte, die den gesellschaftlichen Umbau spätmoderner, wachstumsorientierter Lebensweisen fordert. Die Untersuchung fiel auf den ereignisreichen Zeitraum 2018 bis 2022, in der die Covid-19-Pandemie, eine drohende Klimakrise und der Angriff Russlands auf die Ukraine das öffentliche Bewusstsein geprägt haben. Die Erfahrung multipler Krisen hat seitdem keineswegs abgenommen, sondern sich weiter verstärkt und damit auch eine empfundene Dringlichkeit, etwas tun zu wollen, um mit der gesellschaftlichen Destabilisierung umzugehen.

In einer ethnografischen Studie, ausgehend von der Gemeinschaft WBZ, lag mein Beobachtungsinteresse insbesondere auf den kreativen und teilhabeorientierten Praktiken der Gemeinschaft und ihrem Netzwerk. Das Ziel der Untersuchung war es herauszufinden, wie die beabsichtigte Transformation gestalterisch praktiziert wird und wie sich dabei die Vision einer Postwachstumsgesellschaft in Prototypen materialisiert. Daraus haben sich für die Untersuchung folgende Fragen ergeben: Was ist die Vision einer Postwachstumsgesellschaft, welche Aspekte charakterisieren sie? Wie wird sie praktiziert, worin zeigt sie sich materiell? Was sind die Herausforderungen der Gegenwart und wie werden sie verhandelt? Welche Rolle spielt das Prototyping dabei? Wie verändert sich vor diesem Hintergrund die Praxis des Entwerfens?

Um zu erkunden, wie die gesellschaftliche Transformation im und durch Design wirkt, habe ich über einen Zeitraum von vier Jahren mehrere Stationen besucht, an denen die Postwachstumsdebatte geführt wurde. Dafür habe ich mir einen CamperVan ausgebaut und so ein ausgedehntes soziales Feld der urbanen Zukunftslabore im ländlichen Raum Nordostdeutschlands erschlossen. Durch den explorativen Ansatz konnte ich nicht nur auf

unvorhergesehene Ereignisse reagieren, wie die Pandemie oder spontane Begegnungen. Es haben sich auch weitere Fragen eröffnet, etwa zum Leben auf kleinem Raum oder zur geografischen und kulturellen Verortung der Postwachstumsdebatte. In meiner Argumentation habe ich den Camper-Van daher als Methode gerahmt, mit der ich die Postwachstumspraktiken räumlich und körperlich erfahren habe. Als erfinderische Methode (Lury/Wakeford 2012), die gerade die Erfindung ihres Problems zur Methode macht, ermöglichte mir der Van, einen multiplen Erkenntniszugang zum Untersuchungsgegenstand zu eröffnen und die Fragestellung im Laufe der Untersuchung erst zu entwickeln.

Die Lebensentwürfe jenseits von Wachstum entstanden vorrangig im ländlichen Raum. Sie sind von einem urbanen Lebensstil geprägt, bauen auf den Möglichkeiten digitaler Vernetzung auf und betonen ein erhöhtes Umweltbewusstsein. In den Projekten verwischen sich die etablierten gesellschaftlichen Grenzbeziehungen von Produktion und Konsum, Stadt und Land, Arbeit und Freizeit. Interessant war hier zu beobachten, dass trotz der heterogenen Ansätze, die die Gemeinschaften verfolgten – Open Source, Permakultur, Coworking, Making, Hacking usw. –, sie eine gemeinsame Vision einer Postwachstumsgesellschaft teilten. Dass dafür der ländliche Raum Nordostdeutschlands produktiv gemacht wurde, ist kein Zufall. Eine problematische Nachwendepolitik und ihre Folgen der Abwanderung haben viel Leerstand hinterlassen, der nun den nötigen bezahlbaren Freiraum bietet.

Der entscheidende Punkt für diese Untersuchung lag jedoch in der Beobachtung der gestalterischen Praktiken, mit denen die Projektgemeinschaften der Transformation eine Form geben wollten. Denn die Objekte – die Prototypen, Modelle und Zeichnungen –, die sie schufen, standen in ihrer spielerischen und amateurhaften Erscheinung im starken Kontrast zur Komplexität der sprachlich formulierten Zukunftsvision. Die Spannung zwischen den arglosen und effektarmen Modellen einerseits und dem umfassenden Programm des Postwachstumsdiskurses andererseits erzeugte einen scheinbaren Widerspruch in den Aktivitäten der Projektgemeinschaften. Mit der Dissertation habe ich diese Spannung sichtbar gemacht, jedoch ging es mir nicht darum, ihre Widersprüche aufzulösen. Stattdessen habe ich argumentiert, dass in den DIY-Praktiken der Gemeinschaften ein generelles Umdenken liegt. Es ist der Versuch, mit der Welt anders in Beziehung zu treten und die Dinge – technische Errungenschaften, Baustoffe, gebaute Strukturen wie Häuser und Infrastrukturen, soziale Räume – neu zu ordnen und neu zu verstehen.

In der Arbeit habe ich gezeigt, dass es den Akteur:innen nicht allein um das Erschaffen eines konkreten Gesellschaftsentwurfs geht, einer Blaupause für eine mögliche Zukunft, sondern auch darum, im Anblick multipler Krisen zu verstehen, was gerade passiert. Im gesellschaftlichen Prototyping der Zukunftslabore fanden die Akteur:innen mit den eigenen Händen und durch die Verwendung einfacher Werkzeuge, wie Hammer, Säge, 3D-Drucker oder Buntstifte, ihren Zugang zur Komplexität der Gegenwart. Das hat mich zu der Annahme gebracht, dass die Postwachstumspraktiken weniger der Optimierung der Gegenwart dienen – dem Entwerfen von etwas Neuem oder Besseren, wie es der Designdiskurs der Moderne gewohnt ist. Anstelle von wachstumsorientiertem Fortschritt und Innovation tritt eine Lowtech-DIY-Transformation, die versucht, Fortschritt von Wachstum zu entkoppeln. Dafür erarbeiten sich die Macher:innen im gemeinsamen Tun, also der sinnlich-körperlichen Auseinandersetzung mit den möglichen Anforderungen einer Postwachstumsgesellschaft, überhaupt erst ein mögliches, zukünftiges Handlungswissen. Hier dient das Motiv der Veränderung im Design den Projektgemeinschaften der Neuordnung des Bestehenden und dazu, einen präreflexiven Zugriff auf die Fragen der Gegenwart zu erlangen. Die selbstgemachten Prototypen ermöglichen hier ein körperliches, sinnliches Verstehen und das Aushandeln einer kollektiven Vision, für die es noch keine passenden Worte gibt. Das macht die Prototypen und die damit verbundenen gestalterischen Praktiken zu Vermittlern des Wandels.

In der Argumentation bin ich grob dem Erkenntnisprozess der Studie gefolgt. Mein Fokus lag dabei auf den gestalterisch-entwerfenden Praktiken der Projektgemeinschaften. Anhand von drei Diskussionsfeldern – Zukunft, Selbst, Machen –, die sich im Laufe der Untersuchung als Schlüsselbereiche der Postwachstumspraktiken herauskristallisiert haben, habe ich ausgehend vom gesammelten Material unterschiedliche Aspekte der Fragestellung entfaltet. Im ersten Kapitel *Zukunft* habe ich die Postwachstumsvision ausgelegt und gezeigt, welche Zukunft die Projektgemeinschaften imaginieren. Im zweiten Kapitel *Selbst* habe ich die Herausforderungen diskutiert, die dabei be- und entstehen, wofür ich das Selbst als Gegenthese der Postwachstumsvision gekennzeichnet habe. Im dritten Kapitel *Machen* habe ich beide vorangegangenen Felder zusammengebracht und untersucht, wie Zukunftsvision und spätmoderne Anforderungen im Machen praktisch verhandelt werden. Über die Kapitel hinweg habe ich mich einer Beantwortung der Frage nach der Vision einer Postwachstums-

gesellschaft und ihrer Materialisierung in Prototypen angenähert. Im Folgenden werde ich die Argumentation und die gewonnenen Erkenntnisse zusammenfassen.

Zusammenfassung: Argumentation und Erkenntnisse

Die Materialität der Postwachstumsgesellschaft

Im Kapitel Zukunft habe ich umrissen, wie die Projektgemeinschaften die Vision einer Postwachstumsgesellschaft praktizieren. Um mich der Beantwortung der Forschungsfrage zu nähern, habe ich in diesem ersten Kapitel zunächst den empirischen Rahmen meiner Argumentation gesetzt. Entlang mehrerer Beispiele aus meinem gesammelten Material habe ich eine soziale Landschaft der ökosozialen Transformation nachgezeichnet, die sich mir durch meine Forschungsbewegung aufgetan hat. Es ist ein geografisch ausgedehntes Feld an Projektgemeinschaften, sozialen Netzwerken und Initiativen, jedoch kein abgeschlossenes Feld oder eines, das sich Jahre später auf die gleiche Weise beschreiben ließe. In ihren Aktivitäten entwerfen die Akteur:innen eine für sie wünschenswerte Zukunft. Die Projekte wie auch ihre Netzwerke entwickeln sich dabei kontinuierlich weiter. Trotz der unterschiedlichen Praktiken und Organisationsformen, die die Gemeinschaften annehmen, habe ich sie unter dem Überbegriff der Zukunftslabore gefasst. Damit habe ich eine Setzung vorgenommen, die eine zu enge Definition von Reallaboren erweitert. Wider die Vorstellung klar abgrenzbarer und zeitlich fassbarer Projekte beziehe ich auch offene und weniger gefestigte Strukturen wie Netzwerke, Initiativen und Interessensgemeinschaften in meine Betrachtung mit ein. Damit zeige ich auf, dass sie ebenfalls als Akteure der Transformation wirken.

In der Untersuchung wurde deutlich, dass die Postwachstumsvision ein Gegenentwurf zu einer spätmodernen Lebensweise ist. Das zeigte sich etwa in den Prototypen, die entstanden, den Artefakten, die den Alltag begleiteten, den räumlichen Arrangements, in denen das Aushandeln stattfand, oder auch in den Grundstücken selbst. Sie waren so konfiguriert, dass sie ein Umdenken im Handeln provozierten. Die Schlafkojen im geteilten Schlafsaal oder im Blumenhaus irritierten die gewohnten Lebensweisen und Routinen des Eigenheims, der Cowork-Container trennte den Arbeitsplatz von dem/der Arbeitgeber:in, und auch in den Postwachstumspraktiken des Selbermachens wie dem Anlegen eines Gartens, dem Reparieren von Elektrogeräten oder dem

Entwerfen einer kleinen Wohneinheit zeigte sich der Versuch, bestehende Handlungsmuster umzubauen. Zukunft, als solche empirisch nur schwer greifbar, wurde von den Projektgemeinschaften zu einem verhandelbaren Gegenstand gemacht. Um diese gebauten Zukunftsvisionen zu fassen, habe ich das gesammelte Material ausgelegt und gezeigt, was da ist. In einzelnen Facetten habe ich die Postwachstumsvision nachgezeichnet und dabei die Vielschichtigkeit der Ansätze sichtbar gemacht.

In der Auslegung des Materials zeigten sich für die Praxis des Selbermachens etwa Einflüsse eines neuen Unternehmertums, Prägungen einer westdeutschen Soziokultur und einer ostdeutschen Subsistenzwirtschaft. Diese Überlagerung kultureller Traditionen machte die lokale Situierung der Praktiken deutlich, aber auch die Komplexität der Debatte. In der Vieldeutigkeit des Postwachstumsbegriffs deutete sich daher bereits eine erste Spannung an: Ich habe gezeigt, dass die Aktivitäten der Projektgemeinschaften sehr verschiedenartig sind, ebenso wie die Hintergründe der Akteur:innen. Das scheint eine gemeinsame Betrachtung zunächst schwierig zu machen. Doch hierin liegt ein zentraler Punkt meiner Argumentation, denn trotz der Heterogenität der Ansätze verbindet die Projektgemeinschaften ein gemeinsames Verständnis davon, was eine lebenswerte Zukunft für sie ist und wie sie diese erreichen wollen. Die Projekte, so unterschiedlich sie sind, vereint die Vorstellung, durch das eigene Handeln, mit den eigenen Händen (DIY) die gewohnten Muster spätmoderner Lebensweisen, ein wachstumsorientiertes Konsumverhalten und bestehende Produktionszyklen aufbrechen zu können. Der eigene Handlungsspielraum steht dabei in deutlichem Kontrast zu der umfassenden Vision, die gefestigten gesellschaftlichen Distinktionen von Stadt-Land, Arbeit-Freizeit, Produktion-Konsum, innen-außen umzubauen. Diesen zentralen Konflikt meiner Beobachtung vertiefte ich im zweiten Empiriekapitel.

Routinen des spätmodernen Selbst

Im Kapitel Selbst habe ich anhand eines mehrtägigen Workshops die Figur des Selbst konturiert. Es ist eine Figur, die sich durch ein spätmodernes Anforderungsprofil auszeichnet und sich an Leistung, Effizienz, Individualisierung und Fortschritt misst. In einer solchen wachstumsorientierten Haltung sehen die Projektgemeinschaften den Auslöser für die gegenwärtigen und kommenden Krisen. Daher versuchen sie mit der Postwachstumsvision ein Gegenmodell zu entwerfen. Ich habe die Figur des Selbst daher als Gegenthese zur Postwachstumsvision gezeichnet. An ihr habe ich

versucht aufzuzeigen, was die Projektgemeinschaften einerseits motiviert, sich für einen gesellschaftlichen Umbau zu engagieren, und andererseits, worin die größte Herausforderung dieses Vorhabens liegt. Denn trotz einer grundlegenden Kritik im Diskurs treten die spätmodernen Handlungsmuster immer wieder in den Praktiken der Akteur:innen hervor. Als verkörperte Routinen entziehen sie sich mitunter dem reflexiven Zugriff. Diese Spannung von diskursiver Kritik und impliziter Weiterführung erzeugt zunächst einen Widerspruch in den Aktivitäten der Projektgemeinschaften: Im Selbermachen versuchen sie handlungsfähig zu werden, bedienen damit aber die wachstumsorientierte Figur des Selbst.

Der Workshop diente mir als ein Brennglas, in dem sich meine Beobachtungen im Feld verdichten und beispielhaft diskutieren ließen. In der detaillierten Auslegung der einzelnen Übungen habe ich die Spannung zwischen der Postwachstumsvision und dem Selbst verdeutlicht. Die Perspektive eines neoliberalen Freiheitsdispositivs ließ die kreativen Übungen, die auf einen Umbau des Selbst abzielten, in eine Sackgasse laufen, da auch ein Bruch mit den Routinen des Selbst letztendlich nur der eigenen Optimierung und Wertschöpfung dienen würde. Diese Perspektive ist Grundlage für eine umfassende Kritik der Kultur- und Sozialwissenschaften an der Postwachstumsdebatte. Ich habe daher problematisiert, dass der Postwachstumsdiskurs vor allem innerhalb einer unauflösbaren Kapitalismuskritik geführt wird. In der teilnehmenden Beobachtung zeigte sich hingegen eine höhere Komplexität jenseits spätmoderner, humanistischer Erklärungsmodelle. Die Rahmung durch den Diskurs, so mein Argument, verkürzt die Postwachstumsdebatte, weshalb ich vorgeschlagen habe, eine praxeologische Analyse in die Betrachtung miteinzubeziehen. Dadurch konnte ich auch präreflexive Ansätze wie die Betonung des Körpers oder ein vorbewusstes Wissen in der Diskussion berücksichtigen, die der Bildung eines Diskurses zuvorkommen.

In diesem Kapitel ging es mir darum, die Spannungen und Widersprüche der Postwachstumsdebatte deutlich zu machen. In der Praxis des Selbermachens habe ich eine Haltung von Selbstwirksamkeit und die Projizierung der globalen Herausforderungen auf den eigenen unmittelbaren Handlungsraum beobachtet. Das waren insbesondere ein wachstumsorientiertes Weltbild, die Leistungsanforderungen der Spätmoderne und eine soziale Verunsicherung durch multiple Krisen. Zur Beantwortung der Leitfrage war das eine wesentliche Auslegung, da in der Diskussion des Selbermachens gleichzeitig auch die Herausforderungen

sichtbar wurden, denen die Teilnehmenden im Workshop begegneten. Während es klar schien, welche Brüche im Diskurs wichtig sind, um eine alternative Zukunft, hier eine Postwachstums-gesellschaft, zu formen, war die Suche nach neuen Handlungsmustern und einem anderen Umgang mit den Krisen der Gegenwart weniger eindeutig. Durch den Einbezug der Praktiken in die Untersuchung konnte ich einerseits die Postwachstumsdebatte und die Kritik an ihr umfassender betrachten, und andererseits hat sich durch den Einbezug der Praktiken die Grundlage der Debatte verschoben. In einer reflexiven Repositionierung meiner Forschungsperspektive habe ich daher zum Ende des Kapitels die Überlegung formuliert, dass in den Postwachstumspraktiken ein grundlegendes Umdenken liegen könnte, das die Spannung zwischen Postwachstumsvision und der Figur des Selbst untergräbt.

Sinn- und Bedeutungszusammenhänge im Selbermachen

Im Anschluss an die Überlegung des vorangegangenen Kapitels habe ich im Kapitel Machen anhand von drei Prototypen diskutiert, wie die Projektgemeinschaften ihre Visionen einer Gesellschaft jenseits von Wachstum verhandeln. Der 3D-Drucker, die Komposttoilette und der Inselgarten haben mir als Diskussionsgrundlage gedient, um verschiedene Facetten der Aushandlung zu beleuchten. In ihnen, so mein Argument, materialisierte sich der kollektive Aushandlungsprozess, manifestierte sich aber auch die Spannung zwischen dem holistischen Anspruch der Vision und dem praktischen Handlungsspielraum. Die Prototypen erschienen in ihren simplen Funktionsweisen und ihrer DIY-Ästhetik des Unfertigen eher unproduktiv und wirkungslos, dennoch entstand mit ihnen ein krisenspezifisches Wissen. Das Erkenntnisinteresse in diesem Kapitel lag daher im praktischen Vollzug der Postwachstumsdebatte, im Machen der Akteur:innen, in dem sie Zukunftsvision und Selbst verhandelten.

Für die Diskussion habe ich die Prototypen in ihren soziomateriellen Kontexten betrachtet, aus denen sie heraus entstanden sind und in die sie eingebettet wurden. Weder kamen sie aus dem Nirgendwo, sie waren nicht ahistorisch, noch waren sie frei von gesellschaftlichen Anschauungen und Machtdynamiken. In den Prototypen überlagerten sich unterschiedliche kulturelle Traditionen und Prägungen, die eine gesellschaftliche Komplexität, aber auch die lokale Situiertheit der Debatte abbildeten. Anhand der Objekte und ihres Entstehens wurde sichtbar, dass ihre funktionelle Einfachheit und ästhetische Unschlüssigkeit nicht das Ergebnis von handwerklichem Unvermögen waren, sondern intendiert.

Wie ich schon im zweiten Kapitel vorbereitet hatte, habe ich hier das Argument weitergeführt, dass das Selbermachen dem Umgang mit gesellschaftlicher Komplexität und Ungewissheit diene. Im Machen erzeugten die Projektgemeinschaften ein eigenes praktisches Erfahrungswissen darüber, mit den Ungewissheiten der Gegenwart umzugehen. Die Zukunftsvorstellungen wurden im gemeinsamen Prototyping erst gebildet. Durch die strukturelle Offenheit und interpretative Flexibilität der Objekte wurden entgegenlaufende Ansichten zusammengebracht, ohne aufgelöst werden zu müssen. Gerade dieser Punkt war in meiner Argumentation entscheidend, da ich hier eine Bedeutungsverschiebung beobachten konnte. Die Prototypen traten hier als Vermittler auf. Ihre unfertige Erscheinung bildete diese Suche ab, wie auch die Annahme, dass es keine letztendliche Lösung für die Zukunftsfrage geben kann.

In diesem Kapitel stand konkret das Wie der Leitfrage im Vordergrund. Ich habe das Selbermachen als eine körperliche Praxis gerahmt, in der die Akteur:innen der Projektgemeinschaften Gewusstes und Ungewusstes, Vision und Gegenwart, Zukunft und Selbst miteinander praktisch verhandeln. Das materielle Imaginieren der Projektgemeinschaften entzieht sich der Vorstellung etablierter, humanistischer Gestaltungspraktiken, wonach das Entwerfen ein konkretes Ziel verfolgt. Hierin begründet sich auch meine Annahme, mit der ich den Kontrast zwischen der Postwachstumsvision und den effektarmen Modellen deute. Erst im Machen entwarfen die Akteur:innen neue Sinn- und Bedeutungszusammenhänge und konnten (sprachlich) formulieren, worin das gemeinsame Verständnis einer Postwachstumsvision liegt. Die Prototypen dienten somit mehr dem Verstehen als dem Planen. Damit erfährt das gestalterische Motiv der Veränderung im Kontext der Postwachstumsdebatte einen Bedeutungswandel: In ihren Aktivitäten richten die Projektgemeinschaften den Blick auf die Zukunft, sie ist der zentrale Grund, warum sie sich gegründet haben. Durch ihr eigenes Handeln versuchen sie die Zukunft zu gestalten, allerdings nicht, um Bestehendes zu verbessern, sondern um neue Sinn- und Bedeutungszusammenhänge zu schaffen – um von hier aus anders abzubiegen – und kommende Krisen abzuwenden.

Reflexion

Über die drei Empiriekapitel habe ich ausgelegt, wie in Zukunftslaboren die Vision einer Postwachstumsgesellschaft erprobt wird. Ich komme zu dem Schluss, dass Projektgemeinschaften den

ländlichen Raum nutzen, um vielfältige Facetten einer urbanen Gesellschaft des Weniger zu erproben. Dafür versuchen sie, mit gewohnten, spätmodernen Handlungsmustern zu brechen. Im Selbermachen, einer Praxis unterschiedlicher kultureller und sozialer Prägungen, entstehen Prototypen, die der Vermittlung heterogener Sichtweisen und dem kollektiven Verhandeln von Widersprüchen dienen. Anhand der Prototypen wurde deutlich, dass eine Postwachstumsvision nicht nur weniger Wachstum bedeutet, sondern auch der Versuch einer ontologischen Neuordnung ist. Die Akteur:innen suchen im Selbermachen nach einem körperlichen Zugang zu einer Welt im Wandel. Die Argumentation weist aber auch Lücken auf. So könnte man die Frage stellen, ob nicht im Ermöglichen von Zukunft, wie ich es unter anderem als ein Tun von Nachhaltigkeit oder im Bauen von Zukunft diskutiert habe, bereits ein grundsätzlich modernistisches Denken steckt. Das Abwenden von einem modernistischen Vorwärtstreben der Postwachstumsdebatte verlöre hier an Glaubwürdigkeit.¹

Aus sozialwissenschaftlicher Perspektive lässt eine widersprüchlich praktizierte Kapitalismuskritik oder ein Ausrichten an Fragen der Zukunft trotz Kritik an einer wachstumsorientierten Spätmoderne die Postwachstumsdebatte zweifelhaft dastehen. In dieser Arbeit habe ich einige Spannungen deutlich gemacht, aber bei weitem nicht alle. Ähnlich wie die Betrachtung der Kapitalismuskritik gehören solche Widersprüche zum zähen Prozess eines gesellschaftlichen Reflexions- und Aushandlungsprozesses und werden von den Akteur:innen selbst wahr, aber auch hingegenommen. Entscheidend ist, dass die Spannungen im akademischen Diskurs weitaus widersprüchlicher – und damit problematischer – erscheinen, als dass ihre Widersprüchlichkeit für die Akteur:innen im Feld ein Problem darstellen würde. Es ist daher nicht mein Anliegen, die Aktivitäten der Projektgemeinschaften grundsätzlich infrage zu stellen oder die Akteur:innen auf Inkonsistenz ihres Handelns hinzuweisen. Vielmehr möchte ich genau diese Spannungen als Spiegel der Gegenwart auslegen und trotz der Widersprüchlichkeit die Bedeutung der Postwachstumspraktiken sehen: Eine dreihundertjährige Entwicklung der Moderne wird nicht mit einem Workshop oder Tiny House beendet, kann aber infrage gestellt werden.

Die Methode, durch die ich den Gegenstand und die Fragestellung erst im Laufe der ethnografischen Beobachtung herausgearbeitet habe, hat einen hierfür notwendigen unvoreingenommenen Blick auf das Feld ermöglicht. Weder wusste ich zu Beginn, was mich genau erwartet, noch was ich genau suche. Dadurch

1 Der Designtheoretiker Tony Fry (2009, 2020) fordert daher ein *defuturing* (Entzukunft) gestalterischer Praktiken.

habe ich einen *Deep Dive* in die Welt der Postwachstumsdebatte gemacht und mich mit Fragen zu Umweltschutz, Ökolandbau, Regionalpolitik, Netzwerktechnologien, Designgeschichte und gesellschaftlicher Teilhabe auseinandergesetzt. Ebenso schwer war es aber auch, aus diesen faszinierenden Lebens- und Denkwelten wieder aufzutauchen und einen kritischen, distanzierten Blick einzunehmen. Die Gefahr lag darin, in das Gegenteil, eine völlige Ablehnung und Infragestellung, zu verfallen. Das Ausbalancieren von Nähe und Distanz war daher nicht nur eine Angelegenheit der ethnografischen Untersuchung, etwas, was im Feld relevant ist, sondern genauso wichtig in der Ausarbeitung meiner Argumentation. Denn eine renitente, ablehnende Haltung einzunehmen und sich damit über den Forschungsgegenstand zu stellen, erscheint aus der wissenschaftlichen Distanz verführerisch, wird den Menschen, mit denen ich zu tun hatte, aber nicht gerecht.

Die Wahl einer erfinderischen Methode wirft aber auch selbst Fragen auf. Durch das fortlaufende Zusammensetzen von Beobachtungen, Begegnungen und Fragmenten wird die Fragestellung von unten aufgebaut. Das schrittweise Vorgehen hat mir einerseits ermöglicht, unter Einbezug unvorhersehbarer Ereignisse das Selbermachen als Problematik der Postwachstumsdebatte zu erarbeiten. Die Pandemie, sich häufende Umweltkatastrophen und politische Instabilitäten gehören nicht nur zur Lebenswelt der Projektgemeinschaften, sondern haben ein gesamtgesellschaftliches Umdenken angestoßen. Während der fünf Jahre, in denen diese Arbeit entstanden ist, ist das Bewusstsein einer Welt im Wandel von einem Nischeninteresse in die öffentliche Wahrnehmung getreten und hat das Interesse an Postwachstumspraktiken zugenommen. Andererseits hat die erfinderische Methode und das fortlaufende Zusammensetzen meines Forschungsgegenstands eine permanente Selbstverortung gefordert. Dadurch habe ich den „Blick von oben“ etwas aus den Augen verloren. In der Auslegung des Materials, nach Abschluss der Untersuchung, sind daher Lücken sichtbar geworden, die ich aus zeitlichen und finanziellen Gründen hinnehmen musste. Diese Aspekte, etwa wie die Gemeinschaften selbst in der Region wahrgenommen und verortet werden, wären zwar im Kontext der Fragestellung interessant, konnte ich aufgrund der Materiallage aber nur anschnitten. Hier wäre eine Vertiefung der Forschung von großem Gewinn.

In meinen Ausführungen lag der Fokus vor allem auf den beobachtbaren Praktiken und sinnlichen Eindrücken im Feld, etwa dem Sortieren von Linsen, dem Zeichnen von Visionen usw. Meine eigenen Beobachtungen überwiegen und nur vereinzelt habe ich

direkte Äußerungen von Akteur:innen eingebaut. Dadurch kommen die Stimmen, Meinungen und Innenansichten anderer Teilnehmer:innen teilweise zu kurz. Zum einen ist das methodisch begründet: In meinem explorativen Vorgehen gab es zunächst keine konkrete Fragestellung. Ich habe meine Feldnotizen angereichert mit allerlei Beobachtungen, in denen noch nicht klar war, wo es später in der Auswertung hingehen könnte. Diese Offenheit gegenüber dem Gegenstand war entscheidend, um mich vor Ort auf das Geschehen einzulassen und irritieren zu lassen. So habe ich zwar viele Gespräche im Feld geführt, sie aber nicht aufgenommen, sondern in Notizen festgehalten.

Zum anderen lässt sich das Zurückstellen von Stimmen aus dem Feld argumentativ begründen. In der Arbeit habe ich versucht, die stummen Dinge, etwa die Artefaktkonstellationen im Kapitel Zukunft, in gleicher Weise sprechen zu lassen wie die menschlichen Akteure. Meine Absicht war es, den Fokus auf die stummen Prozesse der Designpraxis zu lenken. Für die Auswertung habe ich den Fokus daher bewusst auf das Nicht-Gesprochene gelegt. Damit formuliere ich ein gestalterisch-praxeologisches Argument und versuche aus der Betrachtung der Designpraxis heraus, Materialitäten und Praktiken vor Sprache zu betonen. Die scheinbar stummen Akteur:innen waren also durchaus eine bewusste Entscheidung, die auch etwas mit der Argumentation der Arbeit zu tun hat. Da meine Stimme und, noch viel mehr, die der Theorien aber sehr laut sind, ist dieser Ansatz vielleicht nicht ganz stringent gewesen. Weiter wäre es auch sicherlich erkenntnisreich gewesen, die atmosphärischen Schwankungen und Spannungen weiter herauszuarbeiten, die das Selbstdesign brüchiger und widersprüchlicher machen.

Die Untersuchung hat mich mit vielen wissenschaftlichen Beschäftigungsfeldern in Berührung gebracht, unter anderem mit der Geschichte der Ökologie und Umweltbewegungen, mit Diskursen der Zukunftsforschung, Methoden der STS, mit Ansätzen posthumaner Designtheorien oder einer transdisziplinären Designanthropologie. Der Fokus auf die Praktiken und die Rahmung meiner Beobachtungen in einer designkulturellen Fragestellung hat daher andere, ebenfalls interessante Perspektiven auf das Feld ausgeschlossen. Dennoch wird die inter- und transdisziplinäre Beschäftigung an vielen Stellen im Text deutlich, was mitunter zu einer mäandernden Argumentation führt, die viele Nebenschauplätze versucht miteinzubeziehen, jedoch eine designkulturelle Betrachtung verwässert. Hinzu kommt, dass der praxistheoretische Ansatz sich bereits während des Auslegens im Methoden-

kapitel relativiert, da er dazu neigt, ahistorisch zu argumentieren, und sich umständlich um die Diskussion der Diskurse windet. Daher habe ich bereits zu Beginn der Arbeit meine argumentative Rahmung erweitert und eine diskursanalytische Perspektive mit in die Betrachtung einbezogen. Erst die Verschränkung ver-rät etwas über den Gegenstand im Entstehen, unterwandert aber das eigentliche praxeologische Paradigma, wonach Sozialität erst durch das wiederholte Aufführen von Praktiken stabilisiert wird. In dieser Auslegung ist es gerade der Bruch mit dem Gewohnten, der ein gemeinsames soziales Verständnis bildet.

Grenzen der Untersuchung

In der Untersuchung gab es aber auch einige limitierende Faktoren. Die Auswahl der Fallbeispiele beschränkte sich im Wesentlichen auf eine Gemeinschaft und ihr Netzwerk. Durch das induktive Vorgehen konnte ich mich zwar intensiv mit den Aktivitäten, Interaktionen und Anschauungen einer Gemeinschaft auseinandersetzen, allerdings bildet die reduzierte Auswahl nicht vollständig die Transformationsbewegungen in Nordostdeutschland ab. So gibt es eine Vielzahl an Projekten, die weitere Schwerpunkte gesetzt haben und die das gezeichnete Bild der urbanen Zukunftslabore im ländlichen Raum weiter ausbilden würden. Gerade in Gegenden wie dem Sächsischen Elbland, der Lausitz, der Uckermark oder Vorpommern sind ähnliche Projekte zu finden, die wiederum auf eigene soziale und politische Herausforderungen vor Ort reagieren. Die Wahl einer erfinderischen Methode war hier ein erkenntnisreicher Einstieg, um das heterogene Feld erfassen und diskutieren zu können. Allerdings lassen sich die Ergebnisse der Untersuchung nicht verallgemeinern bzw. reproduzieren. Dieser Punkt liegt nicht nur an der Wahl der Methode, sondern auch an der Schnelllebigkeit der Transformationsinitiativen selbst, die, auch wenn sie über viele Jahre Bestand haben, sich permanent weiterentwickeln.

Ein weiterer limitierender Faktor ist der begrenzte Zeitraum der Untersuchung. Die Beobachtungen fanden hauptsächlich zwischen Frühjahr 2019 und Herbst 2022 statt. Auf das politische Weltgeschehen, auf Umweltkatastrophen, Pandemie usw. haben die Projekte auf unterschiedliche Weise reagiert, etwa durch eine thematische Ausrichtung von Workshopangeboten oder zu verhandelnde Fragestellungen beim Prototyping. Allein in diesem kurzen Zeitraum von dreieinhalb Jahren haben sich sowohl das Weltgeschehen als auch das Feld rasant und permanent gewandelt. Im Rahmen meiner Doktorarbeit musste ich meine Betrachtung

zeitlich begrenzen. Inwiefern die jüngsten Ereignisse wie Rohstoffverknappung, Krieg in der Ukraine und Nahost, ein Erstarren rechtspopulistischer Parteien in Europa oder die Beschlüsse der Weltklimakonferenz das Handeln der Projektgemeinschaften beeinflusst haben, bleibt offen. Ebenso die Frage, wie die Projekte sich selbst weiterentwickelt haben, gewachsen sind oder beendet wurden. Die Studie ist im Wesentlichen eine Momentaufnahme eines ganz bestimmten soziopolitischen Augenblicks einer sich schnell verändernden Welt.

In dieser Arbeit lag mein Fokus vor allem auf den gesellschaftlichen Unsicherheiten und ihrer Verhandlung, weniger auf den konkreten Einflüssen und Auswirkungen politischer, sozialer oder ökologischer Ereignisse auf die Lebensrealität der Akteur:innen. Die Pandemie, als eines von mehreren unvorhergesehenen Ereignissen, hatte dennoch eine deutliche Auswirkung auf die Untersuchung. Der ursprüngliche Forschungsplan musste mehrmals angepasst werden, und auch das Feld, seine Aktivitäten und Themen haben sich mit dem Zeitgeschehen verändert. Zukunftsfragen, soziale Unsicherheiten und die Forderung nach einem gesellschaftlichen Umdenken sind in der Öffentlichkeit präsenter geworden. Auch das soziale Verhalten hat sich durch die Pandemie nachhaltig verändert. Während die offensichtliche soziale Distanzierung (1,5 Meter) wieder kollektiv entwöhnt wurde, ist ein sozialer Rückzug nach wie vor zu beobachten, begleitet von einem großen technologischen und sozialen Schritt in Richtung Digitalisierung, unter anderem durch die verstärkte Etablierung von Homeoffice als anerkannte Arbeitsform. Diese Aspekte habe ich lediglich im Kontext der gestalterischen Verhandlung angerissen, jedoch nicht weiter problematisiert.

Nicht zuletzt ist die Untersuchung geprägt von meinen eigenen, persönlichen Erfahrungen, die zur Wahl und zum Interesse an der Fragestellung geführt haben. Damit ist aber auch ein gewisser Bias in der Beobachtung und Diskussion nicht auszuschließen. Zwar habe ich meine eigene Positionalität – den körperlich-sensorischen Zugang und die biografische Nähe zum Feld – als ein wichtiges Erkenntnismoment benannt, dennoch verzerrt sich dadurch auch das Bild, das ich zeichne. Zum einen gab es gewisse Vorannahmen, mit denen ich dem Untersuchungsgegenstand begegnet bin, wie etwa die Vermutung eines gemeinsamen Verständnisses von Zukunft oder die Annahme von ähnlichen körperlichen Wahrnehmungen und Fähigkeiten. Zum anderen ist es die persönliche Nähe zum Gegenstand, die sich durch die Feldbesuche verstärkt hat, aber bereits biografisch begründet war. So ist eine

persönliche Sympathie mit den wachstumskritischen Ansätzen der Projektgemeinschaften nicht von der Hand zu weisen. Ebenfalls durch meine biografische Sozialisierung begründet, haben die praktischen Einflüsse der Subsistenzwirtschaft, die durch eine DDR-Vergangenheit geprägt wurden, weniger Aufmerksamkeit bekommen, wie auch die Bedeutung kollektiver Autorschaft im Entwurf. Der Lockdown, den ich in Basel verbracht habe, und das zeitweise Ausreiseverbot aus der Schweiz haben hier unverhofft eine hilfreiche räumliche und soziale Distanz zum Untersuchungsfeld geschaffen.

Ein weiterer Punkt, der in dieser Untersuchung zu kurz gekommen ist, ist die geopolitische Situierung der Projektgemeinschaften. Durch den starken Fokus auf die Körperlichkeit der Praktiken und eine designkulturelle Fragestellung habe ich die unmittelbare Umgebung, etwa die Nachbarschaft und ihre Perspektiven auf die Transformationsansätze, nicht in der Analyse miteinbezogen. Auch konnte ich die räumliche Verortung in dieser Betrachtung nur anschnitten. Warum sich die Projekte gerade im ländlichen Raum gegründet haben und wie die geografische Verortung die Aktivitäten und Interessen der Gemeinschaften beeinflusst, konnte ich auch mit Blick auf das gesammelte Material nicht letztendlich beantworten. Dennoch möchte ich hier eine Vermutung äußern, die sich aus der Untersuchung ergeben hat. Die geografische Verortung der Initiativen im ländlichen Raum ist ein Begleitumstand der Interessen und Praktiken, die die Gemeinschaften verfolgen. Für ihre Aktivitäten, das Bauen und Proben alternativer, urbaner Lebensformen, benötigen sie Raum, der in Städten wie Berlin oder Hamburg knapp und zu teuer ist. Durch den Ausbau des öffentlichen Nahverkehrs und der Netzabdeckung sowie eine gesteigerte Akzeptanz für mobile Arbeitsformen ist der ländliche Raum durch günstigen Wohnraum auch für urbane Lebensentwürfe attraktiv geworden. Das haben auch Gemeinden und öffentliche Einrichtungen erkannt, weshalb viele Initiativen gefördert werden. Inwiefern der ländliche Raum, etwa Brandenburg oder Mecklenburg-Vorpommern, damit zum Testgelände für urbane Zukünfte wird und welche gouvernementalen Interessen dabei verfolgt werden, müsste weiter untersucht werden.

Abschlussbetrachtung – Design als Vermittlerin einer Welt im Wandel

Mein grundlegendes Forschungsinteresse ist während der Zeit meines Projekts bestehen geblieben, jedoch hat die Erfahrung mit der Pandemie meinen Blickwinkel verändert. Ich bin quer durch

die Disziplinen gestreift, habe mich mit Akteur:innen im Feld unterhalten, ebenso wie mit Wissenschaftler:innen aus der Designanthropologie, den STS und der Assemblageforschung, der Entwurfs- und Planungsforschung, der Umweltgeschichte, dem Practical Turn in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Ich habe eigene Versuche (*material investigations*), Workshops und Situationen abseits des Feldes in meine Diskussion einbezogen, meine körperliche Wahrnehmung thematisiert, die ich mit anderen teile (Göbel/Prinz 2015, 12 f.; Schäfer 2016, 12), meine Forschungsbeziehung als wesentlichen Teil des Erkenntnisprozesses begriffen (Jungnickel 2018) und meine eigene Positionalität zum Ausgangspunkt meiner Beobachtung gemacht (Mazé 2021). In der Untersuchung sind die Grenzen von *im Feld sein* und *nicht im Feld sein* verschwommen. Ebenso ist das Verschriftlichen meiner Beobachtungen, von den Feldnotizen bis schließlich zu diesem Text, Teil eines fortlaufenden Erkenntnisprozesses (Schmidt 2012, 31). Forschung und Erforschtes, Gegenstand und Methode sind in einem kontinuierlichen Erkenntnisprozess aneinander entstanden.

Um diese Perspektivverschiebungen nicht nur zum Gegenstand der Forschung zu machen, sondern auch in der eigenen Forschungspraxis zu reflektieren, habe ich einen Gedanken aufgenommen, den die Sozialwissenschaftlerin und Aktivistin Kat Jungnickel (2018) in ihrem Programm *making things, to make sense of things* skizziert hat. Dabei erzeuge ich das Wissen mit den Dingen über die Dinge. Es handelt sich um einen körperbezogenen Ansatz, in dem die Wahrnehmung als ein multisensorischer und mit anderen geteilter Erfahrungsraum verstanden wird. Die Sinne, als wesentliches Instrumentarium im Verständnis des sozialen Miteinanders, spielen selten eine Rolle dabei, wie wir über Gesellschaft reden (Jungnickel 2018, 494). Dabei sind sie gerade in kollektiven Aushandlungsprozessen von zentraler Bedeutung. Das Machen der Projektgemeinschaften ist eine kollektive Sinnerzeugung, die sich in den entstehenden Prototypen materialisiert. Das Bewusstsein für das „Machen“ der Gemeinschaften wie auch für das eigene Selbst begründet einen Forschungsansatz, der zum einen sensibel ist für multisensorische Zugänge und zum anderen ein Vokabular hervorbringt, das dessen Multimodalität abbildet (Genz/Tschoepe 2021) und Ambiguitäten des Erkenntnisprozesses zulässt (Law 2004).

Mit dieser Arbeit wollte ich erforschen, wie Projektgemeinschaften die Visionen einer Postwachstumsgesellschaft in Prototypen materialisieren. Dieser Frage habe ich mich zunächst praktisch genähert. Ich habe mir angeschaut, was die Gemeinschaften

tun, was sie bauen, basteln, organisieren und welche technischen Hilfsmittel sie verwenden. Wie meinte hier im ersten Schritt durch welche Praktiken und in welchen sozio-materiellen Gefügen, wie also operativ durch entwerfende Praktiken eine Vision entsteht. Wie fragt aber auch nach der Wirkung der Praktiken: Wie kommt es, dass Projektgemeinschaften prototypen, worauf reagieren sie und was passiert dabei? Die These, die ich daher ganz zu Beginn der Arbeit aufgestellt habe, war, dass die Projektgemeinschaften im Prototyping eine Welt im Wandel antizipieren. Im Entwerfen, Planen, Gestalten, Machen begegnen sie einer gesellschaftlichen Verunsicherung, die sie einerseits versuchen greifbar zu machen, um sie andererseits planvoll zu steuern. Meine These war daher, dass die Projektgemeinschaften das Design zur Vermittlerin einer ökosozialen Transformation gemacht haben.

In der Auslegung und Diskussion der Frage in den Empiriekapiteln hat sich die anfängliche These nur teilweise bestätigt. Die Akteur:innen entwickelten Praktiken, nutzten Werkzeuge und beanspruchten Raum, um ihre Visionen einer Postwachstumsgesellschaft zu entwerfen und sich in die Gestaltung der Gesellschaft einzubringen (Smith/Otto 2016, 3). So zeigte sich durchaus der Versuch, auf Zukunft einzuwirken, etwa durch Permakultur den Boden zu verbessern und nachhaltig wirtschaften zu können oder durch Komposttoiletten die Gewohnheiten des Toilettengangs zu stören und ein Bewusstsein für Ressourcenkreisläufe zu schaffen. Die Absicht, durch ein planvolles Steuern „eine Situation in eine bevorzugte zu verändern“ (Simon [1969] 1996, 111), ein Motiv des modernen Fortschritts, gaben die Akteur:innen jedoch gewissermaßen auf. Auch das zeigte sich in den Prototypen: Weder waren sie vollständig funktionsfähig, noch waren die Entwurfsprozesse abgeschlossen. In den Bildern, Plänen und Prototypen materialisierte sich vor dem Hintergrund einer drohenden Klimakrise dennoch die kollektive Vision einer zukünftigen Postwachstumsgesellschaft zum Anfassen aus Holz und Plastikcontainern. Das ermöglicht es den Projektgemeinschaften, sich mit den möglichen Anforderungen einer Zukunft des Weniger vertraut zu machen. Im Selbermachen gaben sie der Krise eine Materialität und überführten die Verunsicherung in eine kollektiv geteilte Wahrnehmungstradition. Mit der entschiedenen Vorläufigkeit antizipierten sie eine Welt im Wandel.

Kritik der Moderne

Eine Konsum- und Wachstumskritik an der Moderne ist nicht neu. Dass hier bekannte Motive der Gegenbewegung wie *global teilen, lokal handeln*, Dezentralisierung, Vernetzung, offenes Wissen usw. wieder hochgeholt werden, habe ich auch am Beispiel des 3D-Druckers gezeigt, sowie in der Beschreibung der Zukunft, die als lokal, kreislauffähig, nachhaltig, teilhabeorientiert imaginiert wird. Auch bleibt die Verunsicherung, die durch Workshops wie das Linsen sortieren oder Baum pflanzen beabsichtigt wird, eher im Rahmen des Erwartbaren. In der Tat muten die ländlichen Zukunftslabore eher wie neoromantische Idyllen an. Ich möchte jedoch nicht bewerten, ob es gelingt, die Moderne zu überwinden oder nicht. Eher beobachte ich in dieser Arbeit, dass sich eine gestalterische Haltung verändert: Das Selbermachen dient nicht mehr (allein) der Freizeitgestaltung oder der Verschönerung und Individualisierung des Eigenheims, sondern der Aneignung und Mitgestaltung einer möglichen Zukunft.

Eva Horn (2014) beschreibt, dass eine moderne Zeitordnung von der Vorstellung ausgeht, dass Zukunft eine lineare Konsequenz sei, ein quasi leerer Raum, der gestaltet werden kann. Durch die Erfahrung der gegenwärtigen Krisen würde diese moderne Zeitordnung nun zerbrechen. Es gibt nicht mehr nur eine Zukunft, und erst recht ist diese nicht als eine lineare Konsequenz der Gegenwart vorhersehbar oder gar messbar. Hierin liegen eine Verunsicherung und Ausdifferenzierung, mit der die Macher:innen versuchen umzugehen. Im Basteln, Bauen, Gärtnern, Graben erzeugen sie ein kollektives, präreflexives Verständnis der gegenwärtigen und kommenden Krisen, um sich körperlich, sinnlich und materiell mit den Anforderungen einer Zukunft des Weniger vertraut zu machen. Die unfertige Erscheinung der Prototypen bildet diese Suche ab.

Die Vorstellung einer prototypischen Gesellschaft „in beta“ (Corsín Jiménez 2017) betont die Notwendigkeit, dass eine spätmoderne Gesellschaft sich kontinuierlich neu erfinden muss. Das Motiv der Veränderung im Design, das die Spätmoderne prägt, hat die Position des Designs als dominante Kraft gesellschaftlicher Transformation gestärkt. Während im problem-solving der Spätmoderne jedoch die Annahme liegt, dass die Gegenwarts-gesellschaft mangelhaft ist und durch kreative, gestalterische und planerische Praktiken zukünftige, bessere Gesellschaften geformt werden können, behaupten die Projektgemeinschaften, dass bereits genug da ist, erfunden und gebaut wurde. Das Prototyping,

auch wenn auf Veränderung ausgerichtet, diene den Akteur:innen eher dem Verstehen der Gegenwart.

Sinnproduktion in einer Welt im Wandel

Wie bereits erwähnt, hat sich die anfängliche These durch die Untersuchung und die Diskussion der Beobachtungen ausdifferenziert. In der Diskussion der Beobachtungen hat sich gezeigt, dass gestalterische, kreative Praktiken des Selbermachens in der Tat eine zentrale Rolle in den Zukunftslaboren spielen. Es geht hier jedoch weniger um das planvolle Steuern, wie es in einem modernistischen Designverständnis (einer Praxis des Entwerfens) angelegt ist, sondern vielmehr um das Verstehen mithilfe gestalterischer, entwerfender Praktiken. Zwar materialisiert sich das Krisenwissen, das sich die Beteiligten im Machen erarbeiten, in Prototypen, in Workshopeinladungen, in Bauplänen, Inselgärten oder in Pappaufstellern. Es bleibt jedoch ein implizites, körperliches, das sich einem vollständigen, expliziten Verstehen entzieht. Die Kernüberlegungen der Arbeit ließen sich daher wie folgt zusammenfassen:

- (1) Im gemeinsamen Machen, also der sinnlich-körperlichen Auseinandersetzung mit den möglichen Anforderungen einer Postwachstumsgesellschaft, erarbeiten sich die Beteiligten überhaupt erst ein mögliches, zukünftiges Handlungswissen.
- (2) Im Selbermachen machen Projektgemeinschaften spekulative und gewünschte Zukünfte greifbar. Sie formen eine gemeinsame Vision davon, was eine Zukunft des Weniger sein könnte.
- (3) In ihren Prototypen und gebauten Strukturen versuchen sie, etablierte gesellschaftliche Verhältnisse zu reorganisieren. Genauer gesagt, erproben die Gemeinschaften, wie es wäre, die Wissensordnungen einer wachstumsorientierten Moderne durch eine low-tech DIY-Transformation zu ersetzen.
- (4) Was sich allerdings auch in der Diskussion gezeigt hat: Die gestalterischen Praktiken dienen hier weniger der planvollen Steuerung oder gar der Problemlösung, sondern eher dazu, sich mit einem „Problem“ auseinanderzusetzen.
- (5) Dabei erzeugen sie ein kollektives, präreflexives Verständnis der gegenwärtigen und kommenden Krisen, um sich körperlich, sinnlich und materiell mit den Anforderungen einer Zukunft des Weniger vertraut zu machen.

Die Verwendung gestalterischer Praktiken des Selbermachens, sei es in den Komposttoiletten der Projektgemeinschaften oder wie

zu Beginn auf meinem Balkon, zielt auf ein sensorisches Verstehen von Möglichkeiten und Widersprüchen ab. Indem sie mit vorhandenen Materialien und Werkzeugen tüfteln und Bestehendes neu zusammensetzen, hinterfragen die Akteur:innen die disziplinären Grenzen wissenschaftlicher Forschung – was kann man wissen angesichts einer Welt im Wandel und wer formt dieses Wissen? – und fordern so die institutionellen Grundlagen epistemischer Autorität heraus (Estalella/Criado 2019, 144). Damit machen die Akteur:innen das Design durchaus zur Vermittlerin des Wandels, allerdings unter anderen Vorzeichen.

Ontologische Umordnung

Die Kritik an einer modernistischen und anthropozentrischen Wissensordnung wurde in den vergangenen Jahren vermehrt von Designtheoretiker:innen aufgenommen. So fragen Colomina und Wigley: „Was ist, wenn Design nur insofern Design ist, als es die zeitgenössischen Definitionen des Menschen in Frage stellt?“² (Colomina/Wigley 2016, 123) Sie verstehen Gestaltung im Sinne einer durch Menschen gemachten Welt, womit die Domäne der Gestaltung aus einer Oberflächen- und Ästhetikdebatte gehebelt wird. Ähnlich kritisieren Midal wie auch Geiger den Fokus auf den Funktionalismus und eine industrielle Kultur in der Geschichtsschreibung des Designs, weshalb Midal eine pluralistische *New History of Design* (2019) entwirft und Geiger (2018) nach einer „andersmöglichen“ Geschichte sucht, die sie in den ästhetischen Gegenkulturen findet. Dieser Umbruch in der Beziehung zwischen Design und Gesellschaft kündigt sich auch in meiner Beobachtung an: In den Zukunftslaboren der Projektgemeinschaften wird das Labor in die Welt gebracht, um sie verstehend mitzugestalten und sich mit den Anforderungen einer Welt im Wandel vertraut zu machen.

Meine abschließende Überlegung ist daher, dass in den DIY-Praktiken der Projektgemeinschaften eine Neuordnung der Spätmoderne erprobt wird. Der ontologische Shift, den ich im Selbermachen von Postwachstumzukunftten beobachte, bezieht sich auf die Designpraxis. Also nicht darauf, dass durch (also mithilfe von) Designpraktiken eine Veränderung der sozialen Ordnung hergestellt werden kann, sondern dass in Designpraktiken, im Machen, im Prototyping, sich das Formen einer sozialen Ordnung verändert. Nicht das Ergebnis verändert sich, sondern der Prozess. Es ist eine Aussage zur Designpraxis, in der ich ein grundlegendes Umdenken beobachte, eben weg vom konkreten Planen, hin zum kollektiven Aushandeln und Verstehen. Das begründe ich damit,

2 Eigene Übersetzung, Originaltext:

„What if design is only design inasmuch as it challenges contemporary definitions of human?“

dass die Artefakte und Prototypen nicht nur als passive Instrumente, sondern als aktive Aktanten oder Vermittler auftreten.

Entscheidend hierfür sehe ich das Erleben einer Welt im Wandel, das etablierte soziale Vorstellungen und geopolitische Verhältnisse verunsichert und geografische Grenzen verschoben hat. Die gegenwärtigen Krisenerfahrungen, Pandemie und Umweltkatastrophen haben die bestehenden Zeitordnungen der Moderne aufgebrochen. Der Soziologe Beck sieht in der spätmodernen Krisenerfahrung daher einen entscheidenden Wendepunkt: Wir verstehen, dass wir nicht die Welt sind, sondern in der Welt, wir erzeugen sie nicht, sondern sind Teil von ihr und stehen mit ihr in einer wechselseitigen Abhängigkeit (Beck 2017, 11). Komposttoilette, 3D-Drucker, Außenküche, Tiny House sind angesichts dieses Krisenbewusstseins nicht bloße Werkzeuge oder Rohstoffe eines geplanten Fortschritts. Die Designforschung muss anerkennen, dass einerseits die gegenwärtigen ökosozialen Probleme viel zu groß und komplex sind, um Gegenstand eines gestalterischen *problem-solving* zu werden, und dass andererseits in einer Welt im Wandel der Fortschrittsglaube einer modernistischen Gestaltung selbst in Frage steht. Eher werden die Prototypen in der Krisenbefragung der Projektgemeinschaften zu Vermittlern, Komplizen oder epistemischen Partnern.



Abb. 155/156/157: *Knowing differently*: Riechen am organischen Füllmaterial für ein Tiny House; beim Werkeln in der Holzwerkstatt der S27 Berlin dient der Körper als Messinstrument; auf der Suche nach einer geeigneten Webtechnik, um aus Fahrradschläuchen eine Sitzfläche zu bauen.

Beitrag zur Design(kultur)forschung und Ausblick

Zuletzt möchte ich noch auf den Beitrag zur Designforschung eingehen, da es ein zentrales Anliegen meiner Arbeit ist, hier einen Beitrag zu leisten und ich mich insbesondere an eine Designforschungs-Community richte. Wie ich anfangs erwähnt habe, verorte ich die Arbeit inhaltlich in der Designkulturforschung, die sich insbesondere mit den Konsum-, Entwurfs- und Produktionskulturen im Design beschäftigt. Ich bin davon überzeugt, dass Methoden und theoretische Konzepte der Designforschung, wie implizites Wissen, die Affektivität von Räumen und Dingen, die Frage nach Zukünftigkeit, usw., einen wesentlichen analytischen Beitrag zu aktuellen sozialen und kulturellen Fragestellungen liefern können. Eine kritische Auseinandersetzung mit den gegenwärtigen geopolitischen Umständen und Transformationsbestrebungen sollte daher auch Aufgabe der Designforschung sein.

Designethnografie

Einen wesentlichen Beitrag der ethnografischen Studie sehe ich darin, dass sie eine Perspektive auf ein designkulturelles Phänomen öffnet jenseits der in der Designforschung dominanten Schauplätze, wie Kunst- und Designhochschulen, Kreativwirtschaft oder Designaktivismus. Das Selbermachen, das DIY, ist eine gestalterische Praxis, die im Designdiskurs häufig als Amateurdesign oder Basterei (Manzini 2015) abgewertet wird. Mit dieser Untersuchung fordere ich diese Grenzziehungen heraus. So nutzen die Projektgemeinschaften gezielt gestalterische Mittel und Entwurfsstrategien, um auf gegenwärtige gesellschaftliche Entwicklungen einzuwirken. Die Akteur:innen betiteln sich mitunter selbst als Gestalter:innen, etwa als Permakulturdesigner:innen, oder Changemaker:innen. Auch sind Kreativitätstechniken und Design Thinking zentrale Themen in den Praktiken der Gemeinschaften. Sie bedienen sich gezielt des Motivs der Veränderung im Design. Da sie als Designer:innen aktivistisch agieren, ist eine Abgrenzung etwa zum Designaktivismus oder auch zum Social- und Transformationsdesign nicht haltbar. Auch haben einige Akteur:innen durchaus eine gestalterische Ausbildung (etwa Grafikdesignerin oder Produktdesignerin), die jedoch in diesem Rahmen nicht als solche ausgeführt wird.

Mit einer designethnografischen Untersuchung schlage ich daher einen integrativen Blick auf die konstitutive Bedeutung von Design für die gegenwärtige Gesellschaft vor: Die Untersuchung von Designkulturen ist erstens eine Gesellschaftsanalyse, in der

die komplexe Verflechtung von Markt, Produktion, Fortschritt, Kultur und Bedürfnissen sowie die darin vorhandenen Machtdynamiken und die Affekte, die sie hervorbringt, zusammengedacht werden – und zweitens ein ethnografisches Vorgehen als adäquate Methode in der Designforschung. Dabei unterstütze ich weniger den Versuch, das Design als eigene Wissenschaft zu legitimieren, als vielmehr die Überzeugung, dass eine designkulturelle Betrachtung die Frage nach der Produktion und Konstruktion von Gesellschaft im und durch Design und das Verständnis von sozialen Phänomenen erweitert, die bisher durch die Perspektiven der Politik, der Soziologie, der Psychologie oder der Anthropologie bestimmt wurden. Die Untersuchung von Designkulturen in ihren vielfältigen Bedeutungen ist vor allem eine Gesellschaftsanalyse, in der die komplexe Verflechtung von Markt, Produktion, Fortschritt, Kultur und Bedürfnissen gemeinsam betrachtet wird (Julier 2014). Design, in der Mannigfaltigkeit seiner Diskurse und Praktiken, verstehe ich wechselseitig konstitutiv mit gesellschaftlichen Entwicklungen. Der Einbezug einer designkulturellen Perspektive betont die Wechselbeziehung von Menschen und ihrer gebauten Umwelt und erweitert die Betrachtung sozialer Veränderungen durch Praktiken des Entwerfens.

Der Fokus auf die Praktiken der Projektgemeinschaften und damit auf das, was sie tun, das verkörperte Wissen, das sie dabei entwickeln, und die Materialität des Handelns, hat mir eine erweiterte Perspektive auf die Postwachstumsdebatte ermöglicht. Mit dem Blick auf die Postwachstumspraktiken wurden die Spannungen erst deutlich, die zur Kritik an der Postwachstumsvision und den vermeintlichen Widersprüchen der Transformationsansätze führen. Die Projektgemeinschaften sind in ihrem alltäglichen Handeln in ein spätmodernes Anforderungsprofil eingebettet, das sie versuchen zu dekonstruieren, auf das sie aber auch angewiesen sind, etwa wenn es um finanzielle Mittel geht oder wenn für die Wirksamkeit der Projektvorhaben mediale Aufmerksamkeitsstrategien genutzt werden. Die Postwachstumsvision wird daher häufig verkürzt als eine Fortführung neoliberaler, modernistischer Denkweisen missverstanden. Stattdessen zeigte sich aber in der Beobachtung der Praktiken, dass die Akteur:innen durchaus den Anspruch haben, grundlegend eine spätmoderne Lebensweise und Wertschöpfung zu hinterfragen, dass aber der Bruch mit dem Gewohnten eine komplexe, präreflexive Angelegenheit ist, die sich mitunter dem sprachlichen Zugriff entzieht. Die Berücksichtigung von Praktiken könnte daher sowohl die gesellschaftswissenschaftliche Diskussion um Postwachstums- und Transforma-

tionsansätze bereichern als auch im Transition Management von Gemeinden, das auf Bürgerbeteiligung setzt, einen sensibleren Umgang mit den Lebensrealitäten der Beteiligten fördern.

Deutschsprachige Designforschung

Ich halte die Auslegung gerade für einen deutschsprachigen Designdiskurs für wichtig, der nach wie vor versucht, eine Domäne des professionellen Designs von anderen Berufsgruppen abzugrenzen und dadurch einen hegemonialen Anspruch über Kreativität und Veränderung für sich zu behaupten. Während das Selbermachen (DIY Making) in den Kulturwissenschaften, den Human Computer Interaction Studies, den Critical Media Studies oder den Design Studies bereits ausführlich besprochen wurde, bekommt das Selbermachen als gestalterische Praxis in der deutschsprachigen Designforschung nach wie vor kaum Aufmerksamkeit. Dabei hat das Selbermachen über eine postkapitalistische Designpraxis hinaus noch weitere Anknüpfungspunkte zum Designdiskurs. So ist auffällig, dass die Ästhetik des Unfertigen und auch die explorierende Haltung des Selbermachens strategisch im Corporate Design eingesetzt werden, etwa zur Markenbildung oder auch im Vermittlungskontext, etwa in der Ausstellungsgestaltung. Diese enge Verzahnung von DIY und Design und die bewusst eingesetzte Semantik und Haltung eröffnen ein weitreichendes Untersuchungsfeld für die Designforschung.

Darüber hinaus ist die Praxis des Entwerfens im deutschsprachigen Designdiskurs stark an die Paradigmen von Fortschritt, Innovation, Zukunft und individueller Selbstentfaltung gebunden. Dies wurde auch in der Diskussion des DIY deutlich. Ein Blick jenseits westlich-kapitalistischer Gesellschaftsmodelle und Designtraditionen könnte hier den Diskurs bereichern. Insbesondere eine Auseinandersetzung mit den Entwurfspraktiken und Planungskollektiven der DDR könnte ein differenzierteres Verständnis der gesamtdeutschen Designlandschaft geben und auch eine gegenwärtige Beziehung zwischen Design und Gesellschaft erweitern. Ich möchte hier bewusst einen deutschsprachigen Designdiskurs stärken, da ich hier eine Perspektive sehe, lokale Spannungsfelder, die etwa aus der deutsch-deutschen Teilung oder der Gegenwarts politik resultieren, besser adressieren zu können. Damit schafft ein designkultureller Blick einen Mehrwert für eine kultur- und sozialwissenschaftliche Betrachtung der Gegenwartsgesellschaft, der noch lange nicht abgeschlossen ist.

Ausblick

In der politischen Strategie von Gemeinden werden, wie ich in dieser Untersuchung feststellen konnte, kreative, flexible Formate wie Coworking-Spaces, Makerlabs oder FabLabs gerne als Abkürzung gesehen, um wirtschaftlichen Aufschwung zu generieren. Dafür werden die Formate als All-in-one-Lösungen verwendet, um eine Region attraktiv zu machen und ihr einen kreativen Anstrich zu verpassen. Hier werden Pilotprojekte durch öffentliche Mittel gefördert, die sich unternehmerisch aufstellen und eine messbare Wirkung erzielen können. Der ländliche Raum kann dabei zu einem bloßen Testlabor für urbane Lebensentwürfe reduziert und kulturelle Eigenheiten der Region und ein bestehendes Miteinander der Menschen vor Ort übersehen werden. Gerade in Nordostdeutschland, in Regionen der ehemaligen DDR, ist eine kultursensible Regionalentwicklung notwendig, um das soziale Auseinanderdriften und das Gefühl, abgehängt zu werden, nicht weiter zu befördern und dem vielleicht sogar entgegenzuwirken. In dieser Arbeit habe ich unterschiedliche Projekte berücksichtigt und habe problematisiert, dass der Druck, zu handeln, angesichts gegenwärtiger Krisen nicht nur für Gemeinden zunimmt, sondern auch für Individuen, die ein hohes Maß an Engagement und Beteiligungswillen zeigen. Ein erweiterter Begriff von Reallaboren als Zukunftslabore, der auch lose Netzwerke und Initiativen miteinbezieht, die aus den Regionen selbst kommen, könnte etwa einen niederschweligen Zugriff auf öffentliche Fördermittel vereinfachen und die überregionale Vernetzung unterstützen.

Die Untersuchung von Postwachstumspraktiken war ein fruchtbarer Nährboden, um Einblicke in die Transformation im ländlichen Raum zu erhalten. Postwachstum war hier, wie ich zeigen konnte, ein Sammelbegriff für unterschiedliche Visionen und Aktivitäten, aber auch ein Zugang zu lokalem Wissen. Anschließend an diese Untersuchung könnten die lokalen Besonderheiten der Postwachstumsdebatte weiter herausgearbeitet werden, um mehr über das Spannungsverhältnis zwischen den *urbanen Zukunftslaboren* und den ländlichen Kulturen zu erfahren. Ich habe mit dieser Arbeit das Phänomen lediglich angeschnitten und gezeigt, wie vielfältig die Aktivitäten und Ansätze der Projekte für einen gesellschaftlichen Wandel sind. Zukünftige Forschung könnte die Überlegung weiterführen, um die Dynamik der Initiativen und ihre Nutzung des ländlichen Raums weiter zu diskutieren. Hier könnten einerseits ein quantitativer Ansatz und strukturierte Interviews einen umfassenden Überblick der an der

Transformation des ländlichen Raums beteiligten Aktanten geben oder auch die Wirkung öffentlicher Fördermittel sichtbar machen.

Andererseits wäre ein praxisbasierter Forschungsansatz denkbar, um weiter herauszuarbeiten, welches lokale Wissen, etwa Suffizienzwissen über Reparatur und Instandhaltung von Gebrauchsgütern, womöglich in der Region verankert ist, oder auch um die Entwurfspraktiken und Planungskollektive der DDR als Gegenmodell zum Design Thinking zu rekonstruieren. Weiter ermöglicht das Machen als Praxis kultureller Kritik zu überprüfen, wer und was in der dominanten Erzählung einer „mangelhaften Region“ nicht berücksichtigt wird und welche mitunter ganz anderen Perspektiven auf die Krisen der Gegenwart erzählt werden können.



**Wer gestaltet die Postwachstumstransformation?
Und was transformiert die Gestaltung?**

Abb 158: Halle im Umbau, WBZ.

Quellenangaben

- Adloff, Frank, and Alain Caillé, eds. 2022. *Convivial Futures: Views from a Post-Growth Tomorrow*. X-Texts on Culture and Society. Bielefeld: transcript.
- Allen, Jamie, Merle Ibach, Michaela Büsse, Felix Gerloff, Viktor Bedö, and Shintaro Miyazaki. 2019. 'Unmaking: Against General Applicability'. In *The Critical Makers Reader: (Un)Learning Technology*, edited by Loes Bogers and Letizia Chiappini, 47–60. INC Reader 12. Amsterdam: Institute of Network Cultures.
- Anusas, Mike, and Rachel Harkness. 2016. 'Different Presents in the Making'. In *Design Anthropological Futures*. London: Routledge.
- Appadurai, Arjun, ed. 1986. *The Social Life of Things: Commodities in Cultural Perspective*. Cambridge [Cambridgeshire] ; New York: Cambridge University Press.
- Appadurai, Arjun. 1996. *Modernity at Large: Cultural Dimensions of Globalization*. Public Worlds, v. 1. Minneapolis, Minn: University of Minnesota Press.
- Aprich, Clemens. 2015. *Vernetzt: zur Entstehung der Netzwerkgesellschaft*. Digitale Gesellschaft 8. Bielefeld: transcript.
- Bähr, Ulrich, Juli Biemann, Philipp Hentschel, Jule Lietzau, and Bertelsmann Stiftung. 2020. 'Coworking im ländlichen Raum: Menschen, Modelle, Trends'. doi:10.11586/2020076.
- Baier, Andrea, Tom Hansing, Christa Müller, and Karin Werner, eds. 2016. *Die Welt reparieren: Open Source und Selbermachen als postkapitalistische Praxis*. Bielefeld: transcript. doi:10.1515/9783839433775.
- Bandoni, Andrea. 2016. 'The Digital Age Reaches the Fringes'. In *The Responsible Object: A History of Design Ideology for the Future*, 209–26. Amsterdam Melbourne: Valiz Ueberschwarz.
- Bayramoğlu, Yener, and Maria do Mar Castro Varela. 2021. *Post/pandemisches Leben: eine neue Theorie der Fragilität*. X-Texte zu Kultur und Gesellschaft. Bielefeld: transcript.
- Beck, Ulrich. 2017. *Die Metamorphose der Welt*. Translated by Frank Jakubzik. 2. Auflage. Berlin: Suhrkamp.
- Benkler, Yochai. 2006. *The Wealth of Networks: How Social Production Transforms Markets and Freedom*. New Haven London: Yale University Press.
- Bennett, Jane. 2010. *Vibrant Matter: A Political Ecology of Things*. Durham, NC: Duke University Press.
- Beys, Timon, and Chris Steyaert. 2011. 'The Ontological Politics of Artistic Interventions: Implications for Performing Action Research'. *Action Research* 9 (1): 100–115. doi:10.1177/1476750310396944.
- Björgvinsson, Erling, Pelle Ehn, and Per-Anders Hillgren. 2010. 'Participatory Design and "Democratizing Innovation"'. In *Proceedings of the 11th Biennial Participatory Design Conference on – PDC '10*, 41. Sydney, Australia: ACM Press. doi:10.1145/1900441.1900448.
- Boeing, Niels. 2016. 'Von der industriellen Stadt zur Community Fabrication'. In *Die Welt reparieren*, edited by Andrea Baier, Tom Hansing, Christa Müller, and Karin Werner, 319–27. Bielefeld: transcript. doi:10.1515/9783839433775-030.
- Bonsiepe, Gui. 2009. *Entwurfskultur und Gesellschaft: Gestaltung zwischen Zentrum und Peripherie*. 1. Aufl. Schriften zur Gestaltung. Basel Berlin: Birkhäuser.
- Bonvoisin, Jérémy. 2016. 'Implications of Open Source Design for Sustainability'. In *Sustainable Design and Manufacturing 2016*, edited by Rossi Setchi, Robert J. Howlett, Ying Liu, and Peter Theobald, 52:49–59. Cham: Springer International Publishing. doi:10.1007/978-3-319-32098-4_5.

- Bosch, Aida. 2012. 'Sinnlichkeit, Materialität, Symbolik: Die Beziehung zwischen Mensch und Objekt und ihre soziologische Relevanz'. In *Das Design der Gesellschaft*, edited by Stephan Moebius and Sophia Prinz, 49–70. Bielefeld: transcript. doi:10.14361/transcript.9783839414835.49.
- Bourdieu, Pierre. 1987. *Sozialer Sinn: Kritik der theoretischen Vernunft*. Translated by Günter Seib. 11. Auflage. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1066. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Braybrooke, Kat. 2019. "'Place-Less' Making? Re-Articulating the Power-Geometries of Digital Platforms in China Through Tactical Co-Creation'. *SSRN Electronic Journal*. doi:10.2139/ssrn.3533560.
- Braybrooke, Kat, and Tim Jordan. 2017. 'Genealogy, Culture and Technomyth'. *Digital Culture & Society* 3 (1): 25–46. doi:10.14361/dcs-2017-0103.
- Bröckling, Ulrich. 2007. *Das unternehmerische Selbst: Soziologie einer Subjektivierungsform*. 1. Aufl. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1832. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bröckling, Ulrich, Susanne Krasmann, Thomas Lemke, and Michel Foucault, eds. 2000. *Gouvernementalität der Gegenwart: Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. 1. Aufl. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1490. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bühler, Benjamin, and Stefan Willer, eds. 2016. *Futurologien: Ordnungen Des Zukunftswissens. Trajekte*. Paderborn: Wilhelm Fink.
- Burke, Mathias, Eleonore Harmel, Leon Jank, and Sabeth Kerkhoff. 2019. *Ländliche Verheissung: Arbeits- und Lebensprojekte rund um Berlin*. Berlin: Ruby Press.
- Butler, Judith. 1991. *Das Unbehagen der Geschlechter*. Translated by Kathrina Menke. Edition Suhrkamp, 1722 = Neue Folge, Band 722. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith. 2004. *Undoing Gender*. New York ; London: Routledge.
- Cardullo, Paolo, Rob Kitchin, and Cesare Di Felicianantonio. 2018. 'Living Labs and Vacancy in the Neoliberal City'. *Cities* 73: 44–50. doi:10.1016/j.cities.2017.10.008.
- Catlow, Ruth, and Penny Rafferty, eds. 2022. *Radical Friends: Decentralised Autonomous Organisations and the Arts*. United Kingdom: Torque Editions.
- Chow, Rosan. 2013. 'The Rip+Mix Method and Reflection on Its Prototypes'. In *The Rip+Mix Method and Reflection on Its Prototypes*, Louise Valentine (ed). London: Bloomsbury Publishing Plc. doi:10.5040/9781350036031.
- Clarke, Alison J. 2016. 'The New Design Ethnographers 1968–1974: Towards a Critical Historiography of Design Anthropology'. In *Design Anthropological Futures*. Routledge.
- Clarke, Alison, ed. 2017. *Design Anthropology: Object Cultures in Transition*. London: Bloomsbury Publishing Plc. doi:10.5040/9781474259071.
- Clarke, Alison. 2021. *Victor Papanek: Designer for the Real World*. The MIT Press. doi:10.7551/mitpress/9370.001.0001.
- Colomina, Beatriz, and Mark Wigley. 2016. *Are We Human? Notes on an Archaeology of Design*. Zurich: Lars Müller Publishers.
- Corsín Jiménez, Alberto. 2014. 'Introduction: The Prototype: More than Many and Less than One'. *Journal of Cultural Economy* 7 (4): 381–98. doi:10.1080/17530350.2013.858059.
- Corsín Jiménez, Alberto. 2017. *Prototyping Cultures: Art, Science and Politics in Beta*. London: Taylor & Francis Ltd.
- Corsín Jiménez, Alberto, and Adolfo Estalella. 2017. 'Ethnography: A Prototype'. *Ethnos* 82 (5): 846–66. doi:10.1080/00141844.2015.1133688.
- Cramer, Florian. 2019. 'Does DIY Mean Anything? – A DIY Attempt (= Essay)'. *Anrikningsverket Journal* 1: 52–72. http://cramer.pleintekst.nl/essays/does_diy_mean_anything/.
- Cross, Nigel. 1982. 'Designerly Ways of Knowing'. *Design Studies* 3 (4): 221–27. doi:10.1016/0142-694X(82)90040-0.
- Cross, Nigel. 2006. *Designerly Ways of Knowing*. London: Springer.

- Dähler, Susanne, Lena Reibstein, Manuel Slupina, and Reiner Klingholz. 2019. *Urbane Dörfer: wie digitales Arbeiten Städte aufs Land bringen kann*. Originalausgabe. Berlin: Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung.
- Daily, Lisa. 2017. 'Change Your Underwear, Change the World: Entrepreneurial Activism & the Fate of Utopias in an Era of Ethical Capital'. In *DIY Utopia: Cultural Imagination and the Remaking of the Possible*, 227–52. Lanham, Maryland: Lexington Books.
- D'Alisa, Giacomo, Federico Demaria, and Giorgos Kallis, eds. 2015. *Degrowth: A Vocabulary for a New Era*. New York; London: Routledge, Taylor & Francis Group.
- Day, Amber, ed. 2017. *DIY Utopia: Cultural Imagination and the Remaking of the Possible*. Lanham, Maryland: Lexington Books.
- De Filippi, Primavera, and Peter Troxler. 2015. 'From Material Scarcity to Artificial Abundance: The Case of FabLabs and 3D Printing Technologies'. <https://papers.ssrn.com/abstract=2725404>.
- Demaria, Federico, Francois Schneider, Filka Sekulova, and Joan Martinez-Alier. 2013. 'What Is Degrowth? From an Activist Slogan to a Social Movement'. *Environmental Values* 22 (2): 191–215. doi:10.3197/096327113X13581561725194.
- Dickel, Sascha. 2019. *Prototyping Society: Zur vorauseilenden Technologisierung der Zukunft*. Science Studies (Bielefeld, Germany). Bielefeld: transcript.
- Dörry, Sabine, and Christian Schulz. 2020. 'Postwachstum Finanzieren?: Grüne Finanzprodukte Für Veränderte Produktionslogiken'. In *Postwachstumsgeographien*, edited by Bastian Lange, Martina Hülz, Benedikt Schmid, and Christian Schulz, 257–78. Bielefeld: transcript. doi:10.1515/9783839451809-019.
- Ehn, Pelle, Elisabet M. Nilsson, and Richard Topgaard, eds. 2014. *Making Futures: Marginal Notes on Innovation, Design, and Democracy*. Cambridge, Massachusetts: The MIT Press.
- Emerson, Robert M., Rachel I. Fretz, and Linda L. Shaw. 2011. *Writing Ethnographic Fieldnotes*. 2nd ed. Chicago Guides to Writing, Editing, and Publishing. Chicago: The University of Chicago Press.
- Escobar, Arturo. 2018. *Designs for the Pluriverse: Radical Interdependence, Autonomy, and the Making of Worlds*. New Ecologies for the Twenty-First Century. Durham: Duke University Press.
- Estalella, Adolfo, and Tomás Sánchez Criado. 2019. 'DIY Anthropology: Disciplinary Knowledge in Crisis'. *Anuac Vol 8*: 143-165 Pages. doi:10.7340/ANUAC2239-625X-3636.
- Ewenstein, Boris, and Jennifer Whyte. 2009. 'Knowledge Practices in Design: The Role of Visual Representations as "Epistemic Objects"'. *Organization Studies* 30 (1): 07–30. doi:10.1177/0170840608083014.
- Farías, Ignacio. 2013. 'Epistemische Dissonanz. Zur Vervielfältigung von Entwurfsalternativen in der Architektur'. In *Wissenschaft Entwerfen*, by Philip Ursprung, Hans Poser, Christoph Hubig, Nathalie Bredella, Ignacio Farías, Philipp Geyer, Liliana Gómez, et al., edited by Sabine Ammon and Eva Maria Froschauer, 77–107. Brill | Fink. doi:10.30965/9783846755211_005.
- Farías, Ignacio, and Thomas Bender. 2010. *Urban Assemblages: How Actor-Network Theory Changes Urban Studies*. Questioning Cities. London New York: Routledge.
- Farías, Ignacio, and Alex Wilkie, eds. 2016. *Studio Studies: Operations, Topologies and Displacements*. London; New York: Routledge, Taylor & Francis Group.
- Fisher, Mark. 2013. *Kapitalistischer Realismus ohne Alternative? eine Flugschrift; mit einem Nachwort zur deutschen Ausgabe*. Translated by Christian Werthschulte, Peter Scheiffele, and Johannes Springer. Hamburg: VSA Verlag.

- Florida, Richard L. 2006. *The Rise of the Creative Class: And How It's Transforming Work, Leisure, Community and Everyday Life*. Nachdr. New York, NY: Basic Books.
- Foote, Gareth, and Eva Verhoeven. 2019. 'Tactics for a More-Than-Human Maker Culture'. In *The Critical Makers Reader: (Un)Learning Technology*, 127–39. Amsterdam: Institute of Network Cultures.
- Foster, Ellen K, and Yana Boeva. 2018. "Making Sense of Place: Research Reflections from Two Multi-Sited Ethnographies." In . <https://portal.issn.org/resource/ISSN/2042-1664>.
- Foucault, Michel. [1981] 2022. *Archäologie des Wissens*. Translated by Ulrich Köppen. 20. Auflage. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 356. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fry, Tony. 2009. *Design Futuring: Sustainability, Ethics, and New Practice*. English ed. Oxford ; New York: Berg.
- Fry, Tony. 2020. *Defuturing: A New Design Philosophy. Radical Thinkers in Design*. London: Bloomsbury Visual Arts.
- Garfinkel, Harold. [1967] 1984. *Studies in Ethnomethodology*. Cambridge, UK: Polity Press.
- Geiger, Annette. 2018. *Andersmöglichsein: Zur Ästhetik des Designs*. Design, Band 41. Bielefeld: transcript.
- Genz, Carolin, and Aylin Yildirim Tschöpe. 2021. 'Ethnografie als Methodologie. Zur Erforschung von Räumen und Raumpraktiken'. In *Handbuch qualitative und visuelle Methoden der Raumforschung*, edited by Anna Juliane Heinrich, Séverine Marguin, Angela Million, and Jörg Stollmann, 225–36. *utb Soziologie Architektur Geowissenschaften* 5582. Bielefeld: transcript Verlag.
- Gershenfeld, Neil A. 2005. *Fab: The Coming Revolution on Your Desktop--from Personal Computers to Personal Fabrication*. New York: Basic Books.
- Gershenfeld, Neil. 2012. "How to Make Almost Anything – The Digital Fabrication Revolution." *Foreign Affairs* 6 (91): 43–57. <https://cba.mit.edu/docs/papers/12.09.FA.pdf>.
- Göbel, Hanna Katharina, and Sophia Prinz, eds. 2015. *Die Sinnlichkeit des Sozialen: Wahrnehmung und materielle Kultur*. Sozialtheorie. Bielefeld: transcript.
- Görge, Benjamin, and Björn Wendt. 2020. *Sozial-Ökologische Utopien: Diesseits oder jenseits von Wachstum und Kapitalismus?* München: Oekom verlag.
- Gronert, Siegfried. 2018. 'Das offene Prinzip. Individualisierungstendenzen in Design und Formgestaltung (BRD/DDR)'. Vortrag zur Deutschen Werkbundtagung 1.–2. Juni 2018, Basel: Transformation – Beispiele des Wandels. https://www.deutscher-werkbund.de/wp-content/uploads/2018/06/Gronert_Offenes-Prinzip_Vortrag.pdf.
- Guenot, Nicolas, and Andrea Vetter. 2022. 'Digital Technologies'. In *Degrowth & Strategy*, 246–67. Mayfly Books.
- Haraway, Donna. [1991] 2006. 'A Cyborg Manifesto: Science, Technology, and Socialist-Feminism in the Late 20th Century'. In *The International Handbook of Virtual Learning Environments*, edited by Joel Weiss, Jason Nolan, Jeremy Hunsinger, and Peter Trifonas, 117–58. Dordrecht: Springer Netherlands. doi:10.1007/978-1-4020-3803-7_4.
- Helfrich, Silke, ed. 2014. *Commons: für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat*. 2. Auflage. Sozialtheorie. Bielefeld: transcript.
- Helfrich, Silke, ed. 2015. *Die Welt der Commons: Muster gemeinsamen Handelns*. 1. Aufl. Bielefeld: transcript.
- Hine, Christine. 2000. *Virtual Ethnography*. London: SAGE Publications Ltd. doi:10.4135/9780857020277.
- Hine, Christine. 2007. 'Multi-Sited Ethnography as a Middle Range for Contemporary STS'. *Science, Technology, & Values*. doi:10.1177/016224390303598.

- Hirschauer, Stefan. 2016. 'Verhalten, Handeln, Interagieren: Zu den mikrosoziologischen Grundlagen der Praxistheorie'. In *Praxistheorie*, edited by Hilmar Schäfer, 45–68. Bielefeld: transcript. doi:10.1515/9783839424049-003.
- Hörning, Karl H., and Julia Reuter. 2004. "Doing Culture: Kultur als Praxis." In *Sozialtheorie*, edited by Karl H. Hörning and Julia Reuter, 1st ed., 9–16. Bielefeld, Germany: transcript Verlag. doi:10.14361/9783839402436-001.
- Holbraad, Martin. 2012. *Truth in Motion: The Recursive Anthropology of Cuban Divination*. Chicago ; London: The University of Chicago Press.
- Honer, Anne. 2011. *Kleine Leiblichkeiten: Erkundungen in Lebenswelten. Wissen, Kommunikation und Gesellschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Honer, Anne. 1994. 'Aspekte des Selbermachens: Aus der kleinen Lebens-Welt des Heimwerkers'. In *Sinnbasteln: Beiträge zur Soziologie der Lebensstile*, edited by R Richter, 138–49. Wien: Böhlau.
- Horn, Eva. 2014. *Zukunft als Katastrophe*. S. Fischer Wissenschaft. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Hübner, Matthias, Adeline Mollard, and Robert Klanten. 2011. *Behind the Zines: Self-Publishing Culture*. Berlin: Gestalten.
- Hunt, Jamer. 2017. 'Prototyping the Social: Temporality and Speculative Futures at the Intersection of Design and Culture'. In *Design Anthropology*, edited by Alison J. Clarke, 87–100. London Oxford New York New Delhi Sydney: Bloomsbury Visual Arts. doi:10.1007/978-3-7091-0234-3_3.
- Ingold, Tim. 2010. 'Footprints through the Weather-World: Walking, Breathing, Knowing'. *Journal of the Royal Anthropological Institute* 16: S121–39. doi:10.1111/j.1467-9655.2010.01613.x.
- Ingold, Tim. 2013. *Making: Anthropology, Archaeology, Art and Architecture*. London ; New York: Routledge.
- Janda, Valentin. 2018. *Die Praxis des Designs: zur Soziologie arrangierter Ungewissheiten. Technik – Körper – Gesellschaft, Band 8*. Bielefeld: transcript.
- Jasanoff, Sheila. 2015. 'Imagined and Invented Worlds'. In *Dreamscapes of Modernity*, edited by Sheila Jasanoff and Sang-Hyun Kim, 321–42. University of Chicago Press. <https://www.degruyter.com/document/doi/10.7208/9780226276663-015/html>.
- Jasanoff, Sheila, and Sang-Hyun Kim, eds. 2015. *Dreamscapes of Modernity: Sociotechnical Imaginaries and the Fabrication of Power*. Chicago ; London: The University of Chicago Press.
- Jordan, John M. 2018. *3D Printing. The Mit Press Essential Knowledge Series*. Cambridge, Massachusetts: The MIT Press.
- Julier, Guy. 2012. 'Design als Praxis: Eine praxistheoretische Perspektive'. In *Das Design der Gesellschaft*, edited by Stephan Moebius and Sophia Prinz, 227–44. transcript Verlag. doi:10.1515/transcript.9783839414835.227.
- Julier, Guy. 2013. 'From Design Culture to Design Activism'. *Design and Culture* 5 (2): 215–36. doi:10.2752/175470813X13638640370814.
- Julier, Guy. 2014. *The Culture of Design*. 3rd edition. Los Angeles: Sage.
- Julier, Guy, Anders V. Munch, Mads Nygaard Folkmann, Hans-Christian Jensen, and Niels Peter Skou, eds. 2019. *Design Culture: Objects and Approaches*. London: Bloomsbury Visual Arts.
- Jungnickel, Kat. 2018. 'Making Things to Make Sense of Things: DIY as Research and Practice'. In *The Routledge Companion to Media Studies and Digital Humanities*. Oxfordshire: Routledge.
- Jungnickel, Katrina. 2014. 'Getting There ... and Back: How Ethnographic Commuting (by Bicycle) Shaped a Study of Australian Backyard Technologists'. *Qualitative Research* 14 (6): 640–55. doi:10.1177/1468794113481792.

- Kallipoliti, Lydia. 2012. 'From Shit to Food: Graham Caine's Eco-House in South London, 1972-1975'. *Buildings & Landscapes: Journal of the Vernacular Architecture Forum* 19 (1): 87–106. doi:10.1353/bdl.2012.0005.
- Kallis, Georgis, Susan Paulson, Giacomo D'Alisa, and Federico Demaria. 2022. *Gegen Wachstum! Degrowth: Argumente & Strategien*. 1. Auflage. Wien Berlin: Mandelbaum Verlag.
- Kimbell, Lucy. 2011. 'Rethinking Design Thinking: Part I'. *Design and Culture* 3 (3): 285–306. doi:10.2752/175470811X13071166525216.
- Kimbell, Lucy, and Jocelyn Bailey. 2017. 'Prototyping and the New Spirit of Policy-Making'. *CoDesign* 13 (3): 214–26. doi:10.1080/15710882.2017.1355003.
- Kjærsgaard, Mette Gislef, Joachim Halse, Rachel Charlotte Smith, Kasper Tang Vangkilde, Thomas Binder, and Ton Otto. 2016. "Introduction: Design Anthropological Futures." In *Design Anthropological Futures*. Routledge.
- Knorr-Cetina, Karin. 2000. 'Objectual Practice'. In *The Practice Turn in Contemporary Theory*, edited by Theodore R. Schatzki, Karin Knorr Cetina, and Eike von Savigny. Oxfordshire: Routledge.
- Kohtala, Cindy, Yana Boeva, and Peter Troxler, eds. 2020. *Alternative Histories in DIY Cultures and Maker Utopias*. *Digital Culture & Society*, vol. 6, issue 1 (2020). Bielefeld: transcript.
- Kostakis, Vasilis, Kostas Latoufis, Minas Liarokapis, and Michel Bauwens. 2018. 'The Convergence of Digital Commons with Local Manufacturing from a Degrowth Perspective: Two Illustrative Cases'. *Journal of Cleaner Production* 197: 1684–93. doi:10.1016/j.jclepro.2016.09.077.
- Kostakis, Vasilis, and Marios Papachristou. 2014. 'Commons-Based Peer Production and Digital Fabrication: The Case of a RepRap-Based, Lego-Built 3D Printing-Milling Machine'. *Telematics and Informatics* 31 (3): 434–43. doi:10.1016/j.tele.2013.09.006.
- Krajewski, Markus. 2016. 'Projektmacher'. In *Futurologien*, 209–20. <https://brill.com/view/book/edcoll/9783846759011/B9783846759011-s018.xml>.
- Krämer, Hannes. 2012. 'Graphic Vision: Praktiken des Sehens im Grafikdesign'. In *Das Design der Gesellschaft*, edited by Stephan Moebius and Sophia Prinz, 205–26. Bielefeld: transcript. doi:10.14361/transcript.9783839414835.205.
- Krämer, Hannes. 2014. *Die Praxis der Kreativität: eine Ethnografie kreativer Arbeit*. *Gesellschaft der Unterschiede*, Bd. 18. Bielefeld: transcript.
- Kreis, Reinhild. 2020. *Selbermachen: Eine andere Geschichte des Konsumzeitalters*. Frankfurt: Campus Verlag.
- Kusenbach, Margarethe. 2003. 'Street Phenomenology: The Go-Along as Ethnographic Research Tool'. *Ethnography* 4 (3): 455–85. doi:10.1177/146613810343007.
- Lange, Bastian, ed. 2020. *Postwachstumsgeographien: Raumbezüge diverser und alternativer Ökonomien*. *Sozial- und Kulturgeographie*, Band 38. Bielefeld: transcript.
- Langreiter, Nikola, and Klara Löffler, eds. 2017. *Selber machen: Diskurse und Praktiken des 'Do it yourself'*. *Edition Kulturwissenschaft*, Band 90. Bielefeld: transcript.
- Latour, Bruno. 2005. *Reassembling the Social: An Introduction to Actor-Network-Theory*. *Clarendon Lectures in Management Studies*. Oxford ; New York: Oxford University Press.
- Latour, Bruno. 2017. 'Visualization and Cognition: Drawing Things Together'. *Philosophical Literary Journal Logos* 27 (2): 95–151. doi:10.22394/0869-5377-2017-2-95-151.
- Latour, Bruno, and Steve Woolgar. 1986. *Laboratory Life: The Construction of Scientific Facts*. Princeton, N.J.: Princeton University Press.
- Law, John. 1999. 'After Ant: Complexity, Naming and Topology'. In *Actor Network Theory and After*, edited by John Law and John Hassard, 47:1–14. <http://journals.sagepub.com/doi/10.1111/j.1467-954X.1999.tb03479.x>.
- Law, John. 2004. *After Method*. 0 ed. Oxfordshire: Routledge. doi:10.4324/9780203481141.

- Lawson, Bryan. [1980] 2010. *How Designers Think: The Design Process Demystified*. Reprint. Amsterdam Heidelberg: Elsevier Architectural Press.
- Lee, Nick, and Paul Stenner. 1999. 'Who Pays? Can We Pay Them Back?' *The Sociological Review* 47 (1_suppl): 90–112. doi:10.1111/j.1467-954X.1999.tb03484.x.
- Lindström, Kristina, and Åsa Ståhl. 2020. 'Un/Making in the Aftermath of Design'. In *Proceedings of the 16th Participatory Design Conference 2020 – Participation(s) Otherwise – Volume 1*, 12–21. Manizales Colombia: ACM. doi:10.1145/3385010.3385012.
- Ludovico, Alessandro. 2012. *Post-Digital Print: The Mutation of Publishing since 1894*. Onomatopoe 77. Eindhoven: Onomatopoe.
- Lury, Celia, and Nina Wakeford, eds. 2012. *Inventive Methods: The Happening of the Social*. London: Routledge. doi:10.4324/9780203854921.
- Lyman, Peter, and Nina Wakeford. 1999. 'Introduction: Going into the (Virtual) Field'. *American Behavioral Scientist* 43 (3): 359–76. doi:10.1177/00027649921955317.
- Majewski, Maïke. 2016. 'Zur Bedeutung von Open Source für eine nachhaltige Kreislaufwirtschaft'. In *Die Welt reparieren*, edited by Andrea Baier, Tom Hansing, Christa Müller, and Karin Werner, 93–103. Bielefeld: transcript. doi:10.1515/9783839433775-007.
- Manzini, Ezio. 2015. *Design, When Everybody Designs: An Introduction to Design for Social Innovation*. Design Thinking, Design Theory. Cambridge, Massachusetts: The MIT Press.
- Marcus, George. 1995. 'Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography'. *Annual Review of Anthropology*, 95–117. <http://www.jstor.org/stable/2155931>.
- Mareis, Claudia. 2010. 'Entwerfen – Wissen – Produzieren. Designforschung im Anwendungskontext'. In *Kultur- und Medientheorie*, edited by Claudia Mareis, Gesche Joost, and Kora Kimpel, 1st ed., 9–32. Bielefeld: transcript. doi:10.14361/transcript.9783839414637.9.
- Mareis, Claudia. 2011. *Design als Wissenskultur: Interferenzen zwischen Design- und Wissensdiskursen seit 1960*. Studien Zur Visuellen Kultur (Bielefeld, Germany), Bd. 16. Bielefeld: transcript.
- Mareis, Claudia. 2010. "Entwerfen – Wissen – Produzieren. Designforschung im Anwendungskontext." In *Kultur- und Medientheorie*, edited by Claudia Mareis, Gesche Joost, and Kora Kimpel, 1st ed., 9–32. Bielefeld: transcript. doi:10.14361/transcript.9783839414637.9.
- Mareis, Claudia. 2016a. 'Angewandte Imagination und Kreativität um 1960. Eine Einführung'. In *Designing thinking: angewandte Imagination und Kreativität um 1960*, 9–37. Paderborn: Brill Fink. doi:10.30965/9783846761366_002.
- Mareis, Claudia. 2016b. 'Design the Future – Mind the Past'. In *Design*, edited by Thomas H. Schmitz, Roger Häußling, Claudia Mareis, and Hannah Groninger, 1st ed., 30:95–112. Bielefeld: transcript. doi:10.14361/9783839431603-004.
- Mareis, Claudia. 2018. 'Brainstorming: Über Ideenproduktion, Kriegswirtschaft und ›Democratic Social Engineering‹'. In *Edition Kulturwissenschaft*, edited by Jeannie Moser and Christina Vagt, 1st ed., 167:193–210. Bielefeld: transcript. doi:10.14361/9783839442067-012.
- Markussen, Thomas. 2013. 'The Disruptive Aesthetics of Design Activism: Enacting Design Between Art and Politics'. *Design Issues* 29 (1): 38–50. doi:10.1162/DESI_a_00195.
- Marres, Noortje. 2012. 'Experiment: The Experiment in Living'. In *Inventive Methods*. Oxfordshire: Routledge.
- Mazé, Ramia. 2016. 'Design and the Future: Temporal Politics of "Making a Difference"'. In *Design Anthropological Futures*. Oxfordshire: Routledge.
- Mazzilli-Daechsel, Stefano. 2019. 'Simondon and the Maker Movement'. *Culture, Theory and Critique* 60 (3–4): 237–49. doi:10.1080/14735784.2019.1667254.

- Midal, Alexandra, Michelle Millar Fisher, and Paola Antonelli. 2019. *Design by Accident: For a New History of Design*. Berlin: Sternberg Press.
- Milev, Yana, ed. 2013. *Design Kulturen: Der erweiterte Designbegriff im Entwurfsfeld der Kulturwissenschaft*. HFG Forschung, Band 5. München: Wilhelm Fink.
- Moebius, Stephan, and Sophia Prinz, eds. 2012. *Das Design der Gesellschaft: Zur Kultursoziologie des Designs*. 1. Auflage. Sozialtheorie. Bielefeld: transcript.
- Mol, Annemarie. 1999. 'Ontological Politics. A Word and Some Questions'. *The Sociological Review* 47 (1_suppl): 74–89. doi:10.1111/j.1467-954X.1999.tb03483.x. <http://journals.sagepub.com/doi/10.1111/j.1467-954X.1999.tb03483.x>.
- Mol, Annemarie. 2021. *Eating in Theory. Experimental Futures*. Durham ; London: Duke University Press.
- Mol, Annemarie, Ingunn Moser, and Jeannette Pols. 2015. *Care in Practice On Tinkering in Clinics, Homes and Farms*. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:101:1-201511277799>.
- Mukherjee, Roopali, and Sarah Banet-Weiser. 2012. *Commodity Activism: Cultural Resistance in Neoliberal Times*. *Critical Cultural Communication*. New York: New York University Press.
- Nijenhuis, Wim. 2019. 'Making (Things) as Ethical Practice'. In *The Critical Makers Reader: (Un)Learning Technology*, edited by Loes Bogers and Letizia Chiappini, 127–39. *INC Reader 12*. Amsterdam: Institute of Network Cultures.
- Ostrom, Elinor. 1990. *Governing the Commons: The Evolution of Institutions for Collective Action*. *Political Economy of Institutions and Decisions*. Cambridge: Cambridge University Press. doi:10.1017/CBO9780511807763.
- Paech, Andrea, ed. 2016. 'Die Welt lässt sich nur in der Postwachstumsökonomie reparieren'. In *Urban Studies*, 1st ed., 287–94. Bielefeld: transcript. doi:10.14361/9783839433775-026.
- Papanek, Victor. [1971] 2022. *Design for the Real World*. Third edition. London: Thames & Hudson.
- Pfützner, Katharina. 2016. 'Gebrauchspatina, Simplex und offenes Prinzip: Zur sozialen Verantwortung der Industriegestalter der DDR'. In *Design*, edited by Claudia Banz, 1st ed., 6:147–64. Bielefeld: transcript. doi:10.14361/9783839430682-014.
- Pink, Sarah. 2015. *Doing Sensory Ethnography*. Second edition. London ; Thousand Oaks, California: Sage Publications.
- Pink, Sarah. 2021. *Doing Visual Ethnography*. 4th ed. Thousand Oaks: SAGE Publications.
- Polanyi, Michael. 1966. *The Tacit Dimension*. Edited by Amartya Sen. Chicago, IL: University of Chicago Press. <https://press.uchicago.edu/ucp/books/book/chicago/T/bo6035368.html>.
- Prinz, Sophia. 2016. *Dispositive und Dinggestalten*. Bielefeld: transcript. <https://www.degruyter.com/document/doi/10.14361/9783839424049-009/html>.
- Prinz, Sophia, and Ulf Wuggenig. 2007. 'Das unternehmerische Selbst? Zur Realpolitik der Humankapitalproduktion'. In *Michel Foucaults »Geschichte der Gouvernementalität« in den Sozialwissenschaften*, edited by Susanne Krasmann and Michael Volkmer, 239–66. Bielefeld: transcript. doi:10.1515/9783839404881-009.
- Radkau, Joachim. 2011. *Die Ära der Ökologie: Eine Weltgeschichte*. München: Beck.
- Rai, Amit. 2019. *Jugaad Time: Ecologies of Everyday Hacking in India*. *ANIMA: Critical Race Studies Otherwise*. Durham: Duke University Press.
- Rawsthorn, Alice. 2018. *Design as an Attitude*. *Documents – Documents Series 28*. Zurich: JRP Ringier.

- Reckwitz, Andreas. 2003. 'Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken – Eine sozialtheoretische Perspektive'. *Zeitschrift für Soziologie* Jg. 32 (Heft 4): 282–301.
- Reckwitz, Andreas. 2012. *Die Erfindung der Kreativität: Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung*. 3. Auflage. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1995. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Reckwitz, Andreas. 2016. *Kreativität und soziale Praxis: Studien zur Sozial- und Gesellschaftstheorie*. Bielefeld: transcript.
- Reckwitz, Andreas, and Hartmut Rosa. 2021. *Spätmoderne in der Krise: Was leistet die Gesellschaftstheorie?* Erste Auflage. Berlin: Suhrkamp.
- Resch, Gabby, Daniel R. Southwick, and Matt Ratto. 2018. 'Denaturalizing 3D Printing's Value Claims'. In *New Directions in Third Wave Human-Computer Interaction: Volume 1 – Technologies*, edited by Michael Filimowicz and Veronika Tzankova, 105–22. Cham: Springer International Publishing. doi:10.1007/978-3-319-73356-2_7.
- Rheinberger, Hans-Jörg. 1997. *Toward a History of Epistemic Things: Synthesizing Proteins in the Test Tube*. Writing Science. Stanford, California: Stanford University Press.
- Rheinberger, Hans-Jörg. 2001. *Experimentalsysteme und epistemische Dinge: eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*. 3. Auflage. Wissenschaftsgeschichte. Göttingen: Wallstein-Verlag.
- Richterich, Annika, and Karin Wenz, eds. 2017. *Making and Hacking*. *Digital Culture & Society*, vol. 3, issue 1 (2017). Bielefeld: transcript.
- Rittel, Horst W. J., Wolf D. Reuter, and Wolfgang Jonas. 2013. *Thinking Design: Transdisziplinäre Konzepte für Planer und Entwerfer*. Basel: Birkhäuser.
- Rittel, Horst W. J., and Melvin M. Webber. 1973. 'Dilemmas in a General Theory of Planning'. *Policy Sciences* 4 (2): 155–69. doi:10.1007/BF01405730.
- Roberts, Tom. 2017. 'Thinking Technology for the Anthropocene: Encountering 3D Printing through the Philosophy of Gilbert Simondon'. *Cultural Geographies* 24 (4): 539–54. doi:10.1177/1474474017704204.
- Schäfer, Hilmar, ed. 2016. *Praxistheorie: Ein soziologisches Forschungsprogramm*. Bielefeld: transcript.
- Schäffner, Wolfgang. 2014. 'The Design Turn. Eine wissenschaftliche Revolution im Geiste der Gestaltung'. In *The Design Turn. Eine wissenschaftliche Revolution im Geiste der Gestaltung*, 33–46. Bielefeld: transcript. <https://www.degruyter.com/document/doi/10.1515/transcript.9783839414637.33/html?lang=de>.
- Schäpke, Niko, Franziska Stelzer, Matthias Bergmann, Mandy Singer-Brodowski, Matthias Wanner, Guido Caniglia, and Daniel J. Lang. 2017. 'Reallabore im Kontext transformativer Forschung: Ansatzpunkte zur Konzeption und Einbettung in den internationalen Forschungsstand // Real-world laboratories in the context of transformative research: Conceptual building blocks and embedding into the international state of the art'. doi:10.13140/RG.2.2.28604.23687.
- Schatzki, Theodore R. 2002. *The Site of the Social: A Philosophical Account of the Constitution of Social Life and Change*. Pennsylvania: Pennsylvania State Univ. Press.
- Schatzki, Theodore R., K. Knorr-Cetina, and Eike von Savigny, eds. 2001. *The Practice Turn in Contemporary Theory*. New York: Routledge.
- Schipperges, Michael, Brigitte Holzhauer, and Gerd Scholl. 2017. 'Umweltbewusstsein und Umweltverhalten in Deutschland 2016 – Vertiefungsstudie: Sozial-Ökologischer Wandel – Anschlussfähigkeit und Engagement-Potenziale'. 73. Dessau-Roßlau: Umweltbundesamt. https://www.umweltbundesamt.de/sites/default/files/medien/376/publikationen/2018-10-08_texte_73-2018_umweltbewusstsein_2016_vertiefungsstudie.pdf.
- Schmelzer, Matthias, and Andrea Vetter. 2021. *Degrowth/Postwachstum zur Einführung*. 3., unveränderte Auflage. Hamburg: Junius.

- Schmidt, Robert. 2011. 'Die Entdeckung der Praxeographie: Zum Erkenntnisstil der Soziologie Bourdieus.' In Pierre Bourdieu und die Kulturwissenschaften: Zur Aktualität eines undisziplinierten Denkens, edited by Daniel Šuber, Sophia Prinz, and Hilmar Schäfer, 89–106. Konstanz: UVK-Verlag.
- Schmidt, Robert. 2012. *Soziologie der Praktiken: Konzeptionelle Studien und empirische Analysen*. Erste Auflage. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 2030. Berlin: Suhrkamp.
- Schmidt, Robert. 2016. 'Theoretisieren: Fragen und Überlegungen zu einem konzeptionellen und empirischen Desiderat der Soziologie der Praktiken'. In *Praxistheorie*, edited by Hilmar Schäfer, 245–64. Bielefeld: transcript. doi:10.1515/9783839424049-012.
- Schneider, François, Giorgos Kallis, and Joan Martinez-Alier. 2010. 'Crisis or Opportunity? Economic Degrowth for Social Equity and Ecological Sustainability. Introduction to This Special Issue'. *Journal of Cleaner Production* 18 (6): 511–18. doi:10.1016/j.jclepro.2010.01.014.
- Schön, Donald A. 1984. *The Reflective Practitioner*. 0 ed. New York: Basic Books. doi:10.4324/9781315237473.
- Seitz, Tim. 2017. *Design Thinking und der neue Geist des Kapitalismus: Soziologische Betrachtungen einer Innovationskultur*. Kulturen der Gesellschaft, Band 29. Bielefeld: transcript.
- Shorey, Samantha. 2020. "'What You Can Invent over the Weekend" and the Recurring History of Corporate DIY'. *Digital Culture & Society* 6 (1): 121–32. doi:10.14361/dcs-2020-0107.
- Shove, Elizabeth, and Mika Pantzar. 2016. *Rekrutierung und Reproduktion*. transcript Verlag. <https://www.degruyter.com/document/doi/10.14361/9783839424049-005/html>.
- Shove, Elizabeth, Mika Pantzar, and Matt Watson. 2012. *The Dynamics of Social Practice: Everyday Life and How It Changes*. Los Angeles: SAGE.
- Simon, Herbert Alexander. [1969] 1996. *The Sciences of the Artificial*. 3. ed., [Nachdr.]. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Simondon, Gilbert. 2008. *Die Existenzweise technischer Objekte*. Translated by Michael Cuntz. 2. Auflage. Schriften des Internationalen Kollegs für Kulturtechnikforschung und Medienphilosophie 11. Zürich: Diaphanes.
- Sipos, Regina, and Kerstin Franzl. 2020. 'Tracing the History of DIY and Maker Culture in Germany's Open Workshops'. *Digital Culture & Society* 6 (1): 109–20. doi:10.14361/dcs-2020-0106.
- Smith, Rachel Charlotte, and Ton Otto. 2016. 'Cultures of the Future: Emergence and Intervention in Design Anthropology'. In *Design Anthropological Futures*. Oxfordshire: Routledge.
- Smith, Rachel Charlotte, Kasper Tang Vangkilde, Mette Gislev Kjaersgaard, Ton Otto, Joachim Halse, and Thomas Binder, eds. 2016. *Design Anthropological Futures: Exploring Emergence, Intervention and Formation*. London ; New York: Bloomsbury Academic, an imprint of Bloomsbury Publishing, Plc.
- Sommer, Bernd, and Harald Welzer. 2017. *Transformationsdesign: Wege in eine zukunftsfähige Moderne*. Transformationen, Band 1. München: Oekom Verlag.
- Stadler, Max, Nils Güttler, Niki Rhyner, Mathias Grote, Fabian Grütter, Tobias Scheidegger, Martina Schlünder, et al. 2020. *Gegen|Wissen*. 1. Auflage. cache 01. Zürich: intercomverlag.
- Stäheli, Urs. 2021. *Soziologie der Entnetzung*. Erste Auflage, Originalausgabe. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 2337. Berlin: Suhrkamp.
- Stappers, Pieter Jan. 2013. 'Prototypes as a Central Vein for Knowledge Development'. In *Prototype and Craft in the 21st Century*, Louise Valentine (ed), 85–98. London: Bloomsbury Publishing Plc. doi:10.5040/9781350036031.
- Star, Susan Leigh. 1989. 'The Structure of Ill-Structured Solutions: Boundary Objects and Heterogeneous Distributed Problem Solving'. In *Distributed Artificial Intelligence*, 37–54. Amsterdam: Elsevier. doi:10.1016/B978-1-55860-092-8.50006-X.

- Star, Susan Leigh. 2010. 'This Is Not a Boundary Object: Reflections on the Origin of a Concept'. *Science, Technology, & Human Values* 35 (5): 601–17. doi:10.1177/0162243910377624.
- Stein, Jesse Adams. 2017. 'The Political Imaginaries of 3D Printing: Prompting Mainstream Awareness of Design and Making'. *Design and Culture* 9 (1): 3–27. doi:10.1080/17547075.2017.1279941.
- Stengers, Isabelle. 2005. 'The Cosmopolitical Proposal'. In *Making Things Public: Atmospheres of Democracy*, 994–1003. Cambridge: MIT Press.
- Suchman, Lucy. 2000. 'Making a Case: "Knowledge" and "Routine" Work in Document Production'. In *Workplace Studies: Recovering Work Practice and Informing System Design*, edited by Christian Heath, Jon Hindmarsh, and Paul Luff, 29–45. Cambridge: Cambridge University Press. doi:10.1017/CBO9780511628122.003.
- Suchman, Lucy. 2011. 'Anthropological Relocations and the Limits of Design'. *Annual Review of Anthropology* 40 (1): 1–18. doi:10.1146/annurev.anthro.041608.105640.
- Thorpe, Ann. 2011. 'Defining Design as Activism'. *Journal of Architectural Education*. <https://designactivism.net/wp-content/uploads/2011/05/Thorpe-definingdesignactivism.pdf>.
- Tonkinwise, Cameron. 2011. "A Taste for Practices: Unrepressing Style in Design Thinking." *Design Studies* 32 (6): 533–45. doi:10.1016/j.destud.2011.07.001.
- Troxler, Peter. 2013. 'Making the Third Industrial Revolution: The Struggle for Polycentric Structures and a New Peer-Production Commons in the FabLab Community'. In *FabLab*, edited by Julia Walter-Herrmann and Corinne Büching, 181–96. Bielefeld: transcript. doi:10.1515/transcript.9783839423820.181.
- Troxler, Peter. 2016. 'Offene freie Technik'. In *Urban Studies*, edited by Andrea Baier, Tom Hansing, Christa Müller, and Karin Werner, 1st ed., 85–92. Bielefeld: transcript. doi:10.14361/9783839433775-006.
- Turner, Fred. 2006. *From Counterculture to Cyberculture: Stewart Brand, the Whole Earth Network, and the Rise of Digital Utopianism*. Chicago: University of Chicago Press.
- Vannini, Phillip, ed. 2015. *Non-Representational Methodologies: Re-envisioning Research*. First issued in paperback. *Routledge Advances in Research Methods* 12. London New York: Routledge, Taylor & Francis Group.
- Vetter, Andrea, and Benjamin Best. 2015. 'Konvivialität und Degrowth: Zur Rolle von Technologie in der Gesellschaft'. In *X-Texte zu Kultur und Gesellschaft*, edited by Frank Adloff and Volker M. Heins, 1st ed., 101–12. Bielefeld: transcript. doi:10.14361/9783839431849-007.
- Vetter, Andrea, and Matthias Schmelzer. 2020. 'Das emanzipatorische Projekt »Postwachstumsökonomien«'. In *Postwachstumsgeographien*, edited by Bastian Lange, Martina Hülz, Benedikt Schmid, and Christian Schulz, 101–8. Bielefeld: transcript. doi:10.1515/9783839451809-007.
- Voges, Jonathan. 2017. 'Selbst ist der Mann': Do-it-yourself und Heimwerken in der Bundesrepublik Deutschland. Göttingen: Wallstein Verlag.
- Watts, Laura. 2008. 'The Future Is Boring: Stories from the Landscapes of the Mobile Telecoms Industry'. *Twenty-First Century Society* 3 (2): 187–98. doi:10.1080/17450140802062193.
- Wilkie, Alex. 2010. 'Prototypes in Design: Materializing Futures'. In *Prototyping Prototyping*, edited by Christopher Kely, Alberto Corsín Jiménez, and George E. Marcus, 43–50. Madrid: ARC Studio. <https://research.gold.ac.uk/id/eprint/4664/>.
- Wilkie, Alex, and Mike Michael. 2015. 'The Design Studio as a Centre of Synthesis'. In *Studio Studies*. Oxfordshire: Routledge.
- Wind, Dominik. 2016. 'Open State. Ein Zwischenstand'. In *Die Welt reparieren*, edited by Andrea Baier, Tom Hansing, Christa Müller, and Karin Werner, 104–10. Bielefeld: transcript. doi:10.1515/9783839433775-008.

- Yelavich, Susan, and Barbara Adams, eds. 2014. *Design as Future-Making*. London ; New York: Bloomsbury Academic.
- Zheng, Jing. 2009. 'Open Collaborative Mechanical / Product Design – User as Developer A New Design Methodology for Internet Era Business Innovations and Entrepreneurship'. All Theses and Dissertations (ETDs). doi:<https://doi.org/10.7936/K7VH5KWR>.
- Ziemer, Gesa. 2016. 'Stadt gemeinsam entwickeln. Neue Formen der Zusammenarbeit am Beispiel der Hamburger PlanBude'. In *Die Welt reparieren*, edited by Andrea Baier, Tom Hansing, Christa Müller, and Karin Werner, 312–18. Bielefeld: transcript. doi:[10.1515/9783839433775-029](https://doi.org/10.1515/9783839433775-029).

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Eigene Aufnahme.	16
Abb. 2: Eigene Aufnahme.	21
Abb. 3: Eigene Aufnahme.	21
Abb. 4: Eigene Aufnahme.	23
Abb. 5: Eigene Aufnahme.	23
Abb. 6: Eigene Aufnahme.	27
Abb. 7/8: Aufnahme Aurèle Haupt/Eigene Aufnahme.	36
Abb. 9: Darstellung Aurèle Haupt	46
Abb. 10: Eigene Darstellung.	47
Abb. 11: Eigene Aufnahme.	49
Abb. 12: Eigene Aufnahme.	52
Abb. 13: Eigene Aufnahme.	53
Abb. 14/15: Eigene Aufnahme.	57
Abb. 16: Eigene Aufnahme.	58
Abb. 17/18: Eigene Aufnahme.	58
Abb. 19: Eigene Aufnahme.	59
Abb. 20: Eigene Aufnahme.	59
Abb. 21/22/23: Eigene Aufnahme.	65
Abb. 24/25: Eigene Aufnahme.	67
Abb. 26/27: Eigene Aufnahme..	69
Abb. 43/44: Eigene Aufnahme.	97
Abb. 45/46/47/48/49: Eigene Aufnahme.	98
Abb. 50/51: Eigene Aufnahme.	100
Abb. 52/53: Eigene Aufnahme.	102
Abb. 54/55: Eigene Aufnahme.	103
Abb. 56/57: Eigene Aufnahme.	104
Abb. 58/59: ZEcotopia (2012), jessicaperlstein.com, abgerufen 15.3.2020./ John Seymour (1978)	112
Abb. 60/61: Eigene Aufnahme.	114
Abb. 62/63: Eigene Aufnahme.	115
Abb. 64/65: Eigene Aufnahme.	117
Abb. 66/67/68: Eigene Aufnahme.	118
Abb. 69/70/71/72: Eigene Aufnahme.	120
Abb. 73: Eigene Aufnahme.	121
Abb. 74/75/76: Eigene Aufnahme.	122
Abb. 77/78: Eigene Aufnahme	125
Abb. 79: Skizze wirbauenzukunft.de, abgerufen 10.6.2020.	127
Abb. 80/81: Aufbau des ersten CNC-OS-Tiny-House-Prototyps.	128
Abb. 82/83: Patent Nr. 5881977 https://patents.justia.com/assignee/werkhaus-design-produktion-gmbh , abgerufen 12.2.2024.	129
Abb. 84: Eigene Aufnahme.	143
Abb. 85/86/87: Luftaufnahmen 2002, 2005, 2017. https://www.geoportal-mv.de/gaia/gaia.php , abgerufen 12.2.2024.	144
Abb. 88: Eigene Aufnahme.	148
Abb. 89: Eigene Aufnahme.	149
Abb. 90: Aufnahme Nils Liersch.	153
Abb. 91: Eigene Aufnahme.	154
Abb. 92: Aufnahme Nils Liersch.	155
Abb. 93/94: Diagramm Robin Lückert/Eigene Aufnahme.	157
Abb. 95: Eigene Aufnahme.	160
Abb. 96: Eigene Aufnahme.	161
Abb. 97/98: Eigene Aufnahme.	162
Abb. 99: Eigene Aufnahme.	164
Abb. 100: Eigene Aufnahme.	167
Abb. 101/102: Eigene Aufnahme.	169

Abb. 103/104: Eigene Aufnahme.	170
Abb. 105/106/107/108/109/110: Eigene Aufnahme.	172
Abb. 111: Eigene Aufnahme.	175
Abb. 112: Eigene Aufnahme.	179
Abb. 113/114/115: Eigene Aufnahme.	180
Abb. 116: Eigene Aufnahme.	183
Abb. 117/118: Aufnahme Robin Lückert/Eigene Aufnahme.	189
Abb. 119: Eigene Aufnahme.	191
Abb. 120: Eigene Aufnahme.	192
Abb. 121: Eigene Aufnahme.	193
Abb. 122/123: Eigene Aufnahme.	195
Abb. 124/125: Eigene Aufnahme.	198
Abb. 126: Eigene Aufnahme.	200
Abb. 127/128: Eigene Aufnahme.	201
Abb. 129/130/131/132: Eigene Aufnahme.	203
Abb. 133: Eigene Aufnahme.	204
Abb. 134: Eigene Aufnahme.	205
Abb. 135/136: Eigene Aufnahme.	209
Abb. 137/138: Eigene Aufnahme.	210
Abb. 139/140/141/142/143/144: Eigene Aufnahme.	213
Abb. 145/146: Eigene Aufnahme./ https://wgp.de/de/zertifizierte-schutztausruestung-selbst-drucken/ , abgerufen 3.9.2023.	216
Abb. 147/148/149/150/151/152: Eigene Aufnahme.	220
Abb. 153/154: Eigene Aufnahme.	230
Abb. 155/156/157: Eigene Aufnahme.	252
Abb. 158: Eigene Aufnahme.	258

Auszüge der Einleitung (S. 15 ff) wurden bereits vorveröffentlicht in: Ibach, Merle. 2025. „DIY Research on My Balcony: On Doing a Practice-Oriented PhD in an Era of Social Fragility“. *STS Encounters* 17 (1): 2–16. doi:10.7146/stse.v17i1.156618.

Ebenso wurden Teile des Kapitels „Machen“ (S. 185 ff) bereits vorveröffentlicht. Dazu gehören Auszüge aus folgenden Unterkapiteln:

„Der Inselgarten – Kleine Welten machen“ (S. 198 ff) in: Ibach, Merle. 2024.

„Inselgarten und Komposttoilette: Prototyping von nachhaltigen Zukunftsvisionen und die ökologischen und sozialen Folgen“. In *Wie gestalten wir Gesellschaft? Public Interest Design*. Bielefeld: transcript.

„Der 3D-Drucker – Vermittler der Katastrophe“ (S. 206 ff) in: Ibach, Merle.

2021. „Making A Cup: An Autoethnographic Study on the Domain of Making and Its Distinction from Designing“. In *NERD – New Experimental Research in Design 2*. Bielefeld: Birkhäuser Verlag.

„Die Komposttoilette – Ästhetik des Unfertigen“ (S. 219 ff) in: Ibach, Merle.

2024. „Inselgarten und Komposttoilette: Prototyping von nachhaltigen Zukunftsvisionen und die ökologischen und sozialen Folgen“. In *Wie Gestalten wir Gesellschaft? Public Interest Design*. Bielefeld: transcript.

